JEHUDA HALEVI
LOGE

SAMMELBLÄTTER JÜDISCHEN WISSENS

11

Sammelblätter
Jüdischen Wissens.

Hrsg: Jehuda Halevi Loge U.O.B.B.

(1924–1933)

Nr. 1–268.

Inhaltsverzeichnis
der
Sammelblätter jüdischen Wissens 1—200.

I. Nummernfolge.

II. Alphabetisch.

Inhaltsverzeichnis

der

Sammelblätter jüdischen Wissens 1–100.

I. Nummeriert.

II. Alphabetisch.

Juni 1927

Weltstatistik.

Die Gesamtzahl der Juden auf der Erde beträgt ungefähr 16 Millionen. Ihre Zahl hat im Laufe des letzten Jahrhunderts außerordentlich zugenommen, nachdem sie schon vorher in den verschiedenen Jahrhunderten großen Schwankungen unterworfen war. Um 1600 soll die Zahl der Juden nicht mehr als rund 1 Million betragen haben, um 1800 etwa 3 Millionen, 1880 7 Millionen und 1910 10 Millionen.

Alle diese Zahlen beruhen auf groben Schätzungen und auch die für die Gegenwart angenommene Zahl von 15½—16½ Millionen kann nur als ein Annäherungswert betrachtet werden. In den meisten Ländern außerhalb Mitteleuropas und den Vereinigten Staaten werden Volkszählungen entweder gar nicht oder nur ungenau durchgeführt, und in vielen Ländern, z. B. in Italien, wird bei der Volkszählung das Glaubensbekenntnis nicht berücksichtigt. Unter diesem Gesichtspunkt sind alle nachstehenden Zahlen mit der notwendigen Reserve zu bewerten, zumal die Abweichungen der einzelnen Statistiken oft 20—40 % betragen. Die erhebliche Zunahme der Juden im letzten Jahrhundert ist auf die Verbesserung ihrer Daseinsbedingungen zurückzuführen. Außerdem ist die Kindersterblichkeit unter den Juden eine ungewöhnlich geringe, andererseits aber die Fruchtbarkeit unter den gesetzestreu lebenden Gruppen sehr groß. In den Jahren vor dem Krieg hat man mit einer Vermehrung der Juden von jährlich 350 000 gerechnet. Durch die Änderung der Lebensbedingungen und Lebensanschauungen in den großen Massenzentren, vor allem Rußland und Nordamerika, haben sich die Voraussetzungen der Fortpflanzung wesentlich geändert, so daß für die Gegenwart und vor allem für die Zukunft diese tägliche Zunahme von 1000 nicht als Grundwert für soziologische Spekulationen angenommen werden darf.

I. Europa	Gesamt-Bevölkerung	Juden	Proz.-Satz der Juden
Polen	27 000 000	3 500 000	12,9
Ukraine	26 000 000	1 800 000	6,8
Europ. Sowjet-Rußl.	66 000 000	850 000	1,3
Rumänien	17 400 000	834 000	4,8
Deutschland	59 000 000	600 000	1
Ungarn	8 000 000	500 000	6,3
Tschechoslowakei	13 000 000	350 000	2,6
Großbritannien	44 300 000	300 000	0,7
Österreich	6 500 000	300 000	4,6
Litauen	2 000 000	153 000	7,6
Frankreich	39 500 000	150 000	0,4
Niederlande	6 800 000	115 000	1,7
Griechenland	5 000 000	110 000	2,2
Lettland	1 500 000	100 000	6,7
Europ. Türkei	1 900 000	85 000	4,5
Jugoslawien	12 000 000	64 000	0,5
Belgien	7 700 000	50 000	0,6
Bulgarien	4 800 000	46 000	1
Italien	40 000 000	45 000	0,1
Schweiz	4 000 000	21 000	0,5
Schweden	6 000 000	6 500	0,1
Dänemark	3 000 000	6 000	0,2
Estland	1 250 000	6 000	0,5
Danzig	350 000	4 000	1,1
Spanien	20 800 000	4 000	0,02
Finnland	3 400 000	1 600	0,05
Norwegen	2 500 000	1 500	0,05
Gibraltar	18 000	1 300	7,2
Portugal	6 000 000	1 000	0,02
Malta	200 000	35	0,02
II. Asien			
Palästina	750 000	100 000	13
Mesopotamien	2 800 000	88 000	3,1
Asiatische Türkei	11 900 000	70 000	0,6
Republ. d. fern. Ostens	1 800 000	60 000	3,3
Persien	8 000 000	40 000	0,5
Sibirien	9 000 000	40 000	0,4
Kaukasus	9 000 000	35 000	0,4
Syrien u. Libanon	3 300 000	35 000	1

	Gesamt-Bevölkerung	Juden	Proz.-Satz der Juden
Zentralasien	11 500 000	28 000	0,3
Arabien	5 000 000	25 000	0,5
Indien	315 000 000	21 000	0,007
Buchara u. Chiwa	3 500 000	20 000 (?)	0,6
Afghanistan	6 400 000	18 000	0,3
Aden	55 000	3 700	6,8
China		5—10 000 (?)	
Japan		1 000 (?)	
Übriges Asien		1 200 (?)	
III. Afrika.			
Französ.-Marokko	5 400 000	110 000	2
Algier	5 800 000	74 000	1,3
Ägypten	12 700 000	60 000	0,5
Britisch-Südafrika	7 000 000	60 000	0,9
Abessinien	8 000 000	50 000	0,6
Tunis	2 000 000	50 000	2,5
Spanisch-Marokko	600 000	18 000	3
Tripolis	550 000	15 000	2,7
Tanger	52 000	10 000	19,2
IV. Amerika.			
Vereinigte Staaten	118 000 000	3 600 000	3
Argentinien	8 700 000	200 000	2,3
Kanada	8 800 000	126 000	1,4
Brasilien	30 600 000	21 000	0,07
Mexiko	14 000 000	16 000	0,1
Cuba	3 000 000	8 200	0,3
Chile	3 800 000	2 000	0,06
Surinam u. Curacao	167 000	1 300	0,8
Jamaica	900 000	1 250	0,1
Alaska	55 000	500	0,9
Paraguay	1 000 000	400	0,04
Venezuela	2 400 000	400	0,02
Porto Rico	1 300 000	200	0,02
Uruguay	1 500 000	150	0,01
V. Australien.			
Australien	6 000 000	20 000	0,3
Neuseeland	1 000 000	2 000	0,2

Reihenfolge der Länder nach dem Prozentsatz ihrer jüdischen Bevölkerung.

	v. H.		v. H.		v. H.		v. H.
Tanger	19,2	Tschechoslowakei	2,6	Asiatische Türkei	0,6	Italien	0,1
Palästina	13	Tunis	2,5	Belgien	0,6	Jamaica	0,1
Polen	12,9	Argentinien	2,3	Buchara u. Chiwa	0,6	Mexiko	0,1
Litauen	7,6	Griechenland	2,2	Ägypten	0,5	Schweden	0,1
Gibraltar	7,2	Französ.-Marokko	2	Arabien	0,5	Brasilien	0,07
Aden	6,8	Niederlande	1,7	Estland	0,5	Chile	0,06
Ukraine	6,8	Kanada	1,4	Jugoslawien	0,5	Finnland	0,05
Lettland	6,7	Algier	1,3	Persien	0,5	Norwegen	0,05
Ungarn	6,3	Europ. Sowj.-Rußl.	1,3	Schweiz	0,5	Paraguay	0,04
Rumänien	4,8	Danzig	1,1	Frankreich	0,4	Malta	0,02
Österreich	4,6	Deutschland	1	Kaukasus	0,4	Porto Rico	0,02
Europ. Türkei	4,5	Syrien u. Libanon	1	Sibirien	0,4	Portugal	0,02
Republ. d. f. Ostens	3,3	Alaska	0,9	Afghanistan	0,3	Spanien	0,02
Mesopotamien	3,1	Britisch-Südafrika	0,9	Australien	0,3	Venezuela	0,02
Spanisch-Marokko	3	Bulgarien	0,9	Cuba	0,3	Uruguay	0,01
Ver. Staaten von		Surinam u. Curacao	0,8	Zentralasien	0,3	Indien	0,007
Nordamerika	3	Großbritannien	0,7	Dänemark	0,2		
Tripolis	2,7	Abessinien	0,6	Neuseeland	0,2		

Zahl der Juden in den wichtigsten Städten der Welt und ihr Prozentsatz zu der Gesamtbevölkerung.

	Juden	Proz.-Satz der Juden
New York	1 750 000	29,8
Chikago	325 000	10,8
Warschau	322 200	32,5
Philadelphia	275 000	13,9
Budapest	212 700	22,9
Wien	202 000	10,8
London	200 000	2,7
Berlin	172 700	4,3
Lodz	156 200	34,5
Odessa	153 200	36,4
Kiew	140 200	27,3
Moskau	131 250	6,5
Buenos Aires	120 000	6,1
Cleveland	100 000	10,7
Paris	100 000	3,5
Boston	90 000	11,5
Leningrad	84 500	5,3
Jekaterinoslaw	84 000	36
Kischinew	80 000	60,2
Lemberg	77 000	35
Detroit	75 000	6
Baltimore	70 000	8,8
Konstantinopel	70 000	3,9
Amsterdam	67 250	10,3
Los Angeles	65 000	11,3
Newark	65 000	14,4
Saloniki	60 000	22,8
Wilna	56 200	43,2
Minsk	54 000	40,8
Pittsburgh	53 000	8,4
Bukarest	50 000	14,3
Jaffa mit Tel-Awiw	50 000	62,5
St. Louis	50 000	6,1
Jerusalem	48 000	60
Krakau	45 200	24,6
Riga	39 500	11,7
Bagdad	35 000	14
Prag	31 750	4,7

	Juden	Proz.-Satz der Juden
Frankfurt a. M.	29 400	6,3
Alexandrien	29 200	6,5
San Franzisko	26 000	4,7
Antwerpen	25 000	6,2
Beyrut	25 000	26,3
Cincinnati	25 000	6,1
Kairo	25 000	3,1
Kowno	24 700	27,1
Brüssel	20 000	2,6
Milwaukee	20 000	3,9
Tiflis	20 000	7,2
Tunis	19 000	11,1
Pinsk	17 500	74,6
Adrianopel	17 000	30,4
Sofia	17 000	11
Tripolis	16 000	53,3
Brünn	12 000	5,3
Damaskus	12 000	2
Rom	12 000	0,8
Bombay	10 750	1
Washington	10 000	2,3
New Orleans	8 000	2
Sydney	6 500	0,5
Kopenhagen	5 875	2,3
Melbourne	5 500	0,6
Zürich	5 200	2
Belgrad	5 000	4
Triest	4 000	1,7
Kalkutta	1 600	0,2
Oslo	1 500	0,6
Hongkong	150	0,03

Literatur: Zeitschr. f. Demogr. u. Stat. d. Juden, Nr. 5, 1925;
Jewish Year Book, London 1929;
American Jewish Year Book, New York 1927/28;
I. Kreppel, Juden u. Judentum von Heute;
Jakob Lestschinsky, „Die Umsiedlung u. Umschichtung des jüd. Volkes im Laufe des letzten Jahrhunderts“, Weltwirtschaftliches Archiv 30. Band (1929 II).

Juni 1930.

Der **U. O. B. B., Unabhängiger Orden Bne Briss**, wurde am 13. Oktober 1843 in New York von dem Hamburger Maschinenbauer H e i n r. J o n a s (Henry Jones) nach dem Vorbilde des Freimaurerordens und mit dem Ziele, die zugewanderten Juden geistig und moralisch zu heben und staatsbürgerlich zu erziehen, gegründet. Die Ordensgründung in Amerika ist mithin die Tat eines nach New York ausgewanderten deutschen Juden, ja sogar als eine deutsche Gründung zu bezeichnen, denn es waren ausschließlich deutsche Juden, die der ersten „New York Loge“ beitraten, was auch die Tatsache erklärt, daß die Verhandlungssprache zunächst deutsch war. Die Zahl der Logen stieg rasch und der Orden breitete sich über den ganzen amerikanischen Kontinent aus. 1924 umfaßte der U. O. B. B., in Amerika I. O. B. B. (Independent), in 7 Ordensdistrikten zirka 530 Logen mit einer Konstitutions-Großloge an der Spitze und zirka 70 000 Mitgliedern.

An humanitären Institutionen hat der amerikanische Bnai Brith geschaffen:

1856 Jüdisches Witwen- und Waisenheim zu New Orleans als das erste jüdische Waisenhaus der Vereinigten Staaten,
1868 Jüdisches Waisenhaus in Cleveland,
1875 Neubau des jüdischen Witwen- und Waisenheims zu New Orleans,
1875 Hebräisches Waisenheim Atlanta,
1881 Alters- und Siechenheim zu Yonkers,
1899 National-jüdisches Hospital für Tuberkulöse in Denver,
1915 Waisenheim im Erie.

1876 wurde anläßlich der Hundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung als ein Geschenk des Ordens an das amerikanische Volk im Fairmount Park zu Philadelphia das Denkmal der Religionsfreiheit, eine Schöpfung des jüdischen Künstlers Moses Ezekiel, aufgestellt.

Außerhalb Amerikas hat sich der Orden ausgebreitet über: Deutschland (101 Logen), Rumänien (13), Tschechoslowakei (10), Polen (9), Bulgarien (6), Palästina und Syrien (6), Deutsch-Oesterreich (5), Türkei (4), Kanada (3), Aegypten (3), England (2), Schweiz (2), Serbien (1), Dänemark (1). Zu Distrikten zusammengefaßt sind die Logen in Deutschland (VIII. Distr.), Rumänien (IX.), Tschechoslowakei (X.), Orient (XI.), Deutsch-Oesterreich (XII.), Polen (XIII.), Palästina (XIV). In D e u t s c h l a n d erfolgte die Ordensgründung aus anderen Motiven als in Amerika, nämlich als eine Folge des wachsenden Antisemitismus in den Freimaurer- und Odd-Fellow-Logen, der anfangs der 80er Jahre die drei Ordensmitglieder Jul. Fenchel, Moritz Jablonski und David Wolff zum Austritt und zur Gründung eines jüdischen Ordens veranlaßte. Nach Ueberwindung außerordentlicher gesellschaftlicher und organisatorischer Hindernisse und nach der nur äußerst zögernd erfolgten Aushändigung des Freibriefes durch die amerikanische Ordensleitung wurde am 20. März 1882 der deutsche Distrikt in Berlin durch die Eröffnung der „Deutschen Reichsloge“ unter dem Präsidium von M. Jablonski gegründet. Nach anfänglichen Schwierigkeiten blühte die Loge auf und zählte am Ende des ersten Jahres bereits 100 Mitglieder. Sechs Monate später wurde als zweite am 30. August 1882 die Germania-Loge in Halle, im April 1883 als zweite Berliner die Berthold-Auerbach-Loge gegründet. Nunmehr erfolgte die Ausbreitung des Ordens rasch, so daß im ganzen von 1882 bis 1924 folgende Logen ins Leben gerufen werden konnten:

1882 Deutsche Reichs-Loge, Berlin I.
Germania-Loge, Halle.
1883 Berthold-Auerbach-Loge, Berlin II.
Concordia-Loge, Kattowitz.
1884 Mamreh-Loge, Beuthen.
Allemannia-Loge, Stettin.
Montefiore-Loge, Berlin III.
Humanitas-Loge, Gleiwitz.
1885 Lessing-Loge, Breslau I.
Fraternitas-Loge, Dresden.
Mendelsohn-Loge, Magdeburg.
Amicitia-Loge, Posen.
Akiba-Eger-Loge, Ostrowo.
1886 Zion-Loge, Hannover.
Westfalia-Loge, Bielefeld.
Friedens-Loge, Ratibor.
1887 Henry-Jones-Loge, Hamburg I.
Berend-Lehmann-Loge, Halberstadt.
Frankfurt-Loge, Frankfurt a. M. I.
Viktoria-Loge, Görlitz.
1888 Rheinland-Loge, Köln I.
Unitas-Loge, Straßburg.
Sinai-Loge, Kassel.
1889 Rhenus-Loge, Mainz.
Anhalt-Loge, Dessau.
1890 Pommerania-Loge, Stargard.
Nassau-Loge, Wiesbaden.
1894 Friedrich-Loge, Heidelberg.
1896 August-Lamey-Loge, Mannheim.
Märkische Loge, Dortmund.
1897 Julius-Bien-Loge, Eschwege.
München-Loge, München I.
1898 Franken-Loge, Würzburg.
Carl-Friedrich-Loge, Karlsruhe.
1899 Silesia-Loge, Liegnitz.
Gabriel-Rießer-Loge, Thorn.
Hohenzollern-Loge, Krotoschin.
Stuttgart-Loge, Stuttgart.
1900 Kaiser-Friedrich-Loge, Bremen.
Borussia-Loge, Danzig.
Glückauf-Loge, Essen.
Leipzig-Loge, Leipzig.
Saxonia-Loge, Chemnitz.
Breisgau-Loge, Freiburg.
Eintracht-Loge, Koblenz.
1901 Düsseldorf-Loge, Düsseldorf.
Gotha-Loge, Gotha.
Starkenburg-Loge, Darmstadt.
Erfurt-Loge, Erfurt.
Humboldt-Loge, Neiße.
1902 Dalberg-Loge, Worms.
Bergische Loge, Elberfeld-Barmen.
Mosel-Loge, Trier.
Ostpreußische Loge, Allenstein.
Saar-Loge, Saarbrücken.

1903 Maimonides-Loge, Nürnberg I.
Herder-Loge, Heilbronn.
Michael-Sachs-Loge, Königshütte.

1904 Julius-Plotke-Loge, Kaiserslautern.
Toleranz-Loge, Landsberg a. d. W.
Esra-Loge, Lübeck.
Eduard-Lasker-Loge, Bromberg.
Raphael-Kosch-Loge, Lissa.
Lothringen-Loge, Metz.

1906 Veritas-Loge, Hindenburg.
Jakob-Plaut-Loge, Nordhausen.

1907 Leopold-Zuntz-Loge, Braunschweig.

1908 Moritz-Lazarus-Loge, Göttingen.
Libanon-Loge, Insterburg.

1909 Hillel-Loge, Hildesheim.
Steinthal-Loge, Hamburg II.

1910 Ferdinand-Gamburg-Loge, Hanau.
Salomon-Munk-Loge, Glogau.
Niederrhein-Loge, Krefeld.
Kant-Loge, Königsberg.
Zähringer Loge, Pforzheim.
Spinoza-Loge, Berlin IV.

1911 Freiheit-Loge, Oppeln.

1914 Hardenberg-Loge, Frankfurt a. d. O.

1920 Heinrich-Grätz-Loge, Breslau II.
Hermann-Cohen-Loge, Frankfurt a. M. II.
Timendorfer Jubiläumsloge, Berlin V.
Thuringia-Loge, Eisenach.
Salo-Adler-Loge, Schneidemühl.

1921 Jesaia-Loge, München II.
Jeremia-Loge, Stolp.
Loge zu den drei Erzvätern, Tilsit.
Jacob-Herz-Loge, Nürnberg II.
Akiba-Eger-Loge, Berlin VI.

1922 Manuel-Joel-Loge, Breslau III.
Marcus-Horowitz-Loge, Frankfurt a. M., III.
Makkabi-Loge, Konstanz.
Duisburg-Loge, Duisburg.
Nehemia-Nobel-Loge, Hamburg III.
Walter-Rathenau-Loge, M.-Gladbach.
Reuchlin-Loge, Schwedt.

1923 Moriah-Loge, Köln II.
Adolf-Kraus-Loge, Kottbus.

1924 Meier-Schiff-Loge, Fulda.
Schwäbische Loge, Augsburg.
Jehuda-Halevi-Loge, Berlin VII.

Die Zahl der Logen-Mitglieder betrug:

1885	12	Logen	1 200	Mitglieder
1897	33	„	3 200	„
1912	79	„	8 600	„
1924	102	„	15 000	„

Innerhalb des deutschen Distriktes haben sich die Logen aus organisatorischen Gründen gruppiert zu den Landesverbänden: Oberschlesischer, Mittelschlesischer, Niederschlesischer, Sächsischer, Bayerischer, Nordostdeutscher, Ostpreußischer, Niedersächsischer, Hanseatischer, Südwestdeutscher, Mitteldeutscher, Hessischer Logenverband.

Am 28. Juni 1885 wurde in Berlin die Großloge für Deutschland als Zentralloge, Sitz des Ordenspräsidiums und leitende Geschäftsstelle für den Gesamtorden installiert. Die Großloge setzt sich formell aus den Expräsidenten der Einzellogen zusammen, von denen aber nur die gewählten Repräsentanten — für je 200 Mitglieder 1 Repräsentant — stimmberechtigt sind. Diese kommen aber nur in Abständen von 4 Jahren zur sogenannten Großlogen-Tagung zusammen. Die eigentlichen Geschäfte der Großloge führt das Generalkomite (1920 36 Mitglieder), das zweimal im Jahre tagt, resp. der Geschäftsausschuß des Generalkomites, der durchschnittlich zweimal im Monat zur Erledigung der laufenden Geschäfte zusammentritt. Das Präsidium der Großloge besteht aus dem Großpräsidenten, mindestens drei Vize-Großpräsidenten, dem Groß-Sekretär, dem Groß-Schatzmeister. Die nacheinander fungierenden Groß-Präsidenten waren: Jul. Fenchel (1885—1887), Louis Maretzki (1887—1898), Berthold Timendorfer (1898—1924). Die Großloge selbst wieder untersteht der alle 5 Jahre in Chikago, als dem Zentralsitz des Bnai Brith, unter der Führung des Ordenspräsidenten (Kraus) zusammentretenden Konstitutions-Großloge.

Das bei den Freimaurern ursprünglich weit ausgebaute System von Zeichen und Symbolen ist im Orden auf ein Mindestmaß beschränkt worden zum ausschließlichen Zweck, Unberufene von den Logensitzungen fernzuhalten und den Mitgliedern des Ordens die Möglichkeit zu geben, sich auch außerhalb der Logen als Brüder erkennen zu können.

Das Ziel der Ordensbestrebungen ist: „Israeliten zu vereinigen zur Förderung der höchsten und idealsten Güter der Menschheit, den geistigen und sittlichen Charakter der Stammesgenossen zu stärken, ihnen die reinsten Grundsätze der Menschenliebe, der Ehre, des Patriotismus einzuprägen, Wissenschaft und Kunst zu unterstützen, die Not der Armen und Dürftigen zu lindern, die Kranken zu besuchen und zu pflegen, den Opfern der Verfolgung zu Hilfe zu kommen, Witwen und Waisen zu beschützen und ihnen in allen Lagen hilfreich beizustehen."

Während der Orden im Sinn dieser Bestrebungen auf der einen Seite das „Logenleben" pflegt, indem die Brüder zu regelmäßigen Sitzungen zusammenkommen und sich hier den Gegenständen des jüdischen Lebens widmen, auch die Angehörigen der Brüder durch Schwesternvereinigungen, Jugendgruppen usw. heranzieht und innerhalb der eigenen Logenkreise im humanitären Sinne wirkt, hat der Orden nach außen hin seit seinem Bestehen an fast allen kulturellen und sozialen Aufgaben der Judenheit, und zwar mit seinem Anwachsen in immer steigendem Maße und in immer führenderer Stellung sich beteiligt. Die wichtigsten Aktionen und Gründungen des Ordens in Deutschland sind:

Enquete in Hessen über die Beteiligung der Juden am Viehhandel und Eingreifen des Ordens gegen bestehende Mißstände (1891).

Bekämpfung des „Flatower Nomadentums" (Westpr. Wanderbettelei).

Verein zur Verbreitung der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands.

Bekämpfung des Mädchenhandels in Galizien durch Sendboten, Gründung von Haushaltschulen, Arbeitsnachweisen, Rechtsbüros, Unterrichtskurse, Industrieförderung usw.

Hilfsaktion zur Behebung des Judenelends in Rumänien.

Fürsorge für die Waisen der Pogromopfer von Kischinew und Homel. Unterbringung von 64 Pogromwaisen in Deutschland in Verbindung mit dem Hilfsverein deutscher Juden.

Toynbee-Hallen in Hamburg (01), Mannheim (02), Berlin (04), München (08).

Israelit. Erziehungsanstalt für geistig zurückgebliebene Kinder in Beelitz (08). (Bisherige Frequenz über 200 Kinder, von denen 50 v. H. Berufen zugeführt werden konnten.)

Jaffasches Fürsorgen- und Waisenheim der Großloge (07). (Insassen zirka 20.

Verband der jüdischen Jugendvereine Deutschlands (08). (Sogen. neutraler Jugendverband.)

Kulturfonds zur Unterstützung notleidender Bildungsstätten.

Krankenschwester - Organisation zur Ausbildung und Unterbringung von jüdischen Krankenschwestern (1900).

Beteiligung am Arbeiterfürsorgeamt.

Beteiligung an der Gründung und Erhaltung der Akademie für die Wissenschaft des Judentums.

Beteiligung am Keren hajessod (Palestina-Aufbau-Fonds).

Gesamtarchiv der deutschen Juden in Gemeinschaft mit dem Deutsch-Israelit. Gemeindebund (06), (Sammlung von Dokumenten und Akten zur Geschichte der Juden in Deutschland., Depot der Akten von über 350 Gemeinden).

Verband der Arbeitsnachweise der Großlogen.

Vereinslazarettzug (Beförderung von zirka 20000 Verwundeten während des Krieges).

Jährliches Preisausschreiben der Moritz-Mannheimer-Stiftung der Großloge zur Erlangung von Arbeiten über das Thema „Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit als die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft".

Ferien- und Erholungsheime in Elmen, Misdroy, Hirschberg, Zoppot, Rochwitz, Hofheim b. Frankfurt, Döhlau b. Halle, Salzhemmendorf b. Hannover, Norderney.

Altersheim in Lichterfelde b. Berlin.

Durch den Verband der Frauenvereinigungen der U. O. B. B.-Logen (zirka 50 Vereine) wurden geschaffen:

Jüdisches Mädchenheim, Breslau.
Wöchnerinnenheim, Berlin.
Mütterberatungsstelle, Berlin.
Mittelstandsküchen.

Seit 1899 erscheinen die „Mitteilungen der Großloge für Deutschland, VIII U. O. B. B.", seit 1921 unter dem Titel „Der Orden Bne Briss".

Lit. Alfr. Goldschmidt „Der deutsche Distrikt des Ordens Bne Briss" (Verlag der Großloge, Berlin W 62).

Nov. 1924.

Fritz Kahn
Jeh.-Halevi-Loge Berlin.

Der Unabhängige Orden Bne Briss, U. O. B. B., wurde am 13. Oktober 1843 in New York von dem Hamburger Maschinenbauer Heinrich Jonas (Henry Jones) durch die Gründung der New York-Loge nach dem Vorbild des Freimaurerordens ins Leben gerufen. Henry Jones verfolgte durch die Schaffung einer jüdischen Loge das Ziel, die zugewanderten Juden, denen größtenteils die für die neue Heimat notwendige staatsbürgerliche Erziehung fehlte, in ihrer Bildung, ihrer Moral und ihrer gesellschaftlichen Position zu heben und sie so zu vollwertigen Staatsbürgern heranzubilden. Es waren ausschließlich deutsche Juden, die der von Heinrich Jonas gegründeten New York-Loge beitraten, und die Verhandlungen wurden zunächst deutsch geführt, so daß man die Ordensgründung als eine Tat deutscher Juden bezeichnen kann. Die Logengründung kam offenbar einem allgemein empfundenen Bedürfnis nach, denn anschließend an die erste bildeten sich rasch zahlreiche andere Logen, und der Orden breitete sich allmählich über die ganzen Vereinigten Staaten aus. 1928 umfaßte der U. O. B. B., in Amerika I. O. B. B. (Independent Order of Bn'ai Brith) zirka 411 Logen, die in sieben Ordensdistrikte gruppiert sind, und an deren Spitze eine Konstitutions-Großloge steht. Diese wird durch die (alle fünf Jahre zusammentretende) Vollversammlung der Vertreter der Ordensdistrikte bestimmt. Die Leitung der Konstitutions-Großloge liegt in den Händen eines Ordenspräsidenten (1858—1900 Julius Bien, 1900—1904 Leo N. Levi, 1904—1905 Simon Wolff, 1905—1925 Adolf Kraus, seit 1925 Alfred M. Cohen). Die einzelnen Logen sind in allen Distrikten in gleicher Weise organisiert. Ein Beamtenrat (Präsident, Vizepräsident, prot. Sekretär, Finanzsekretär, Schatzmeister, Wächter, Mentor) und ihnen unterstellte Einzelkomitees zur Erledigung besonderer Aufgaben (Wohlfahrt, Krankenpflege, Geselligkeit, Witwen- und Waisenfürsorge, Propaganda) führen in bestimmt vorgeschriebener Weise die Geschäfte. Bei einer Mindestzahl von fünf Logen oder 1000 Mitgliedern haben die Logen das Recht, eine Großloge zu bilden.

Das bei den Freimaurern ursprünglich vielgestaltig ausgebaute System eines Rituals mit zahlreichen Zeichen und Symbolen wurde im Bn'ai Brith-Orden beschränkt und verfolgt in erster Linie den Zweck, Unberufene von den Sitzungen auszuschließen und den Angehörigen des Ordens die Möglichkeit einer gegenseitigen Erkennung auch außerhalb des Ordens zu geben. In zweiter Linie soll es, ähnlich dem gottesdienstlichen Ritual, den Versammlungen ein bestimmtes Gepräge geben und durch seine in jeder Sitzung stereotype Wiederholung in den Teilnehmern das Gefühl einer sanktionierten Verknüpfung erwecken und erhalten.

Wie in diesem Ritual zu Beginn jeder Sitzung zum Ausdruck gebracht wird, sind die Ziele des Ordens, „Israeliten zu vereinigen zur Förderung der höchsten und idealsten Güter der Menschheit, den geistigen und sittlichen Charakter der Stammesgenossen zu stärken, ihnen die reinsten Grundsätze der Menschenliebe, der Ehre, des Patriotismus einzuprägen, Wissenschaft und Kunst zu unterstützen, die Not der Armen und Dürftigen zu lindern, die Kranken zu besuchen und zu pflegen, den Opfern der Verfolgung zu Hilfe zu kommen, Witwen und Waisen zu beschützen und ihnen in allen Lagen hilfreich beizustehen".

Im Sinne dieses Programms pflegt der Orden einerseits ein internes „Logenleben". Die Angehörigen der Logen versammeln sich in regelmäßigen Abständen zu Arbeitssitzungen, in denen belehrende Vorträge gehalten und Gegenstände und Probleme des jüdischen Lebens und ebenso der nichtjüdischen Geisteswelt oder Gegenwart in ihren Beziehungen zum Judentum besprochen werden. Einen großen Raum nehmen ethische Fragen ein. Aus der gemeinsamen Behandlung sittlicher, religiöser und jüdisch-politischer Probleme auf dem Boden und unter dem Schutz der Neutralität sucht man die Geister aufzuklären und gegenseitiges Verständnis und Achtung vor dem Andersdenkenden zu erzielen, die einander oft entgegenstrebenden Kräfte unter höheren Gesichtspunkten zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen und so das Ordensideal der benevolence, des „Wohlwollens" zu verwirklichen. Als größte neutrale und vollkommen unabhängige Organisation hat der Orden in dieser Hinsicht Unschätzbares geleistet und außerordentlich viel zur Konsolidierung und Befriedung des innerjüdischen Lebens in allen Ländern beigetragen. Nicht im Vordergrund stehend, aber dennoch betont und erstrebt, ist die gegenseitige Hilfe, die sich in den von allen Logen unterhaltenen Unterstützungsfonds, Bruderhilfe, Witwen- und Waisenfonds u. dgl. ausdrückt.

Im Sinne der Ordensideale, an allem Edlen zur Vervollkommnung der Menschheit und zur Abhilfe des Ungemachs mitzuwirken, überall da einzugreifen, wo Unglück sich ereignet, Unrecht geschehen und materielle oder moralische Hilfe erforderlich, verfolgt der Orden als Gesamtheit mit Interesse die Vorgänge in der jüdischen und nichtjüdischen Welt und verwendet einen erheblichen Teil seiner finanziellen und geistigen Kraft zur Unterstützung von humanitären und kulturellen Bestrebungen. Von den Leistungen auf diesem Gebiet sind in Amerika zu nennen:

1865: Jüdisches Witwen- und Waisenheim zu New Orleans als das erste jüdische Waisenhaus der Vereinigten Staaten.
1868: Jüdisches Waisenhaus in Cleveland.
1875: Neubau des Witwen- und Waisenhauses in New Orleans, Hebräisches Waisenheim Atlanta, Leo N. Levi-Gedächtnishospital Hot Springs.
1881: Alters- und Siechenheim zu Yonkers.
1899: National-jüdisches Hospital für Tuberkulose in Denver.
1915: Waisenheim und Haus für Freudlose in Erie.

1876 wurde anläßlich der Hundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung als ein Geschenk des Ordens an das amerikanische Volk im Fairmount Park zu Philadelphia das Denkmal der Religionsfreiheit, eine Schöpfung des jüdischen Künstlers Moses Ezekiel, aufgestellt.

Im Laufe der Jahre stellten die verschiedenen Ereignisse mancherlei Aufgaben an den amerikanischen Orden. In den Jahren der verstärkten Einwanderung, namentlich in dem Jahrzehnt zwischen 1904 und 1914 nahm sich der Orden der aus Osteuropa zuströmenden Auswanderer an und mühte sich um ihre Amerikanisierung in einem ähnlichen Sinne, wie es 60 Jahre vor-

her die Gründer der ersten Loge beabsichtigt und getan hatten.

Nachdem sich aber zeigte, daß der Amerikanisierungs-Prozeß seinerseits wieder eine Gefährdung der jüdischen Werte zur Folge hatte, begann der Orden umgekehrt auf die nächste und übernächste Generation im Sinne einer „Judaisierung" zu wirken. Da der Assimilations-Prozeß in Amerika unvergleichlich schneller, hemmungsloser und folglich auch radikaler vor sich geht als in Westeuropa, mußte sich der Orden in einem weit höheren Maß als es in Europa notwendig und auch der Fall ist, dem Problem der jüdischen Erziehung der Jugend zuwenden. Ihre Krönung fand diese Arbeit in der Gründung der Bn'ai Brith-Hillel-Foundation, einer großzügigen Organisation zur Erfassung und jüdischen Beeinflussung der Jugend. Die Hillel-Foundation nahm sich in erster Linie der jüdischen Studenten an, die nach amerikanischem Muster in den Colleges nicht nur lernen sondern leben und hier, fern von Elternhaus und jüdischem Milieu, vollkommen dem nivellierenden Einfluß des Amerikanismus anheim zu fallen drohten. Es wurden zuerst Studentenvereinigungen gegründet, anschließend daran jüdische Klubs geschaffen, Bibliotheken angelegt, Lehrkurse eingerichtet, und von hier aus griff die Hillel-Foundation auch auf die anderen Kreise der jüdischen Jugend über. In jüngster Zeit ist man sogar an die Gründung von Jugendlogen, Aleph-Zadek-Aleph, herangegangen und schuf eine Bn'ai Brith Wider Scope zur Propagandierung der Ordensidee. Auch in Amerika bildete der mit dem Erstarken des nationalen Leben auftretende gesellschaftliche Antisemitismus einen bedeutenden Antrieb zur erneuten Sammlung der sich scheinbar schon zerstreuenden jüdischen Elemente und zur Vertiefung des jüdischen Lebens. Ein Symbol dieses notwendig gewordenen Abwehrkampfes bildet die vom Orden geschaffene Abwehrorganisation „Anti-Defamation-League".

In den Jahren vor dem Krieg setzte sich der Orden mehrfach durch öffentliche Kundgebungen und diplomatische Interventionen für die bedrückten Juden in Osteuropa ein, und nicht zum wenigsten ist es seinem Einfluß zuzuschreiben, daß seinerzeit der russisch-amerikanische Handelsvertrag in Hinblick auf die Judenverfolgungen in Rußland gekündigt wurde. Nachdem die Grenzen der Vereinigten Staaten für die Einwanderung der Juden nach dem Kriege gesperrt wurden und die Auswanderer aus Osteuropa gezwungen waren, andere Gebiete Amerikas zu besiedeln, darunter in erster Linie Mexiko, wurde im Jahre 1923 ein Bn'ai Brith-Einwanderungsbüro in Mexiko geschaffen mit der Aufgabe, die Einwanderung nach Möglichkeit zu erleichtern.

Im Jahre 1882 wurde der Orden nach Deutschland verpflanzt und breitete sich von hier über fast alle europäischen Länder und den Vorderen Orient aus. Von diesen Logen sind in acht Ländern Distrikte mit ihren Großlogen geschaffen worden. Die Gesamtzahl der Mitglieder des Bne Briss beträgt rund 80 000 Mitglieder, die in ungefähr 600 Logen vereinigt sind.

Uebersicht über die Bne Briss-Organisation.

Distrikt	Gründungsjahr	Zahl der Logen	Zahl der Mitglieder	Sitz der Großloge
I. Amerika	1851	61	8 001	New York
II. „	1851	63	12 157	Cincinnati
III. „	1852	51	5 486	Philadelphia
IV. „	1863	36	8 747	San Francisco
V. „	1867	25	1 966	Richmond Va.
VI. „	1868	84	12 692	Chicago
VII. „	1873	91	7 372	New Orleans
VIII. Deutschland	1882	103	14 751	Berlin
IX. Rumänien	1889	15	1 750	Bukarest
X. Tschechoslowakei (aus d. alten österr. Distrikt)	1919	13	1 700	Prag
XI Orient	1911	26	1 700	Konstantinopel
XII. Oesterreich	1922	6	894	Wien
XIII. Polen	1924	10	904	Krakau
XIV. Palästina	1924	7	335	Jerusalem
XV. England	1925	7	800	London-Richmond
Schweiz:				
Basel-Loge	1905	1	83	Basel
Aug. Keller-Loge	1909	1	61	Zürich
Dänemark:				
Danmark-Loge	1912	1	106	Kopenhagen
Holland:				
Hollandia-Loge	1923	1		Den Haag
Hillel-Loge	1924	1	33	Amsterdam
		603	79 658	
	rund	600	80 000	

Literatur: Alfr. Goldschmidt „Der deutsche Distrikt des Ordens Bne Briss (Verlag d. Großloge, Berlin).
Jüdisches Lexikon, Artikel „Logen" (Jüd. Verlag, Berlin).
Encyclopaedia Judaica, Bd. 4, Artikel „Bne Briss" (Verlag Eschkol, Berlin).

August 1930.

Als in Deutschland nach dem Krieg 1870, vor allem in der schweren wirtschaftlichen Krise nach den sog. „Gründerjahren" der gesellschaftliche Antisemitismus sich den Juden immer stärker fühlbar machte und auch die Kreise der Freimaurer-Logen ergriff, jene Kreise, in denen das Prinzip des Menschentums, der Gleichheit und der Versöhnlichkeit gepriesen wurde und verwirklicht werden sollte, traten aus den deutschen Freimaurer-Logen die drei Juden Jul. Fenchel, Moritz Jablonski und David Wolff aus, um nach Art des amerikanischen Bn'ai Brith-Ordens in Deutschland eine Loge zu gründen. Nach Überwindung außerordentlicher gesellschaftlicher und organisatorischer Hindernisse und nach der nur äußerst zögernd erfolgten Aushändigung des Freibriefes durch die amerikanische Ordensleitung wurde am 20. März 1882 in Berlin die erste deutsche Bne Briss-Loge, die „Deutsche Reichs-Loge" unter dem Präsidium von M. Jablonski gegründet. Nach anfänglichen Schwierigkeiten blühte die Loge auf und zählte am Ende des ersten Jahres bereits 100 Mitglieder. Fünf Monate später wurde als zweite am 30. August 1882 die Germania-Loge in Halle, im April 1883 als zweite Berliner Loge die Berthold-Auerbach-Loge ins Leben gerufen. Nunmehr erfolgte die Ausbreitung des Ordens rasch, so daß im ganzen von 1882—1930 folgende Logen gegründet werden konnten, von denen durch den Krieg dem deutschen Distrikt 11 Logen im abgetretenen Gebiet verloren gingen:

1882 Deutsche Reichs-Loge, Berlin I.
Germania-Loge, Halle.
1883 Berthold-Auerbach-Loge, Berlin II.
Concordia-Loge, Kattowitz.
1884 Mamr[illegible]h-Loge, Beuthen.
Allemannia-Loge, Stettin.
Montefiore-Loge, Berlin III.
Humanitas-Loge, Gleiwitz.
1885 Lessing-Loge, Breslau I.
Fraternitas-Loge, Dresden.
Mendelssohn-Loge, Magdeburg.
Amicitia-Loge, Posen.
Akiba-Eger-Loge, Ostrowo.
1886 Zion-Loge, Hannover I.
Westfalia-Loge, Bielefeld.
Friedens-Loge, Ratibor.
1887 Henry-Jones-Loge, Hamburg I.
Berend-Lehmann-Loge, Halberstadt.
Frankfurt-Loge, Frankfurt a. M. I.
Viktoria-Loge, Görlitz.
1888 Rheinland-Loge, Köln I.
Unitas-Loge, Straßburg.
Sinai-Loge, Kassel.
1889 Rhenus-Loge, Mainz.
Anhalt-Loge, Dessau.
1890 Pommerania-Loge, Stargard.
Nassau-Loge, Wiesbaden.
1894 Friedrich-Loge, Heidelberg.
1896 August-Lamey-Loge, Mannheim.
Märkische Loge, Dortmund.
1897 Julius-Bien-Loge, Eschwege.
München-Loge, München I.
1898 Franken-Loge, Würzburg.
Carl-Friedrich-Loge, Karlsruhe.
1899 Silesia-Loge, Liegnitz.
Gabriel-Rießer-Loge, Thorn.
Hohenzollern-Loge, Krotoschin.
Stuttgart-Loge, Stuttgart.
1900 Kaiser-Friedrich-Loge, Bremen.
Borussia-Loge, Danzig.
Glückauf-Loge, Essen.
Leipzig-Loge, Leipzig.
Saxonia-Loge, Chemnitz.
Breisgau-Loge, Freiburg.
Eintracht-Loge, Koblenz.
1901 Düsseldorf-Loge, Düsseldorf.
Gotha-Loge, Gotha.
Starkenburg-Loge, Darmstadt.
Erfurt-Loge, Erfurt.
Humboldt-Loge, Neiße.
1902 Dalberg-Loge, Worms.
Bergische Loge, Elberfeld-Barmen.
Mosel-Loge, Trier.
Ostpreußische Loge, Allenstein.
Saar-Loge, Saarbrücken.
1903 Maimonides-Loge, Nürnberg I.
Herder-Loge, Heilbronn.
Michael-Sachs-Loge, Königshütte.
1904 Julius-Plotke-Loge, Kaiserslautern.
Toleranz-Loge, Landsberg a. d. W.
Esra-Loge, Lübeck.
Eduard-Lasker-Loge, Bromberg.
Raphael-Kosch-Loge, Lissa.
Lothringen-Loge, Metz.
1906 Veritas-Loge, Hindenburg.
Jakob-Plaut-Loge, Nordhausen.
1907 Leopold-Zuntz-Loge, Braunschweig.
1908 Moritz-Lazarus-Loge, Göttingen.
Libanon-Loge, Insterburg.
1909 Hillel-Loge, Hildesheim.
Steinthal-Loge, Hamburg II.
1910 Ferdinand-Gamburg-Loge, Hanau.
Salomon-Munk-Loge, Glogau.
Niederrhein-Loge, Krefeld.
Kant-Loge, Königsberg.
Zähringer-Loge, Pforzheim.
Spinoza-Loge, Berlin IV.
1911 Freiheit-Loge, Oppeln.
1914 Hardenberg-Loge, Frankfurt a. d. O.
1920 Heinrich-Grätz-Loge, Breslau II.
Hermann-Cohen-Loge, Frankfurt a. M. II.
Timendorfer Jubiläumsloge, Berlin V.
Thuringia-Loge, Eisenach.
Salo-Adler-Loge, Schneidemühl.
1921 Jesaia-Loge, München II.
Jeremia-Loge, Stolp.
Loge zu den drei Erzvätern, Tilsit.
Jacob-Herz-Loge, Nürnberg II.
Akiba-Eger-Loge, Berlin VI.
1922 Manuel-Joel-Loge, Breslau III.
Marcus-Horowitz-Loge, Frankfurt a. M. III.
Makkabi-Loge, Konstanz.
Duisburg-Loge, Duisburg.
Nehemia-Nobel-Loge, Hamburg III.

*) Anstelle des in erster Auflage erschienenen Artikels „Jüdische Welthilfskonferenz".

Walter-Rathenau-Loge, M.-Gladbach.
Reuchlin-Loge, Schwedt.
1923 Moriah-Loge, Köln II.
Adolf-Kraus-Loge, Kottbus.
1924 Meier-Schiff-Loge, Fulda.
Schwäbische Loge, Augsburg.
Jehuda-Halevi-Loge, Berlin VII.
1925 Philo-Loge, Aschaffenburg.
Zacharias-Frankel-Loge, Breslau IV.
Westmark-Loge, Aachen.
Ludwig-Philippson-Loge, Bonn.
Amos-Loge, Gelsenkirchen.
Ruhrland-Loge, Bochum.
Eugen-Fuchs-Loge, Plauen.
1926 Elias-Grünebaum-Loge, Landau.
1927 Julius-Fenchel-Loge, Berlin VIII.
Abraham-Geiger-Loge, Berlin IX.
Leibniz-Loge, Hannover II.
Menorah-Loge, Elbing.
1930 Gabirol-Loge, Berlin X.

Die Zahl der Logenmitglieder betrug:

1885:	12	Logen	1 200	Mitglieder
1897:	33	„	3 200	„
1912:	79	„	8 600	„
1928:	103	„	15 000	„

Innerhalb des deutschen Distriktes haben sich die Logen aus organisatorischen Gründen gruppiert zu den Landesverbänden:

Oberschlesischer,
Mittelschlesischer,
Niederschlesischer,
Sächsischer,
Bayrischer,
Nordostdeutscher,
Ostpreußischer,
Niedersächsischer,
Hanseatischer,
Südwestdeutscher,
Mitteldeutscher,
Hessischer Logenverband,
Verband der Berliner Logen.

Am 28. Juni 1885 wurde in Berlin die Großloge für Deutschland als deutsche Zentralloge, Sitz des Ordenspräsidiums und Geschäftsstelle für die Gesamtheit des Distrikts installiert. Die Großloge setzt sich formell aus den Expräsidenten der Einzellogen zusammen, von denen aber nur die gewählten Repräsentanten — für je 200 Mitglieder ein Repräsentant — stimmberechtigt sind. Diese treten in Abständen von vier Jahren als Großlogen-Tagung zusammen. Die Geschäfte der Großloge führt das Generalkomitee, das zweimal im Jahre tagt, die laufenden Arbeiten werden vom Geschäftsausschuß des Generalkomitees in 14tägigen Arbeitssitzungen erledigt. Das Präsidium der Großloge besteht aus dem Großpräsidenten, mindestens drei Vize-Großpräsidenten, dem Groß-Sekretär, dem Groß-Schatzmeister. Die nacheinander amtierenden Großpräsidenten waren: Jul. Fenchel (1885—1887), Louis Maretzki (1887—1898), Berth. Timendorfer (1898 bis 1924), Leo Baeck (seit 1924).

Innerhalb der Einzellogen spielt sich das Logenleben im Sinn der allgemeinen Ordensforderungen ab. Vorträge mit anschließenden Aussprachen, gemeinsame Arbeiten geistigen und ethischen Charakters, Sozialaufgaben, Wohlfahrtspflege und Geselligkeit vereinigen Brüder und ihre Angehörigen und haben die Logen in vielen Städten zum Mittelpunkt des jüdischen Lebens erhoben. Als einzige neutrale Sammelstätte von Juden aller religiösen und politischen Parteien hat sich der Orden auch in Deutschland vielfach als der „Tempel" bewährt, in dem die oft scharfen Gegensätze der jüdischen Politik zum Schweigen und zum Ausgleich kamen. Gerade als die neutrale, dem Tageskampf enthobene „Dachorganisation" aller anderen jüdischen Verbände sind die Logen berufen, vielleicht auch in Zukunft wichtige Aufgaben im deutschen Judentum zu erfüllen. Über den Rahmen des internen Logenlebens hat sich der Orden in Deutschland an fast allen neutralen Bestrebungen der jüdischen Welt teils ideell, teils materiell beteiligt. In den ersten Jahrzehnten des Bestehens bekämpfte er Mißstände des jüdischen Lebens (Wanderbettelei, Mädchenhandel, Viehhandel in Hessen), in den Jahren der großen Judenverfolgungen leitete er Hilfsaktionen ein, unterstützte die Jugendorganisationen durch Gründung des „Verbandes der jüdischen Jugendvereine", bildete Krankenpflegerinnen aus, gründete in verschiedenen Städten Toynbee-Hallen, Kinderheime, Erholungsheime, Waisenheime, Erziehungsheime, Altersheime, beteiligte sich an der Gründung und Erhaltung der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, an den Bestrebungen der Bodenkultur, am Keren Hajessod, am Gesamtarchiv der deutschen Juden und schuf einen Kulturfonds zur Unterstützung jüdischer Gelehrten und Künstler usw. Der Etat des Ordens für Kulturbestrebungen, Unterstützungen u. dgl. beläuft sich zurzeit auf jährlich annähernd 1 Million Mark.

Seit 1888 bestehen Frauenvereinigungen, deren Zahl auf gegenwärtig 70 angewachsen ist, und die sich ebenfalls teils mit der geistigen Hebung ihrer Mitglieder, teils mit Sozialaufgaben verschiedener Art befassen.

Literatur: Alfr. Goldschmidt „Der deutsche Distrikt des Ordens Bne Briss" (Verlag d. Großloge, Berlin).
Jüd. Lexikon, Art. „Logen" (Jüd. Verlag, Berlin).
Encyclopaedia Judaica, Bd. 4, Art. „Bne Briss" (Verlag Eschkol, Berlin).

August 1930.

Jüdische Welthilfskonferenz.

Jüdische Welthilfskonferenz, Tagung von Delegierten jüdischer sozialer Organisationen 1920 und 1924, einberufen von Motzkin, der im Comité des Delegations Juives in Paris anläßlich der Friedenskonferenz die Notwendigkeit einsah, der Zersplitterung der jüdischen Wohlfahrtsorganisationen und dem durch Weltkrieg und andere Katastrophen (Pogrome) hervorgerufenen Elend planmäßig zu begegnen. Die erste Welthilfskonferenz trat im August 1920 in Karlsbad zusammen, beschickt von 28 Ländern und über 100 Delegierten aus 60 Organisationen. Als Aufgabe stellte sie sich: alle Kräfte des jüdischen Volkes zu einem Hilfswerk zusammenzuschließen und eine zentrale Weltorganisation zu schaffen, die die internationale Lösung der jüdischen Wohlfahrtsprobleme übernehmen sollte. Vor dem Forum der ganzen Welt wurde die jüdische Not dargestellt, es wurde programmatisch festgelegt, daß Gebende und Empfangende gleichberechtigt zusammenwirken sollten und daß das Hilfswerk in schnelle Hilfe und systematische Aufbauarbeit zu gliedern sei. Die in der Konferenz gewählte Exekutive mit dem Sitz in Paris wurde international anerkannt. Verhandlungen mit dem Völkerbund, dem Nansen-Comité, der internationalen Union der Kinderhilfe, der rumänischen, litauischen und Sowjet-Regierung wurden geführt, in Rumänien und vielen Häfen die Flüchtlingsfürsorge organisiert, ein Schiff mit Lebensmitteln nach Rußland ausgerüstet, Küchen, Kinder- und Flüchtlingsheime und Ambulatorien dort errichtet, 800 Ukraine-Waisen in Argentinien untergebracht, im ganzen in 4 Jahren über 20 Millionen französische Franken gesammelt und verausgabt.

Um die ermattende Hilfstätigkeit neu anzufeuern, wurde im August 1924 die zweite Welthilfskonferenz nach Karlsbad einberufen, die von 89 Organisationen aus 22 Ländern und 125 Delegierten besucht war. Der Orden U. O. B. B. war durch 6 Großpräsidenten vertreten. Außer dem Tätigkeitsbericht wurden verschiedene Referate über die jüdische Not gehalten. Als wichtigste Beratungsgegenstände erschienen die Regelung der Immigration und die Bildung eines Rettungsfonds. Ueber den ersten Punkt referierte Dr. S. Tiomkin, der ein trostloses Bild des Elends der jüdischen Auswanderer entrollte. 10 000 Menschen liegen in den Häfen Europas, die infolge der Einwanderungsbeschränkungen Amerikas nicht dorthin und in ihre frühere Heimat nicht zurückkönnen und ihrer wenigen Mittel verlustig gehen. Dr. Jochelmann berichtete über die Notwendigkeit der weiteren Ausgestaltung der 1923 gegründeten Volksbank, die die Schiffskarten der Auswanderer besorgen, die Ueberweisungen der Gelder aus Amerika vornehmen und Kredite für die Wiederaufrichtung von Existenzen geben soll. Er und Adler schilderten die Zustände in Sowjet-Rußland. In der Ukraine sind fast 60 000 Waisenkinder in Heimen untergebracht, denen es an Wasserleitungen und Kanalisationen fehlt. Die Kinder haben zum Teil nicht einmal Betten. 85 v. H. lernen weder jüdisch lesen noch schreiben. Viele erhalten weder geistige noch körperliche Erziehung. In Polen gab es, wie Dr. Peker berichtet, 1921 40 000 jüdische Waisen, für 75 v. H. von ihnen sorgt niemand. Besonders entsetzlich ist, daß ein großer Teil der Jugend unter 16 Jahren von Geschlechtskrankheiten durchseucht ist. Anläßlich der Referate wurde eine Reihe von Resolutionen gefaßt, in denen auch auf die Wichtigkeit von Argentinien und Palästina als Einwanderungsländer hingewiesen wurde. Mehrere Unterkommissionen zur Weiterführung der Arbeit wurden gewählt. Das Ziel, einen Weltverband der sozialen jüdischen Organisationen zu schaffen, wurde bisher durch Kompetenzstreitigkeiten einzelner Verbände nicht erreicht. Die Bemühungen in dieser Richtung sollen seitens der neu gewählten Exekutive und des Zentralrates weiter fortgesetzt werden.

Nov. 1924.

Rudolf Leszynsky
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Rasse, Volk, Nation.

Als Rassen bezeichnet man Gruppen von Lebewesen, die durch Übereinstimmung charakteristischer Merkmale auf eine gemeinsame Abstammung (Blutsverwandtschaft) schließen lassen. Der Rassenbegriff wird nicht nur in den verschiedenen Wissenschaften (Zoologie, Botanik, Entwicklungsgeschichte, Vererbungslehre, Zuchtkunde, Anthropologie, Urgeschichte, Kulturgeschichte), sondern auch innerhalb dieser Einzelwissenschaften von den Gelehrten in so verschiedener Auffassung gehandhabt, daß eine allgemein gültige Definition des Begriffs Rasse nicht möglich ist. Die Willkür in der Abgrenzung des Rassenbegriffs wird durch die Tatsache illustriert, daß innerhalb der Menschenkunde die Zahl der angenommenen Rassen in den verschiedenen Lehrsystemen zwischen 3 und 30 schwankt.

Für die Kulturgeschichte ist die Anwendung des naturwissenschaftlichen Rassenbegriffs, trotzdem sie seit Gobineau in der kulturgeschichtlichen und insbesondere antisemitischen Literatur allgemein beliebt ist (Chamberlain, Günther), grundsätzlich unzulässig, weil in der Kulturgeschichte Rassen, in welchem Sinn man den Begriff auch definieren mag, niemals als handelnde Einheiten auftreten. Niemals haben die Weißen, die Schwarzen oder die Gelben in ihrer Gesamtheit in der Kulturgeschichte als Rassen eine Rolle gespielt; niemals hat die germanische Rasse, deren Stämme von den Nordküsten des Atlantik bis jenseits des Kaukasus über Europa und Vorderasien zerstreut sind, als solche handelnd in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen. Auch jene Menschengruppen, die innerhalb der einzelnen Rassen als Kulturträger geschlossen unter dem Namen von Völkern auftraten, zeigen keine unmittelbaren Beziehungen zu ihrer Gesamtrasse. Das deutsche Volk umfaßt weder alle oder einen nennenswerten Teil der Germanen, noch steht es zur germanischen Rasse in irgendeinem besonders charakterisierten Verhältnis; ja, es stellt nicht einmal eine besonders typisch germanische Gruppe dar, sondern ist im Gegenteil eines der am wenigsten rassereinen Völker des germanischen Rassenbezirks, weil es im Gegensatz zu anderen germanischen Volksgruppen auf drei Seiten von Fremdrassen umgeben und mit diesen stark gemischt ist. Relativ rein germanisch ist es nur im nördlichen Küstengebiet geblieben. In krassem Gegensatz zu den Voraussetzungen der Rassentheorie haben sich die relativ rein germanischen Teile des deutschen Volkes (Niedersachsen, Friesen, Mecklenburger, Pommern, Schleswig-Holsteiner) als die am wenigsten kulturell produktiven erwiesen und die Mehrzahl seiner produktiven Kräfte ist vielmehr aus den Grenz- und Mischbezirken hervorgegangen, so wie ja auch viele als typisch germanisch bezeichnete Kulturschöpfungen des deutschen Volkes wie z. B. der gotische Baustil im Grenzgebiet zwischen Germanen und Romanen seinen Ausgang genommen und seine Blüte erreicht hat und demgemäß die hervorragenden gotischen Bauten nicht in den germanischen, sondern in den Mischbezirken stehen. Die rein germanischen Bezirke sind wie in allem auch nach Zahl und Wort der Baudenkmäler die ärmsten des deutschen Sprachgebietes.

In Übereinstimmung mit dieser historisch-geographischen Tatsache steht die anthropologische, daß die führenden Persönlichkeiten der deutschen Kulturgeschichte zum größten Teil keineswegs mit dem idealen Rassetyp des Germanen übereinstimmen, sondern ungermanischen Habitus zeigen (Goethe, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Beethoven, Wagner, Brahms, Menzel u. a.).

Die in der Kulturgeschichte auftretenden Menschengruppen sind nicht Rassen, sondern kleine, durch andere als die anthropologischen Merkmale charakterisierte Menschengruppen — Völker. Die in der Kulturgeschichte handelnd auftretenden Völker entstehen dadurch, daß sich Menschen, gleichviel welcher Rasse und gleichviel aus welchen geschichtlichen Ursachen, auf gemeinsamer Erde zusammenfinden, jahrhundertelang zusammenleben und durch die Gleichheit der Lebensbedingungen, des historischen Schicksals, durch die Gemeinschaft der Kultur, vor allem der Sprache, und in erster Linie durch die fortgesetzte Inzucht zu einer bis zu einem gewissen Grade physisch und psychisch homogenen Masse verschmelzen — dem Volk. Gewöhnlich, dies ist innerhalb der uns bekannten Geschichte fast ausnahmslos der Fall, stehen die sich amalgierenden Menschengruppen zuerst in dem Verhältnis von Siegern und Besiegten gegenüber. Beispiele für diese Sieger-Besiegten-Mischung: Juden und Kanaaniter = jüdisches Volk, Dorier und Achäer, Dorier und Heloten usw. = griechiches Volk; Römer und Italiker (Etrusker) = römisches Volk; Angelsachsen und Britannier = englisches Volk; Chinesen und Ainos = Japaner u. dgl. m. Sind die Umstände der Entwicklung eines solchen Neuvolkes günstig, indem sie der Mischung Zeit und Ruhe lassen, Einheit zu werden, erweist sich die Mischung als fruchtbar, indem sie aus den ursprünglich widersprechenden Elementen eine Volkseinheit mit spezifischem Volkscharakter, gemeinsamer Staatsform, Religion, Sprache und damit Denkweise entwickelt, und erweckt die Gemeinsamkeit historischen Schicksals in den Gliedern des Volkes das Gefühl der Verbundenheit aller mit allen, so kann sich nunmehr das Volk, wenn es durch eine gewisse zivilisatorische Entwicklung materiell zu Wohlstand, ideell zu Reife und Muße gelangt ist, um eine weitere Daseinsstufe erheben und Nation werden. Nation ist das reif gewordene und aus seinem spezifischen Charakter heraus kulturschöpferisch tätige Volk. Die aus der Wüste nach Kanaan wandernden Juden und die ihnen parallel ziehenden Israeliten sind Stämme; in Kanaan werden sie nach ihrer Mischung mit den kulturälteren Kanaanitern in einem Jahrhunderte währenden physischen und geistigen Amalgamierungsprozeß zu einem Volk. Unter und vor allem nach David und Salomo haben sich Einheitsbewußtsein, Einheitssprache, Einheitsreligion und der für alle Kulturschöpfungen unerläßliche Wohlstand so weit entwickelt, daß das Volk anfängt, kulturschöpferisch zu werden, Gesetzbücher zu codifizieren, Tempel zu bauen, Psalmen zu singen, Propheten hervorzubringen, es wird kulturschöpferisch, wird zur Nation. Rasse, Volk, Nation, sind also drei einander übergeordnete Begriffe wie

etwa Metall, Eisen, Dampfmaschine. Und da alle geschichtlichen, vor allem aber kulturgeschichtlichen Ereignisse von Nationen getragen werden, es Rasseschöpfungen überhaupt nicht und Volksschöpfungen nur in den primitiven Formen der Volkskunst, Volkstracht, des Volksliedes gibt, ist die Anwendung des Rassenbegriffs auf Kulturprobleme als wissenschaftlich unhaltbar zurückzuweisen.

Literatur: Friedr. Herz „Rasse und Kultur" (Alfr. Kröner, Leipzig, 2. Aufl. 1915).
Ign. Zollschan „Das Rassenproblem" (Wilh. Braumüller, Wien-Leipzig, 3. Aufl. 1912).
Fr. Kahn „Die Juden als Rasse u. Kulturvolk" (Weltverlag Berlin, 3. Aufl. 1922).

September 1930.

Flavius Josephus.

Aus der unübersehbaren geschichtlichen Literatur des griechisch-römischen Altertums sind nur wenige Werke erhalten geblieben, die jeder Gebildete kennt wie Herodot und Thukydides, Livius und Tacitus. Neben diesen steht nur ein jüdischer Name: **Flavius Josephus,** der einzige alte jüdische Geschichtsschreiber, dessen Werke nicht verloren gegangen sind und ohne den die politische Geschichte der Juden zur Zeit des zweiten Tempels für uns fast ein leeres Blatt wäre. In der gewaltigen rabbinischen Literatur, in der Mischna, dem Talmud, den Midraschim, findet sich — einige Anekdoten ausgenommen — fast nichts, was für die äußere Geschichte der Juden zu verwerten wäre. Daher die einzigartige Bedeutung der Werke des Josephus.

Daß diese Schriften während des Mittelalters immer wieder abgeschrieben wurden, bis die Erfindung der Buchdruckerei sie endgültig sichergestellt hat, verdanken sie sicher zum Teil einer Fälschung: der Stelle über Jesus Christus (Altertümer 18, 3,3), die nach allgemeiner Überzeugung auch sämtlicher christlicher Forscher nicht von Josephus herrührt, sondern von einem Christen eingefügt worden ist, um ein außerevangelisches Zeugnis für das Leben und die Taten Jesu von Nazareth zu haben: „Zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn anders man ihn einen Menschen nennen soll usw.“ Die christliche Kirche hatte ein Interesse an den Werken eines Mannes, der den Untergang des Volkes schilderte, das den Heiland ans Kreuz geschlagen hatte. Bei den Juden ging sein Andenken verloren.

Josephus gehört zu den interessantesten, aber auch umstrittensten Persönlichkeiten der Geschichte. Geboren im Jahre 37—38 nach der christlichen Zeitrechnung in Jerusalem als Sohn eines wohlhabenden Priesters Matthias, genoß er eine sorgfältige Erziehung, die ihm das jüdische Wissen, aber auch die Kenntnisse des griechischen Kulturkreises übermittelte. Er schlug eine öffentliche Laufbahn ein, kam mit 26 Jahren nach Rom in einer Mission zur Freilassung einiger Priester und fand bei seiner Rückkehr die Wirren vor, die in Palästina dem Krieg mit den Römern vorangingen. In der allgemeinen Begeisterung skeptisch, da er die Größe und Macht Roms kannte, ließ er sich doch von dem Strudel mitreißen, wurde als einer der Vornehmen und Gebildeten Oberbefehlshaber der nördlichen Provinz Palästinas Galiläa, der Heimat Jesu, und sollte nun den Aufstand organisieren. Er versagte vollkommen. Er verstand es nicht, die Galiläer auf das eine nunmehr unumgängliche Ziel, den Kampf mit Rom, zu einigen. Streitigkeiten mit anderen patriotischen Führern bildeten die Tagesordnung. Kaum erschienen die Römer, so floh sein Heer ohne Kampf auseinander. Die Befestigungen, die er um die Städte angelegt hatte, hielten nicht lange stand. Er selbst wurde in Iotapata belagert, die Stadt erstürmt. Josephus verbarg sich in einer Zisterne, entledigte sich mit List seiner Gefährten und ging zu den Römern über. Vespasian, dem er die Kaiserwürde voraussagte, schonte ihn und schenkte ihm die Freiheit (daher sein Name Flavius nach dem Kaiser Flavius Vespasianus). Er blieb im Hauptquartier, machte die Belagerung Jerusalems als Begleiter des Titus mit und erreichte durch seinen Einfluß die Freilassung von einigen Freunden und ähnliches. Nach der Zerstörung des Tempels lebte er als Schriftsteller in Rom, von Vespasian reich beschenkt. Hier schrieb er seine Werke:

Den „Jüdischen Krieg“, den er selbsthandelnd miterlebt hatte, mit einer langen Einleitung, in der er mit Antiochius Epiphanes und der Chanukahgeschichte beginnt; später

„Die jüdischen Altertümer“ (Archäologie, Antiquitates), in denen er zunächst die biblische Geschichte nacherzählt und die nachbiblische Zeit bis zum Kriege mit den Römern fortführt, die letzten Partien in engster Anlehnung an sein eigenes Werk: als drittes

die „Selbstbiographie“, sein eigenes Leben, um sich vor den Angriffen zu verteidigen, die gegen ihn von jüdischer Seite gerichtet waren, in der er sich als Freund der Römer und Verräter am eigenen Volk schilderte; und endlich

die Schrift „Gegen Apion“ (oder „Über das hohe Alter des jüdischen Volkes“), eine der ersten Apologien der Weltgeschichte, in der er die antisemitischen Verunglimpfungen eines ägyptischen Schriftstellers Apion zurückwies.

Er starb anfangs des 2. Jahrhunderts.

Bekannt ist das Wort aus Schillers „Räuber“: „Den Josephus mußt du lesen.“ In der Tat gibt es wenige Werke der Weltliteratur, die ähnlich den seinigen jedem etwas bieten und ewig aktuell wirken. Der Kampf mit den Römern, der Fall Jerusalems wird mit vollendeter Meisterschaft erzählt und spielt sich ab wie eine erschütternde Tragödie. Aber auch Geschichten wie die von Herodes lesen sich wie ein spannender Roman und haben die bekannten Dichtungen von Hebbel, Wilde und andere befruchtet. Zweifellos sind Josephus' Schilderungen zum großen Teil nicht sein eigenes Werk. Wie es damals allgemein üblich war, wurden vorliegende Werke rücksichtslos abgeschrieben. Die Glaubwürdigkeit des Josephus als Geschichtsforscher wird verschieden beurteilt. Nicht alles, was er schreibt, ist verbürgt; gelegentlich widerspricht er sich selbst. Als typische Erscheinung einer Mischkultur schreibt er ursprünglich aramäisch, dann griechisch für Griechen und Römer. Er gräzisiert das Judentum, das er verherrlichen will. Bezeichnend ist z. B., daß er die Geschichte vom goldenen Kalb unterschlägt. Von den Anschauungen der Pharisäer, zu deren Partei er gehört haben will, finden sich kaum Anklänge. Zur Erweckung des Interesses für jüdische Geschichte ist wohl kaum eine Lektüre geeigneter als das Werk des Flavius Josephus.

Literatur bei Schürer „Geschichte des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu Christi“, Bd. I. Deutsche Neu-Ausgabe übers. von Heinr. Clementz. 1923 Benj. Harz, Berlin-Wien, 3 Bde.

Dezember 1930. R. L.

Probestück aus Flavius Josephus
„Geschichte des jüdischen Krieges“.
VI. Buch, 4. Kapitel (Schluß).
(Zerstörung des Tempels durch die Römer).

5. Titus zog sich hierauf in die Antonia zurück, entschlossen, am folgenden Tage in aller Frühe mit seiner ganzen Heeresmacht anzugreifen und den Tempel zu umzingeln. Über diesen jedoch hatte Gott schon längst das Feuer verhängt, und es war endlich im Laufe der Zeiten der Unglückstag — der zehnte des Monats Loos — gekommen, an dem auch der frühere Tempel vom Babylonierkönig eingeäschert worden war; nur waren es diesmal die Einheimischen selbst, durch deren Veranlassung und Schuld er den Flammen zum Opfer fiel. Kaum nämlich hatte Titus sich entfernt, als die Empörer nach kurzer Rast abermals gegen die Römer ausrückten. Hierbei kam es zum Handgemenge zwischen der Besatzung des Tempels und denjenigen Mannschaften, die das Feuer in den Gebäuden des inneren Vorhofes löschen sollten. Als nun die letzteren den zurückweichenden Juden nachsetzten und bis zum Tempelgebäude vorgedrungen waren, ergriff einer der Soldaten, ohne einen Befehl dazu abzuwarten oder die schweren Folgen seiner That zu bedenken, wie auf höheren Antrieb einen Feuerbrand und schleuderte ihn, von einem Kameraden emporgehoben, durch das goldene Fenster, wo man von Norden her in die den Tempel umgebenden Gemächer eintrat, ins Innere. Sowie die Flammen aufloderten, erhoben die Juden, entsprechend der Grösse des Unglücks, ein gewaltiges Geschrei und rannten, ohne der Gefahr zu achten oder ihre Kräfte zu schonen, von allen Seiten herbei, um dem Feuer zu wehren: denn es drohte unterzugehen, was sie bisher vor dem äußersten zu bewahren gesucht hatten.

6. Ein Eilbote meldete es dem Titus. Schnell sprang dieser von seinem Lager im Zelt, wo er eben vom Kampfe ausruhte, auf und lief, wie er war, zum Tempel hin, um dem Brande Einhalt zu thun — ihm nach die sämtlichen Offiziere und die durch den Wirrwarr erschreckten Legionen. Wie bei der ungeordneten Bewegung einer solchen Menschenmenge leicht erklärlich, entstand nun ein fürchterliches, mit betäubendem Lärm untermischtes Getümmel. Der Caesar wollte durch Schreien und Handbewegungen den Kämpfenden zu verstehen geben, man solle löschen; sie aber hörten sein Rufen nicht, da es von dem noch lauteren Geschrei der anderen übertönt wurde, und die Zeichen, die er mit der Hand gab, beachteten sie nicht, weil sie teils von der Aufregung des Kampfes, teils von ihrer Erbitterung völlig eingenommen waren. Keine gütlichen Vorstellungen, keine Drohungen vermochten den stürmischen Andrang der Legionen aufzuhalten: die Wut allein führte das Kommando. An den Eingängen kam es zu einem so schrecklichen Gedränge, daß viele von ihren Kameraden zertreten wurden; viele auch gerieten auf die noch glühenden und rauchenden Trümmer der Hallen und teilten so das Schicksal der Besiegten. In die Nähe des Tempels gekommen, stellten sie sich, als hörten sie nicht einmal die Befehle des Feldherrn, und schrien ihren Vordermännern zu, sie sollten Feuer in den Tempel werfen. Die Empörer hatten übrigens die Hoffnung, den Brand noch eindämmen zu können, völlig aufgegeben; denn allenthalben wurden sie niedergemetzelt oder in die Flucht getrieben. Auch ganze Haufen von Bürgern, lauter schwache, wehrlose Leute, fielen, wo der Feind sie traf, dem Schwert zum Opfer. Besonders um den Altar her türmten sich die Toten in Masse auf: stromweise floß das Blut an seinen Stufen, und dumpf rollten die Leichen derer, die oben auf ihm ermordet wurden, an seinen Wänden herunter.

7. Als nun der Caesar dem Ungestüm seiner wie rasend gewordenen Soldaten nicht mehr zu wehren vermochte und die Flammen immer weiter um sich griffen, betrat er mit den Offizieren das Allerheiligste und beschaute, was darin war. Alles fand er weit erhaben über den Ruf, den es bei den Fremden genoß, und ganz entsprechend der fast prahlerisch hohen Meinung, welche die Einheimischen davon hatten. Da übrigens das Feuer bis in die innersten Räume noch nicht vorgedrungen war, sondern nur erst die an den Tempel anstoßenden Gemächer verzehrte, glaubte er, und zwar mit Recht, das Werk selbst könne noch gerettet werden. Er sprang also hervor und suchte nicht nur persönlich die Soldaten zum Löschen anzuhalten, sondern befahl nach dem seiner Leibwache angehörenden Centurio Liberalis, die Widerspenstigen durch Stockschläge zu zwingen. Aber Erbitterung, Judenhass und die allgemeine Kampfwut erwiesen sich stärker als die Rücksicht auf den Caesar und die Furcht vor seiner Strafgewalt. Die meisten freilich feuerte die Aussicht auf Raub an, da sie der festen Überzeugung waren, es müsse, weil sie außen alles von Gold gefertigt sahen, das Innere erst recht von Schätzen aller Art strotzen. Während nun der Caesar heraussprang, um die Soldaten zurückzuhalten, hatte schon einer von denen, die ins Innere eingedrungen waren, im Dunkel Feuer unter die Thürangeln gelegt, und da jetzt auch von innen plötzlich die Flamme hervorschoß, zogen sich die Offiziere mit dem Caesar zurück, und niemand gab sich mehr die Mühe, die außen um das Heiligtum streifenden Soldaten von weiterer Brandlegung abzuhalten. Auf diese Weise ging der Tempel gegen den Willen des Titus in Flammen auf.

8. So sehr man nun auch den Untergang eines Werkes beklagen muß, welches von allen, die wir durch eigene Anschauung oder vom Hörensagen kennen lernten, ebensowohl hinsichtlich seiner Pracht und Größe im allgemeinen, wie inbetreff der Kostbarkeit seiner einzelnen Bestandteile und besonders der hehren Bedeutung des Allerheiligsten das staunenswerteste war, so mag man doch noch reichen Trost finden in dem Gedanken an das Geschick, dem, wie nichts Lebendiges, so auch kein Werk von Menschenhand und keine Gegend der Erde entrinnen kann. Merkwürdig ist die Genauigkeit, mit der dasselbe die Zeitläufte einhielt. Es bestimmte nämlich, wie schon gesagt, zur Zerstörung sogar denselben Monat und denselben Tag, an welchem der Tempel einstmals von den Babyloniern in Asche gelegt worden war.

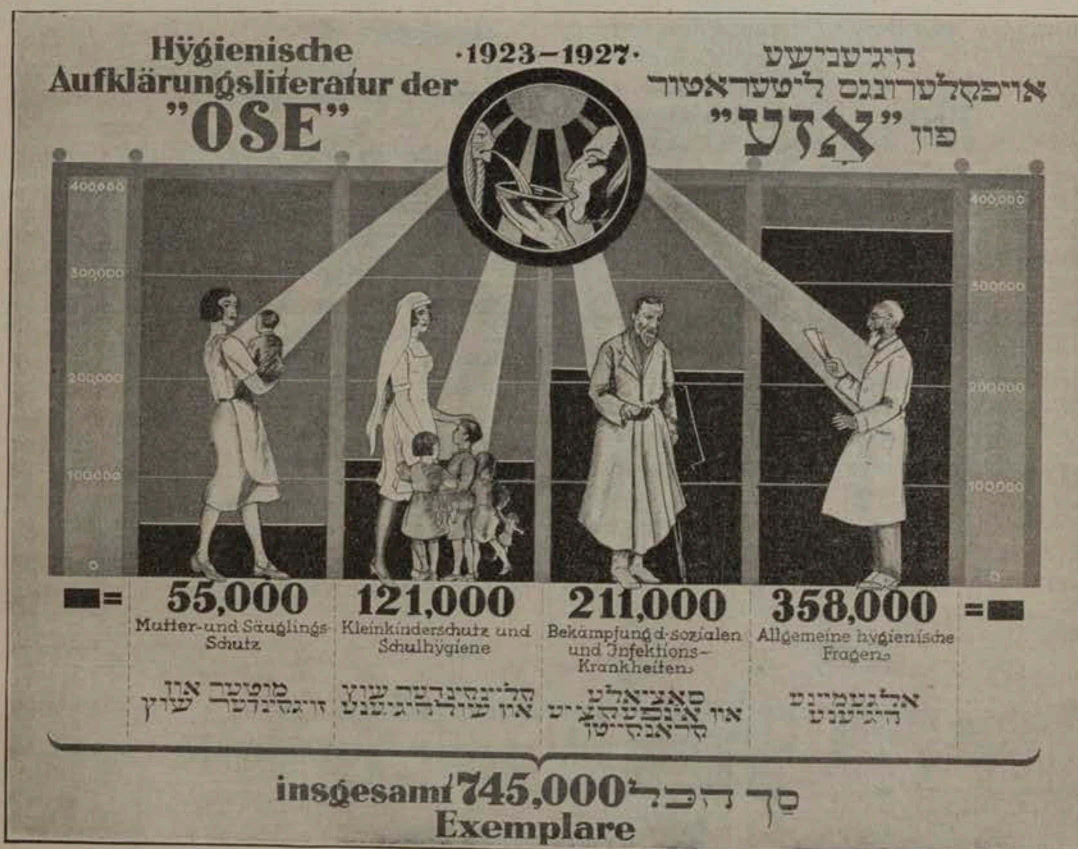
5. Kapitel.

1. Während der Tempel brannte, raubten die Soldaten, was ihnen unter die Hände kam, und hieben die Juden, die sie antrafen, zu hunderten nieder. Kein Erbarmen hatten sie mit dem Alter, keine Achtung vor der Würde. Kinder und Greise, Laien und Priester ohne Unterschied erlagen dem Schwerte des Feindes, und unter den Angehörigen aller Volksklassen wütete die Kriegsfurie, ganz gleich, ob die Leute um Gnade flehten oder sich zur Wehr setzten. Mit dem Prasseln der allenthalben hervorbrechenden Flammen mischte sich das Stöhnen der zu Boden Geschmetterten. Wenn man die Höhe des Hügels und die Grösse des brennenden Riesenbaues in Betracht zog, hätte man glauben können, die ganze Stadt stehe in Flammen; grausiger aber und gellender lässt sich nichts denken als das Geschrei, das über dem Ganzen tobte. Denn während die römischen Legionen, die in geschlossenem Zuge vordrangen, ihre Jubelrufe anstimmten, erscholl gleichzeitig das Geheul der von Feuer und Schwert umringten Empörer, und von oben tönte darein die Wehklage des verlassenen Volkes, das sich in der Angst zu den Feinden flüchtete und sein Geschick bejammerte. Mit dem Geschrei derer auf dem Hügel verband sich dann weiter das der Volksmenge in der Stadt, wo viele der Unglücklichen, denen der Hunger schon das Mark ausgepreßt und den Mund verschlossen hatte, beim Anblick des Tempelbrandes den Rest ihrer Kräfte zu einem kläglichen Gewimmer zusammenrafften: und zu alledem der Wiederhall von Peraea und den umliegenden Bergen, der das Getöse noch entsetzlicher machte. Fürchterlicher jedoch als das ganze Kampfgewühl war das wirkliche Schicksal der Besiegten. Der Tempelberg schien von Grund aus zu glühen, da er rings in Feuer gehüllt war; aber noch voller als die Flammenbäche schienen die Blutströme zu fließen, und fast zahlreicher als die Mörder waren die Gemordeten. Nirgends sah man mehr vor Leichen den Boden; über ganze Berge von Toten stürmten die Soldaten den Fliehenden nach. Die Räuberschar durchbrach mit Mühe die römischen Kolonnen und schlug sich in den äußeren Vorhof und von da in die Stadt durch, während der Rest des Volkes in die äußere Halle floh. Einige Priester rissen zunächst die Spiesse auf dem Tempel samt dem Blei, in welches dieselben eingelassen waren, herunter und schleuderten sie gegen die Römer; als sie aber damit nichts ausrichteten und das Feuer über sie hereinbrach, zogen sie sich auf die acht Ellen breite Tempelwand zurück, wo sie einstweilen blieben. Zwei andere vornehme Juden jedoch, die sich vor die Wahl gestellt sahen, entweder zu den Römern überzugehen und so ihr Leben zu retten, oder aber auszuharren, wollten lieber das Schicksal der übrigen teilen, stürzten sich in die Flammen und verbrannten mit dem Tempel. Es waren Meïr, des Belgas, und Josephus, des Dalaeus Sohn.

Im Jahre 1912 schloß sich in Petersburg eine Gruppe jüdischer Ärzte zusammen, um die hygienischen Verhältnisse der Juden in russischen Provinzen durch gesundheitliche Überwachung, Aufklärung und körperliche Ertüchtigung zu verbessern. Aus der Abkürzung des Namens Obschtschestwo Strawoochranenija Ewreskawo-Naselenija, „Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Juden“ erhielt diese Vereinigung die Bezeichnung OSE. Ihre Hauptaufgabe erblickte diese Petersburger Gesellschaft, die bald in vielen Städten des alten Rußlands Tochtergesellschaften gründete, in der Erziehung der jüdischen Bevölkerung zum Eigendienst an ihrer Gesundheit.

und flohen in die Nachbarprovinzen, Zehntausende von Kindern verloren ihre Eltern und Erzieher. Neben anderen Organisationen, vor allem dem JOINT (siehe Sammelblatt Nr. 142), nahm sich die OSE dieser Unglücklichen an. In Polen, Rumänien und den baltischen Staaten wurden Ambulatorien, Sanitätskolonnen, Speisehallen, Kinderheime usw. gegründet, die auch nach Beruhigung der Verhältnisse bestehen blieben und den Grundstock für die in den neuentstandenen Republiken heute wirkenden OSE-Gesellschaften bildeten.

Im August 1923 wurden zur Vereinheitlichung und Regelung der Arbeiten die OSE-Gesellschaften zu einem OSE-Verband zusammengeschlossen, dessen Sitz in



Die glücklich begonnene Arbeit der OSE wurde bald durch den Weltkrieg unterbrochen und die OSE hierdurch vor ganz neue Aufgaben gestellt. Große Strecken Rußlands und Polens wurden Kriegsgebiet, die Bevölkerung mußte ihre Heimat verlassen und irrte planlos umher. Krankheiten und Seuchen brachen aus, allenthalben drohte Hungersnot, und die OSE mußte nunmehr ihre Hauptaufgabe darin erblicken, dem geradezu grauenvollen Kriegselend in den betroffenen Provinzen zu steuern. Sie richtete Lazarette, Baracken und Speisehallen für die Kranken und Flüchtigen, Heime und Milchküchen für die Kinder ein. Nachdem die Schrecken des Krieges glücklich überwunden waren, brachen die Unruhen der russischen Revolution und in ihrem Gefolge jene schrecklichen Pogrome hauptsächlich der Ukraine aus, denen Hunderttausende von Juden direkt zum Opfer fielen und von denen nochmals mehrere hunderttausend indirekt betroffen wurden. Ungezählte Familien wurden abermals heimatlos

Berlin ist. Dieser umfaßt die OSE-Organisationen in der Ukraine, in Litauen, Lettland, Bessarabien, Bukowina, Danzig, Deutschland, England und U. S. A. In Polen besteht seit 1925 eine besondere Gesellschaft TOZ, deren Name die gleiche Bedeutung und deren Wirken dieselbe Tendenz hat wie die OSE. Beide Gesellschaften sind liiert.

Die Fürsorge der OSE für den jüdischen Menschen beginnt bereits vor der Geburt des Kindes, indem sie der werdenden Mutter ihre Hilfe durch Beratungsstellen angedeihen läßt. Für den Säugling und das Kleinkind gibt es Milchküchen und Fürsorgeanstalten, die Mütter werden in der Pflege und Erziehung der Kinder unterrichtet und unterstützt. Ein großer Teil der OSE-Arbeit gilt der heranwachsenden Jugend im schulpflichtigen Alter. In den Volksschulen und — soweit dies möglich war — auch in den Chedarim wurde der Gesundheitsschutz der Kinder eingeführt (Aufnahme von Leibesübungen in den Lehrplan, Überwa-

chung der Zahnpflege sowie Zahnbehandlung, regelmäßige Schularzt-Kontrolle mit anschließender Behandlung, Einrichtung von Spiel- und Erholungsplätzen, Ganz- und Halbkolonien usw.).

Besondere Aufmerksamkeit wird der unter den Juden des Ostens stark verbreiteten Tuberkulose zugewendet und ein energischer Aufklärungs- und Vorbeugungsfeldzug gegen dieselbe geführt. Neben der Tuberkulose sind die Ägyptische Augenkrankheit (Trachom) und der Favus (eine Pilzkrankheit der Haut) unter den Juden sehr häufig. Zur Bekämpfung des Favus waren bis 1929 von der OSE 13 Röntgenambulatorien eingerichtet, durch deren Tätigkeit die Zahl der favuskranken Kinder vor allem in den größeren Städten erheblich zurückgegangen ist.

Entsprechend dem obersten Grundsatz der OSE „Eigendienst des jüdischen Volkes an seiner Gesundheit", sucht die OSE in erster Linie durch hygienische Aufklärung der Massen diese zur Eigenhygiene zu erziehen. Nicht Krankheiten heilen, sondern Krankheiten vorbeugen und die Menschen zu gesunden und körperlich leistungsfähigen Bürgern ihres Staates zu erziehen, schwebt ihr als wahres Ideal vor. Das Hauptmittel hierzu erblickt sie in einer unablässigen Propaganda durch Wort und Bild. In fortgesetzter Reihenfolge werden von der OSE Flugblätter und Broschüren teils für die Kinder in der Schule, teils für die Erwachsenen und hier wieder gesondert für die einzelnen Gruppen von Berufstätigen herausgegeben, in denen die jüdischen Massen über den Wert der Körperpflege, die Grundsätze einer rationellen Ernährung, über die wichtigsten Volkskrankheiten, über Schwangerschaftshygiene, Säuglingspflege usw. unterrichtet werden. Der Wert des Sportes wird betont, die Gefahren der übertriebenen Sportpflege aufgedeckt, im Verlag des TOZ erschien ein ausführliches Lehrbuch der Gymnastik. Insgesamt sind rd. ¾ Millionen Schriften zur Verteilung gelangt. Außerdem erscheinen zwei populäre Zeitschriften, beide in jiddischer Sprache, in Wilna der „Volksgesund", in Polen die „TOZ-Jedies", und die großen jiddischen Zeitungen in Kowno, Riga und Kischinew bringen auf Anregung der OSE in jeder Woche eine hygienische Beilage. Zur wissenschaftlichen Behandlung der für die OSE-Arbeit wichtigen Probleme erscheinen zwei Fachblätter, in Petersburg die Zeitschrift „Fragen der Biologie und Pathologie der Juden", in Deutschland die „OSE-Rundschau".

Neben diesem ausgedehnten Pressedienst veranstaltet die OSE Kurse und Lichtbildervorträge für Laien und Pflegepersonal, sowie ständige Vorträge in den Schulen und läßt Wanderausstellungen durch die Provinzen ziehen.

In mehreren größeren Plätzen besitzt die OSE eigene Gesundheitshäuser, in denen die verschiedenen Arbeitszweige zentralisiert sind, und die Beratungsstellen, Lesehallen, Untersuchungsräume, Behandlungszimmer, Vortragssäle in sich vereinigen.

Das Hauptarbeitsfeld der OSE-Tätigkeit ist naturgemäß der Osten. Aber auch in Westeuropa, wohin erhebliche Mengen heimatlos gewordener Juden während der Kriegs- und Nachkriegsjahre abgewandert sind, stellte sich die Notwendigkeit hygienischer Versorgung heraus. In Berlin wurde eine Versorgungsstelle im Zentrum der Judenquartiere eingerichtet, die von jährlich über 4000 Menschen in Anspruch genommen wird und in einem westlichen Vorort wird eine Tageskolonie für den Sommeraufenthalt von zirka 250 Kindern unterhalten.

In London existiert eine OSE-Zentrale in Whitechapel mit einer besonderen Fürsorgestelle für schwachsinnige Kinder. Hier werden auch wissenschaftliche Untersuchungen über die Sehschärfe der jüdischen Kinder sowie anthropometrische Messungen vorgenommen.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit wurde die OSE hauptsächlich von Amerika finanziert. Auch die großen jüdischen Zentren außerhalb Amerikas z. B. Süd-Afrika steuerten erhebliche Beträge bei. Aus verschiedenen naheliegenden Gründen ist die Höhe dieser Beiträge in den letzten Jahren ständig gesunken, so daß die OSE mehr und mehr auf eigene Regelung ihrer Finanzen angewiesen ist. Durch ständige Werbung und vor allem durch die Propaganda ihrer Leistungen und ihre wachsende Popularität steigt die Zahl ihrer Mitglieder von Jahr zu Jahr, hat jetzt zehntausend überschritten und deckt zurzeit etwa 15 % des Etats. In zahlreichen Orten subventionieren die Gemeinden, und zwar sowohl die jüdischen als auch die Stadtgemeinden, in Litauen und Lettland sogar der Staat ihre Institutionen. Zu einem nicht unerheblichen Teil bestreiten die Anstalten durch ihre direkten Einnahmen ihre Kosten, der Rest wird teils durch lokale Sammlungen, teils durch Beiträge von seiten der Zentrale gedeckt.

Gesundheitsdienst der OSE und TOZ.
(Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, Ukraine, Danzig, Berlin, London) Anzahl der Anstalten Ende 1929.

Beratungsstellen für Schwangere	13
Beratungsstellen für Säuglinge und stillende Mütter	38
Stationen zur Rachitisbekämpfung (Quarzlampenstationen)	37
Schulmedizinische Stationen	85
Sommer-Erholungsstätten für Kinder	84
Zahnärztliche Kabinette	43
Ambulatorien	74
Tuberkulose-Fürsorgestellen	15
Röntgenstationen	13
Spitäler und Entbindungsheime	5
Kurse für Krankenschwestern	1
Andere	8
Zusammen	416

Januar 1931.

Ose, Abkürzung von Obschtschestwo Sdrawoochranenija Ewrejskawo-Naselenija, zu deutsch Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Juden, bezweckt die Förderung der physischen Regeneration der Juden namentlich in den durch Pogrome, Epidemien und Verarmung heimgesuchten Ländern Osteuropas, wurde 1912 in Rußland gegründet, fungierte während des Krieges, anerkannt und unterstützt von der russischen Regierung, als das russische „Rote Kreuz" der Juden, verlegte nach Ausbruch der Revolution seine Zentrale nach Berlin und wurde 1923 in den Weltverband Ose umgewandelt, an dessen Spitze ein internationales Präsidium steht (Ehrenpräsident Albert Einstein, August v. Wassermann (Deutschland), Dr. Redcliffe N. Salaman (England), Professor Besredko (Frankreich).

Von der Ose wurden 1924 unterhalten:

	Rußland	Litauen	Lettland	Polen	Rumän.	Danzig	Palästina	Insges.
Krankenhäuser	11 1000 Operat.							11
Ambulatorien	16 500000 Behdl.	8	1	3	1	1		30
Desinfektions-Kolonnen	4 150000 Desinf.							4
Impfstationen	7 40000 Impfg.							7
Medizinische Kinderstationen	21 7000 Kinder							21
Krippen	15 600 Kinder							15
Kindersanatorien	8 600 Kinder	5		7	1	1		22
Spielplätze	2 500 Kinder		9	2		1		14
Mutterschutzstellen		2		7	2			11
Schulärztliche Stationen		12	7	21	3			43
Favus-Ambulanzen		3		2	1			6
Röntgen-Stationen				2	1			3
Emigranten-Stellen			1		3	1		5
Bakteriologische Institute				1			1	2

Außer diesen an 200 heranreichenden Institutionen unterhält die Ose ein volkshygienisches Wandermuseum mit ca. 1000 Ausstellungsobjekten, veranstaltet sie ständig Lichtbilder- und Filmvorträge über hygienische Themen, verteilt sie Flugschriften, Volksbücher, Plakate über Bekämpfung der Infektionskrankheiten, Trachom und Favus, Geschlechtskrankheiten, über Mutterschutz und Säuglingspflege, gibt sie eine hygienische Volkszeitschrift „Volksgesund" in jiddisch heraus, fördert sie die Ausbildung von Schwestern, Krankenpflegern und Heilgehilfen, die Schaffung von Spielplätzen, Turnhallen, Badeanstalten und sucht so auf jede Weise die physische Regeneration der jüdischen Massen des Ostens zu unterstützen. In neuester Zeit hat sich der Makkabi-Weltverband, der die Mehrzahl der jüdischen Turnvereine der Welt mit 60 000 eingeschriebenen Turnern umfaßt, der Ose zur Herbeiführung künftiger Arbeitsgemeinschaft angeschlossen.

Nov. 1924.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Goldziher-Bibliothek.

Die im Jahre 1924 zum Verkauf gelangte Bibliothek des berühmten jüdischen Orientalisten Goldziher ist eine Einzigartigkeit auf ihrem Gebiet und bildete den Gegenstand eines scharfen Wettbewerbes unter den bedeutendsten Instituten Europas, Asiens und Amerikas. Die japanische Regierung sandte sogar einen besonderen Sachverständigen für ihren Ankauf nach Europa. Aus dieser Konkurrenz ging die Zionistische Organisation dank ihrer energischen Bemühungen als Siegerin hervor und erhielt damit diese unschätzbare Sammlung dem Judentum. Am 14. Oktober 1924 konnte die Goldziher-Sammlung feierlich zu Jerusalem der Jüdischen Nationalbibliothek einverleibt werden, ein Akt, dessen hohe Bedeutung am treffendsten durch die Tatsache beleuchtet wird, daß zu dieser Feier nicht nur alle prominenten jüdischen Persönlichkeiten Palästinas, sondern auch die Spitzen der englischen Regierung, die Konsuln fast sämtlicher in Palästina vertretenen Fremdmächte, der arabische Bürgermeister Jerusalems, der Direktor des arabischen Museums und zahlreiche andere Vertreter der arabischen Oeffentlichkeit zugegen waren.

Die Goldziher-Bibliothek bildet die Frucht einer über mehr als 50 Jahre ausgedehnten Sammeltätigkeit eines der größten Orientalisten des 19. Jahrhunderts.

Ignaz Goldziher wurde als Nachkomme spanischer Flüchtlinge, die sich zuerst in Hamburg angesiedelt hatten und 1730 von dort nach Ungarn auswanderten, 1850 in Székesfehérvar (Stuhlweißenburg) als Sohn talmudgelehrter Vorfahren geboren. Als Gymnasiast und Student lernte er bei dem berühmten jüdischen Orientalisten Vambéry (Bamberg) in Budapest orientalische Sprachen und zog die Aufmerksamkeit von Eötvös, der damals Kultusminister war, auf sich, der ihm zwecks Vorbereitung für eine Professur mehrjährige Staatsstipendien zum Besuch ausländischer Universitäten bewilligte. Er studierte in Wien, Leipzig, Leyden und Berlin, wo er in persönliche Beziehungen zu Abr. Geiger, Steinthal und Steinschneider trat. Sodann wurde er als Professor für semitische Philologie nach Budapest gerufen und von hier im Auftrag der ungarischen Regierung nach Syrien, Palästina und Ägypten geschickt, wo er mit den führenden Geistern des Islam enge Fühlung nahm. Wegen seiner ganz ungewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnisse der asiatischen Literaturen und Religionen wurde er überall mit größter Bewunderung aufgenommen. Der durch den Tod des freigesinnten Eötvös eintretende Regierungswechsel wurde benutzt, den abwesenden jüdischen Gelehrten seiner Professur zu berauben, so daß Goldziher zurückkehren und eine Stelle als Sekretär der jüdischen Gemeinde in Budapest annehmen mußte, in der er 30 Jahre lang seine wertvollen Kräfte mit Büroarbeiten vergeudete, da er merkwürdigerweise alle Berufungen nach außerhalb (Prag, Heidelberg, Cambridge, Leipzig, Königsberg, Straßburg, Upsala) ablehnte.

Mit einer geradezu unfaßlichen Arbeitskraft widmete sich Goldziher in seinen Muße- und Nachtstunden neben seinem Beruf der Orientalistik und schuf in einer höchst genialen Auffassung und Lösung der Probleme eine große Reihe grundlegender Werke über Gegenstände der islamitischen Kultur und Geschichte. Von seinen zahlreichen Publikationen seien genannt: „Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern" (1871—1873), „Die Nationalitäten im Islam" (1873), „Orientalisches Bücherwesen" (1874), „Der Mythos bei den Hebräern und seine Entwicklung" (1876), „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Arabern" (1878), „Der Islam" (1881), „Die Anfänge des mohammedanischen Rechts" (1884), „Fortschritte und Resultate der Palästinaforschung" (1886), „Abhandlung zur arabischen Philologie" (1886), „Mohammedanische Studien" (1889), „Vorlesungen über den Islam" (1910), „Die Richtungen der islamitischen Koranauslegungen" (1920) — „Werke, die an Bedeutung, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Umsicht und außerordentlicher Fülle von Material alles übertreffen, was über diese Gegenstände bis jetzt geschrieben worden ist. . . . In allen diesen Arbeiten war er bahnbrechend, indem er neue Probleme aufstellte, neue Methoden zu ihrer Lösung anwandte und überall Wege zu ihrer Forschung gewiesen hat. Das Imponierendste an seinen Arbeiten ist die außerordentliche Gelehrsamkeit, die fast unbegreifliche Belesenheit und die Großzügigkeit, mit der er alle Fragen behandelt; dabei verstand er es, durch lebendige Darstellungsweise, fließende Sprache und kunstvollen Aufbau der verschiedensten Materialien unter weitgehendster Berücksichtigung aller kulturellen und religionshistorischen Gesichtspunkte seine Arbeiten besonders lehrreich und interessant zu gestalten.

Die Schnelligkeit, mit der er ganze Bände durchlas, wobei ihm aber keine einzige Einzelheit entging, war geradezu unglaublich. Hierfür mag ein Beispiel angeführt werden. Eines Tages erhielt er ein zweibändiges Werk über die Geschichte Ungarns in ungarischer Sprache von einem seiner Kollegen in der ungarischen Akademie. Als er vier Tage später mit ihm in einem Café zusammentraf, fragte ihn der Autor, ob er schon Zeit gefunden habe, einen Blick in sein Buch zu werfen, worauf ihm Goldziher lächelnd erwiderte, er habe das ganze Werk bereits von „einem Deckel bis zum andern", wie man sich im Arabischen auszudrücken pflege, gelesen, und ihm zum Beweis dafür ein Zettelchen mit einigen Druckfehlern übergab, die im Werke enthalten waren. Diese Mitteilung erregte das Erstaunen der Anwesenden dermaßen, daß einer von ihnen eine Wette darüber eingehen wollte, ob Goldziher tatsächlich das ganze Werk, das etwa 1200 Druckseiten enthielt, in einer so kurzen Zeit durchgelesen haben könne. „Wetten Sie nur," sagte Goldziher ganz ruhig, „Sie werden die Wette doch verlieren. Lesen Sie das ganze Buch mit der größten Aufmerksamkeit durch, und sollten Sie mehr Druckfehler als ich finden, so werde ich Ihnen den doppelten Betrag Ihrer Wette zahlen." Nach zwei Wochen mußte der Kollege zugeben, daß er die Wette verloren hatte.

Ebenso erstaunlich wie seine Auffassungsgabe war auch sein Gedächtnis. Mit der größten Korrektheit pflegte er ebenso gut Verse persischer Dichter zu zitieren, die er vor 40 Jahren gelernt hatte, wie einen

Vers aus der Bibel, aus dem Koran oder aus irgendeinem anderen Grundtext, Dichter oder Schriftsteller. Ich habe schon viel Gelehrte, sowohl unter Talmudisten als auch mohammedanischen Theologen im Orient mit bewundernswertem Gedächtnis angetroffen. Und doch konnte ihm keiner an Präzision und Exaktheit des Gedächtnisses gleichkommen. Eine einzige Ausnahme machte nur Max Nordau, dessen fabelhaftes Gedächtnis, sogar für die unbekanntesten Namen, die entrücktesten Daten und Zahlen, jeden sprachlos machte, der Gelegenheit hatte, ihn von dieser Seite kennenzulernen.

Und wie im Lesen, so war er außerordentlich schnell auch im Arbeiten. Jeder muß ein ungeheures Staunen empfinden beim Überblick über die vielen Hunderte von Abhandlungen und die große Reihe von umfangreichen Werken, die Goldziher verfaßt hat — und dies alles, obwohl er bis zu seinem 60. Lebensjahr den größten Teil des Tages seinem Amte als Sekretär der jüdischen Gemeinde widmen mußte. Aber wer Gelegenheit hatte, ihn bei der Arbeit zu sehen und so zu beobachten, mit welcher Sicherheit und Umsicht er alle nötigen Materialien zusammenstellte und wie schnell er mit der Durcharbeitung der kompliziertesten Fragen und der Abfassung umfangreicher Abhandlungen fertig wurde, dem ist es klar, daß Goldziher nicht einmal den ganzen ihm zur Verfügung gebliebenen Teil seiner Zeit der schriftstellerischen Tätigkeit gewidmet hat. Um nur einige Beispiele anzuführen, sei hier erwähnt, daß er seine berühmt gewordenen „Vorlesungen über den Islam", die zum Besten und Lehrreichsten gehören, was über den Islam geschrieben worden ist, in kaum sechs Wochen in den Sommerferien in Zugliget bei Budapest niedergeschrieben, und daß er eine sehr bedeutende Abhandlung über den Schiitismus, die seinerzeit großes Aufsehen in Fachkreisen erregt hat und noch heute als grundlegend gilt, im Schiffe auf einer Fahrt von Venedig nach Fiume fertiggestellt hat" (ben Jehuda).

In der arabischen Welt war Goldziher, trotzdem man zu jenen Zeiten noch mit dem größten Mißtrauen und mit Verachtung auf die Europäer schaute, eine allgemein bekannte und hochgeehrte Persönlichkeit. Während seiner Studienjahre in dem islamischen Kulturkreis hatte er durch seine ungewöhnliche Kenntnis des arabischen Schrifttums und der islamitischen Gedankenwelt den arabischen Gelehrten höchste Bewunderung entrungen und es entwickelten sich zwischen ihm und den geistigen Führern des Islams freundschaftliche Beziehungen. Er galt ihnen als eine Art „rabbinische Autorität" — wohlgemerkt, in islamitischen Auslegungen und Religionsfragen — und er stand in dauerndem Schriftwechsel mit der mohammedanischen Gelehrtenwelt. Gelegentlich seiner Europareise besuchte ihn der ägyptische Thronfolger, um ihn nach Kairo einzuladen, und ein berühmter arabischer Gelehrter träumte davon, einmal in Europa zwei Dinge zu sehen: Andalusien, die Stätte der arabischen Westkultur, und — Goldziher in Budapest.

Im Jahre 1905, als Goldziher längst eine Autorität von internationalem Rang geworden und mit allen nur erdenklichen wissenschaftlichen Ehren überhäuft, Ehrendoktor mehrerer Universitäten, Ehrenmitglied der wissenschaftlichen Gesellschaften aller Erdteile geworden war, wurde er endlich von der ungarischen Regierung für würdig befunden, Ordinarius an der Budapester Universität zu werden. 15 Jahre lehrte er hier, dann trieb ihn der Antisemitismus zum zweitenmal von seinem Posten. Als nach dem Kriege die judenfeindlichen Elemente in Ungarn die Herrschaft vollkommen an sich rissen, reichte Goldziher 1920 unter dem Eindruck des antisemitischen Terrors an der Budapester Universität seine Demission ein. Wenige Monate danach wurde er 70 Jahre alt und war bei diesem Anlaß Gegenstand der denkbar größten Ehrungen der gesamten wissenschaftlichen Welt (eine Huldigungsadresse trug die Unterschriften von nicht weniger als 350 Gelehrten aller Länder). Er starb am 13. November 1921.

Die in über 50jähriger Sammeltätigkeit aus Orient und Okzident zusammengetragene und nunmehr der Nationalbibliothek zu Jerusalem zugeführte Büchersammlung Goldzihers umfaßt 4300 Werke in 6000 Bänden. 1600 Werke in 12 europäischen und 5 orientalischen Sprachen betreffen das Gebiet der semitischen Philologie und Orientalistik, unter ihnen zahlreiche Enzyklopädien und Wörterbücher europäischer und asiatischer Sprachen, die Veröffentlichungen von 10 Akademien und 30 orientalischen Gesellschaften in 15 Sprachen; 750 Werke sind Hebraica und Judaica, teils aus der spanisch-hebräischen und jüdisch-arabischen Literatur des Mittelalters, teils aus dem rabbinischen Schrifttum; ferner fast alle wichtigen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts sowie eine wertvolle Sammlung von Literatur über die Geschichte der Juden in Ungarn. 300 Werke befassen sich mit moderner Bibelforschung, 650 sind arabische, türkische und persische Druckwerke rechts- und religionsgeschichtlichen Inhalts, darunter zahlreiche äußerst seltene Drucke aus Ägypten, Syrien, Tunis, Algier, Marokko, Turkestan, Indien, Persien und Java, der Rest der 800 verteilt sich auf die übrigen Wissensgebiete. Neben dieser Bibliothek hofft die Zionistische Organisation später auch die umfangreiche wissenschaftliche Korrespondenz Goldzihers, die seinen Briefwechsel mit den führenden Orientalisten des vorigen Jahrhunderts (Abr. Geiger, Nöldeke, Kautzsch, Steinschneider, Wellhausen, Snouck usw.) umfaßt und ebenfalls eine sehr wertvolle Dokumentensammlung darstellt, für die orientalische Abteilung der Hebräischen Universität zu erwerben.

Literatur: Zeitschrift „Der Jude", 1924, Heft 10, S. 575—592.

Februar 1931.

Die im Jahre 1924 zum Verkauf gelangte **Bibliothek** des berühmten jüdischen Orientalisten **Goldziher** ist eine Einzigartigkeit auf ihrem Gebiet und bildete den Gegenstand eines scharfen Wettbewerbes unter den bedeutendsten Instituten Europas, Asiens und Amerikas. Die japanische Regierung sandte sogar einen besonderen Sachverständigen für ihren Ankauf nach Europa. Aus dieser Konkurrenz ging die Zionistische Organisation dank ihrer energischen Bemühungen als Siegerin hervor und erhielt damit diese unschätzbare Sammlung dem Judentum. Am 14. Oktober 1924 konnte die Goldziher-Sammlung feierlich zu Jerusalem der Jüdischen Nationalbibliothek einverleibt werden, ein Akt, dessen hohe Bedeutung am treffendsten durch die Tatsache beleuchtet wird, daß zu dieser Feier nicht nur alle prominenten jüdischen Persönlichkeiten Palästinas sondern auch die Spitzen der englischen Regierung, die Konsuln fast sämtlicher in Palästina vertretenen Fremdmächte, der arabische Bürgermeister Jerusalems, der Direktor des arabischen Museums und zahlreiche andere Vertreter der arabischen Oeffentlichkeit zugegen waren.

Die Goldziher-Bibliothek bildet die Frucht einer über mehr als 50 Jahre ausgedehnten Sammeltätigkeit eines der größten Orientalisten des 19. Jahrhunderts.

Ignaz Goldziher wurde als Nachkomme spanischer Flüchtlinge, die sich zuerst in Hamburg angesiedelt hatten und 1730 von dort nach Ungarn auswanderten, 1850 in Székesfehérvar (Stuhlweißenburg) als Sohn talmudgelehrter Vorfahren geboren. Als Gymnasiast und Student lernte er bei dem berühmten jüdischen Orientalisten Vambéry (Bamberg) in Budapest orientalische Sprachen und zog die Aufmerksamkeit von Eötvös, der damals Kultusminister war, auf sich, der ihm zwecks Vorbereitung für eine Professur mehrjährige Staatsstipendien zum Besuch ausländischer Universitäten bewilligte. Er studierte in Wien, Leipzig, Leyden und Berlin, wo er in persönliche Beziehungen zu Abr. Geiger, Steinthal und Steinschneider trat,wurde als Professor für semitische Philologie nach Budapest gerufen und dann im Auftrag der ungarischen Regierung nach Syrien, Palästina und Aegypten geschickt, wo er mit den führenden Geistern des Islam in enge Fühlung geriet, überall wegen seiner ganz ungewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnisse der asiatischen Literaturen und Religionen mit größter Bewunderung aufgenommen. Der durch den Tod des freigesinnten Eötvös eintretende Regierungswechsel wurde benutzt, den abwesenden jüdischen Gelehrten seiner Professur zu berauben, so daß Goldziher zurückkehren und eine Stelle als Sekretär der jüdischen Gemeinde in Budapest annehmen mußte, in der er 30 Jahre lang seine wertvollen Kräfte mit Büroarbeiten vergeudete, da er merkwürdigerweise alle Berufungen nach außerhalb (Prag, Heidelberg, Cambridge, Leipzig, Königsberg, Straßburg, Upsala) ablehnte. Mit einer geradezu unfaßlichen Arbeitskraft widmete sich Goldziher in seinen Muße- und Nachtstunden neben seinem Beruf der Orientalistik und schuf in einer höchst genialen Auffassung und Lösung der Probleme eine große Reihe grundlegender Werke über Gegenstände der islamitischen Kultur und Geschichte. Von seinen zahlreichen Publikationen seien genannt: „Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern“ (1871—1873), „Die Nationalitäten im Islam“ (1873), „Orientalisches Bücherwesen“ (1874), „Der Mythos bei den Hebräern und seine Entwicklung“ (1876), „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Arabern“ (1878), „Der Islam“ (1881), „Die Anfänge des mohammedanischen Rechts“ (1884), „Fortschritte und Resultate der Palästinaforschung“ (1886), „Mohammedanische Studien“ (1889), „Abhandlung zur arabischen Philologie“ (1886), „Vorlesungen über den Islam“ (1910), „Die Richtungen der islamitischen Koranauslegungen“ (1920), „Werke, die an Bedeutung, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Umsicht und außerordentlicher Fülle von Material alles übertreffen, was über diese Gegenstände bis jetzt geschrieben worden ist. . . . In allen diesen Arbeiten war er bahnbrechend, indem er neue Probleme aufstellte, neue Methoden zu ihrer Lösung anwandte und überall Wege zu ihrer Forschung gewiesen hat. Das Imponierendste an seinen Arbeiten ist die außerordentliche Gelehrsamkeit, die fast unbegreifliche Belesenheit und die Großzügigkeit, mit der er alle Fragen behandelt; dabei verstand er es, durch lebendige Darstellungsweise, fließende Sprache und kunstvollen Aufbau der verschiedensten Materialien unter weitgehendster Berücksichtigung aller kulturellen und religionshistorischen Gesichtspunkte seine Arbeiten besonders lehrreich und interessant zu gestalten.“ (A. S. Yahuda.)

Im Jahre 1905, als Goldziher längst eine Autorität von internationalem Rang geworden und mit allen nur erdenklichen wissenschaftlichen Ehren überhäuft, Ehrendoktor mehrerer Universitäten, Ehrenmitglied der größten wissenschaftlichen Gesellschaften aller Erdteile geworden war und, was seine Bedeutung für die islamitische Welt am besten illustriert, vom ägyptischen Thronfolger, dem gegenwärtigen König, persönlich in Budapest aufgesucht worden war, um nach Kairo berufen zu werden, nunmehr endlich wurde Goldziher von der ungarischen Regierung für würdig befunden, Ordinarius an der Budapester Universität zu werden. 1920 reichte er unter dem Eindruck der antisemitischen Bewegung seine Demission ein, war aber bald danach zu seinem 70. Geburtstag Gegenstand der denkbar größten Ehrungen der gesamten wissenschaftlichen Welt (eine Huldigungsadresse trug die Unterschriften von nicht weniger als 350 Gelehrten aller Länder). Er starb am 13. November 1921.

Die in über 50jähriger Sammeltätigkeit aus Orient und Okzident zusammengetragene und nunmehr der Nationalbibliothek zu Jerusalem zugeführte Büchersammlung Goldzihers umfaßt 4300 Werke in 6000 Bänden. 1600 Werke in 12 europäischen und 5 orientalischen Sprachen betreffen das Gebiet der semitischen Philologie und Orientalistik, unter ihnen zahlreiche Enzyklopädien und Wörterbücher europäischer und asiatischer

Sprachen, die Veröffentlichungen von 10 Akademien und 30 orientalischen Gesellschaften in 15 Sprachen; 750 Werke sind Hebraika und Judaika, darunter alle wichtigen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, fast die gesamte spanisch-hebräische und jüdisch-arabische Literatur des Mittelalters und ein großer Teil des rabbinischen Schrifttums; 300 Werke befassen sich mit moderner Bibelforschung, 650 sind arabische, türkische und persische Druckwerke, rechts- und religionsgeschichtlichen Inhalts, darunter zahlreiche äußerst seltene Drucke aus Aegypten, Syrien, Tunis, Algier, Marokko, Turkestan, Indien, Persien und Java, der Rest der 800 verteilt sich auf die übrigen Wissensgebiete. Neben dieser Bibliothek hofft die Zionistische Organisation später auch die umfangreiche wissenschaftliche Korrespondenz Goldzihers, die seinen Briefwechsel mit den führenden Orientalisten des vorigen Jahrhunderts (Abr. Geiger, Nöldeke, Kautzsch, Steinschneider, Wellhausen, Snouck usw.) umfaßt und ebenfalls eine sehr wertvolle Dokumentensammlung darstellt, für die orientalische Abteilung der Hebräischen Universität zu erwerben.

Lit. Zeitschrift „Der Jude", 1924, Heft 10, S. 575—592. Eine Goldziher-Biographie ist in Vorbereitung.

Nov. 1924.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Emin Pascha

Ein Beispiel, das wie wenig andere geeignet ist, die Vorurteile zu widerlegen, die man so häufig gegen die Juden vorträgt, daß es ihnen nämlich an Uneigennützigkeit, Opferfähigkeit, Selbstlosigkeit bei wissenschaftlichen Forschungen, an persönlichen Mut und wahrer Vaterlandsliebe fehle, bietet Emin Pascha, der zwar in der Fachliteratur als von evangelischen Eltern stammend hingestellt und auch sonst nirgendwo als Jude bezeichnet wird, in Wahrheit aber ein Jude gewesen ist. Emin Pascha hieß mit seinem bürgerlichen Namen Eduard Schnitzer und wurde 1840 zu Oppeln als Sohn jüdischer Eltern geboren. Als sein Vater gestorben war, heiratete seine Mutter in zweiter Ehe einen Christen und ließ sich und den sechsjährigen Knaben taufen. Nach Beendigung des medizinischen Studiums ging Eduard Schnitzer im Dienst der türkischen Regierung, die damals deutsche Ärzte für den Orient anwarb, zuerst als Quarantäne-Arzt nach Antivari und dann im Gefolge Ismael Hakki Paschas nach Armenien, Syrien und Arabien, überall mit ungewöhnlicher Begabung die Landessprachen erlernend und allerorten als Kundschafter, Interpret und Diplomat bewährt. Schnitzers wahre Interessen aber lagen auf einem ganz anderen Gebiet. Er war von früh auf, und das blieb er bis zu seiner letzten Stunde, im Innersten und allem anderen voran Forscher, ein von einem unbändigen Wissensdrang beseelter, außergewöhnlich vielseitig begabter und exakter Naturforscher, der mit der hingebenden Liebe des wahren Forschers von der Meteorologie und Geologie angefangen bis zur Ethnographie und Soziologie alles erforschte, was in den Bereich seiner Sinnesorgane kam.

Von den Mißständen in der Türkei angewidert, ließ sich Schnitzer bestimmen, eine oppositionelle Zeitung „Die Wahrheit“ zu leiten, was naturgemäß in der Türkei sehr rasch zu einem Prozeß führte. Schnitzer wurde mit seinen Mitarbeitern verbannt, aber ein Mann von den Beziehungen und dem diplomatischen Geschick Schnitzers verstand es natürlich, bald wieder in Konstantinopel aufzutauchen und erneut eine Regimentsarztstelle zu erhalten. Abermals in einen journalistischen Prozeß verwickelt, wurde er nunmehr für dauernd aus dem türkischen Staatsgebiet ausgewiesen und ging nach Khartum, wo der berühmte Gordon, der „Held von Nanking“, Gouverneur der Äquatorialprovinz, einen europäischen Arzt verlangt hatte. Schnitzer trat zum Islam über und legte sich den Namen Emin bei. Die näheren Umstände dieses zweiten Glaubenswechsels sind nicht näher bekannt; aber sein letzter Reisebegleiter, der bekannte Deutsch-Ostafrika-Forscher Stuhlmann berichtet folgende bemerkenswerte Szene: „Als bei einem Weingespräch der Schreiber Emins den Glaubenswechsel als etwas Verächtliches hinstellte, sagte Emin: ‚Hören Sie auf mich, Ahmed Mahmud! Wenn ein Mann seine Religion eines Weibes wegen aufgibt, ist er tadelnswert; tut er es des Geldes wegen, so ist er verächtlich; aber wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, so ist er, wenn auch nicht ganz zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen und zu beklagen.‘ Diese Unterhaltung prägte sich meinem Gedächtnis fest ein, und ich bin seitdem in meinem Innersten überzeugt geblieben, daß irgendein trauriges Geheimnis den Übertritt Emins zum Islam herbeigeführt hat, ein Übertritt, der zweifellos kein freiwilliger war und nicht leichten Herzens geschah.“

Gordon erkannte natürlich bald die Fähigkeiten Emins und betraute ihn mit mehreren wichtigen Missionen, darunter einer diplomatischen Reise zu dem bekannten König von Uganda Mtesa, von der Emin mit solchem Erfolge zurückkehrte, daß Gordon ihm sofort den wichtigen Posten eines Inspektors der Regierungsmagazine anvertraute. Daß Emin, wie es der Fall war, seine freie Zeit mit wissenschaftlichen Untersuchungen ausfüllte, war in den Augen des Praktikers Gordon ein Fehler. Als Emin ihm eines Tages umfangreiche wissenschaftliche Aufzeichnungen zuschickte, mit der Bitte, sie der Post nach England beizulegen, erhielt er die Sendung mit der Bemerkung zurück, er habe ihn als Arzt und nicht als Forschungsreisenden engagiert. Bald darauf wurde Gordon zum Generalgouverneur des Sudan ernannt, und die Leitung der Äquatorialprovinz ging in Hände über, die den außerordentlichen Schwierigkeiten der Verwaltung keineswegs gewachsen waren, so daß die von Gordon mühselig organisierten Provinzen in tiefste Verwahrlosung fielen. Von den damaligen Zuständen im Sudan kann man sich als Europäer nur schwer eine Vorstellung machen. Ungeheure Gebiete wurden von einer Bevölkerung verschiedener einheimischer Stämme bewohnt; über diese herrschten als eine Art Herrenschicht arabische Sklaven- und Elfenbeinhändler, die im Gegensatz zu den in offenen Dörfern wohnenden Einheimischen in festen Plätzen, den „Stationen“, lebten und mit einem Heer von Schergen das Land in der schonungslosesten Weise aussogen. Die Beamtenschaft bestand zum größten Teil aus ehemaligen Verbrechern, die hier in den Strafkolonien ihre Strafen verbüßt hatten und die man aus Mangel an geeigneten Kräften dann zu Beamten erhob. Das Hauptgeschäft war der Sklavenhandel. Mit den einfachsten Mitteln roher Gewalt wurden Beutezüge ins Gebiet der einheimischen Stämme unternommen und alle für die Sklaverei brauchbaren Menschen, deren man habhaft wurde, in Massen wie das Vieh davongetrieben und auf den Sklavenmärkten verkauft. Während der Neger, dem die Begriffe Menschenwürde, Freiheit, Persönlichkeit damals noch vollkommen fremd waren, sich mit dem Raub seiner Frau und Kinder leicht abfand, war er um keinen Preis zu einem Verkauf seines Viehs und seiner Naturalien zu bewegen, so daß die Versorgung des Beamten- und Soldatenheeres durch „Razzien“ geschah. Brauchte man Lebensmittel, so wurde eine bewaffnete Expedition in irgendein Eingeborenendorf geschickt, man lagerte bei Nacht heimlich in der Nähe der Siedlung, überfiel sie bei Tagesanbruch, die überraschte Bevölkerung floh, und man plünderte die Siedlung. Schon Gordon hatte sich bemüht, den Sudan von diesen barbarischen Lebensgewohnheiten zu befreien, war aber hierbei naturgemäß auf den starken Widerstand der herrschenden arabischen Sklavenhändler und Grundbesitzer gestoßen. Unter Gordons unfähigen Nachfolgern brach das von ihm mühselig aufgebaute Kulturgebäude zusammen. Die Stationen, die Wege, die Transportmittel verfielen, im Lande herrschte über die Brutalität der Machthaber allgemeine Empörung, die Bevölkerung war durch fortgesetzten Menschenraub und Sklavenverkauf chao-

tisch zerstreut, zahllose Stämme waren durch den Razzienkrieg verarmt und dezimiert. In dieser Situation des allgemeinen Zusammenbruchs der Europäerherrschaft wird Emin zum Nachfolger Gordons ernannt und übernimmt 1878 die unsagbar schwierige Aufgabe der Regierung über die Äquatorialprovinz. Emin aber betrat seinen Posten nicht wie seine Vorgänger als Tyrann, sondern faßte seine Aufgabe in echt jüdischem Sinne als eine Kulturmission auf, er kam nicht als Gewaltherrscher, sondern als Friedensstifter, nicht als Militär, sondern als Apostel. Er wollte an die Stelle der Gewalt das Recht, an Stelle der Waffen den Frieden, an die Stelle der Aussaugung des unterdrückten Volkes die produktiv schaffende Arbeit aller Volksklassen setzen. Für ihn war die Verwaltung der verwahrlosten Sudanprovinz ein Kulturideal, durch das er der Menschheitsgesittung eine neue reiche Provinz zu erschließen suchte. Diese von ihm in dieser spezifisch jüdischen Weltauffassung angegriffene Aufgabe löste er mit wunderbarem Erfolg. In einem Bericht nach England schreibt Dr. Felkin über Emins Tätigkeit: „Beständig mußten Reisen unternommen werden; täglich kamen von allen Seiten Klagen über Schwierigkeiten zwischen der Verwaltung und den Negerchefs, und eine ununterbrochene Fülle von Regierungsgeschäften füllte seine Zeit vom frühen Morgen bis zum Abend aus. Er half selbst mit, die Provinz aus dem bisherigen Sumpfe zu heben und langsam, aber mit stetig und mit steigendem Erfolg wurde er Herr der Situation, und als er das zweitemal im Jahre 1879 seine Provinz bereiste, hatte eine wunderbare Veränderung stattgefunden. Stationen waren wieder aufgebaut, die Unzufriedenheit hatte sich in willigen Gehorsam verwandelt, die Korruption war unterdrückt, die Steuern lagen gleichmäßig verteilt, und Emin hatte schon das schwierige und gefährliche Werk unternommen, seine Provinz von den eingenisteten Sklavenhändlern zu säubern . . . In Lado versah er auch andere Geschäfte. Hier befand sich das Hauptspital der Provinz, und jeden Morgen konnte man Emin die Runde durch die Krankenzimmer machen sehen . . . Zu Ende des Jahres 1882 konnte Emin nicht nur berichten, daß seine Provinz ruhig und zufrieden sei, sondern auch, daß er die Sklavenhändler aus ihren Sitzen vertrieben hatte . . . Große Bezirke hatte er an seine Provinz angeschlossen, was er nicht durch Waffengewalt, sondern durch seine persönliche Überredung erreichte." Es ist erhebend und rührend zugleich, in seinen Briefen zu lesen, wie er allerorten, wohin er kam, von den geknechteten Sklaven als ihr Befreier begrüßt wird, wie die geraubten Kinder ihm zueilen und er ihre Rückkehr zu ihrer Familie veranlaßt, wie er die aus fernen Ländern verschleppten Neger in neuen Dörfern ansiedelt, den durch die Räubereien gesunkenen Viehbestand wieder durch planmäßige Zucht hebt, die Sklavenhändler in Gebiete gefestigter Zivilisation abschiebt und in eigenen täglichen Versuchen neue Pflanzen einzuführen und zu akklimatisieren strebt und auf diese Weise Reis und Baumwolle, Kaffee und Indigo und Dutzende anderer Nutzpflanzen vom niederen Sumpfgras bis zum Eukalyptus anbaut. Die unbotmäßigen Soldaten werden durch Einheimische ersetzt, geregelte Postverbindungen eingeführt, neue Straßen gebaut, und 1883 schließt das von ihm in mühseliger Schreibarbeit selbst geführte Budget der Provinz an Stelle des bisherigen Defizits von 40 000 Pfund zum erstenmal mit einem Überschuß ab. „Er liebt," schreibt Dr. Felkin, „das Land, das er zu seiner Heimat gemacht, er liebt das Volk, unter dem er wirkt, er achtet das Wesen der Eingeborenen und ist überzeugt, daß es möglich ist, sie auf eine hohe Stufe der Zivilisation zu heben und in Zentralafrika ein dauerhaftes Reich zu gründen, wo Recht und Gerechtigkeit herrschen, Unterdrückung und Sklavenhandel aber unbekannt sein sollen und wo Handel und Gewerbe gedeihen können."

Neben seiner Verwaltungstätigkeit widmet sich Emin mit unvermindertem Interesse seinen naturwissenschaftlichen Studien, die sich mit einer geradezu phänomenalen Vielseitigkeit auf alle Zweige der beobachtenden Naturwissenschaften beziehen. Über Emin Pascha, den Zoologen, schreibt Hartlaub: „Was Emin Pascha geleistet hat auf dem Gebiete zoologischen Sammelns, Beobachtens und Notierens, ist bewunderswürdig im höchsten Grad. Es konnte nur geleistet werden von einem Mann, der sich durchglüht fühlt vom heiligen Feuer lautersten wissenschaftlichen Bedürfnisses, von enthusiastischer, absolut uneigennütziger Liebe zur Natur und dem unwiderstehlichen Drang, zur Kenntnis ihrer Kräfte nach äußersten Kräften beizutragen . . . Wie Emin Pascha zu sammeln versteht, das lehren die Tausende mustergültig präparierter und größtenteils von ihm eigenhändig fertiggestellter Bälge, welche von Lado oder Wadelai aus durch ihn nach Europa gelangt oder seit Jahren der sicheren Überführung harren. Kein Stück ist von Emin Pascha versandt worden, das nicht das Datum der Erlegung, die genauen Angaben des Fundortes, die ebenso gewissenhaften des Geschlechts nach anatomischer Untersuchung, der Maße am frisch erlegten Tier und der Farbe der Weichteile sauber und deutlich verzeichnet an sich trägt. Das mir kürzlich zugekommene, von Emin Pascha auf seinen vielen Reisen für mich persönlich geführte Tagebuch birgt eine wahre Fülle interessanter, auf die Lebensweise der beobachteten oder erlegten Tiere und insbesondere der Vögel bezüglicher Materialien . . . Für die von ihm zoologisch und namentlich ornithologisch durchforschten Gebiete des Ostens Äquatorialafrikas ist Emin Paschas Tätigkeit bahnbrechend gewesen." Daneben berücksichtigt er alle anderen Gebiete, er schreibt ebenso über die Wallaceschen Verbreitungsgebiete der Tiere, über Fischwanderungen und die Verbreitungszone des Papageis, wie über Tomaten und Ölpalmen;* er macht täglich meteorologische Aufzeichnungen, nimmt geographische Karten auf, mißt die Schädel der Eingeborenen, stellt Beobachtungen über die Pest an und ist, wie sein späterer Begleiter Stuhlmann berichtet, in der Lage, jederzeit aus dem Kopf über jeden der vielen Eingeborenenstämme eine ethnologische Monographie zu schreiben. Die in den Nachkriegsjahren im Verlag von Westermann erschienenen Briefe Emin Paschas, die der Hamburgische Staat herausgegeben, füllen sechs große Druckbände.

1882 brach der bekannte Aufstand des Mahdi aus, die Revolution der Araber gegen die ägyptische Kulturherrschaft, insbesondere gegen die Abschaffung der Sklaverei. Die ganze mühsam aufgebaute Zivilisation wurde weggefegt, Gordon mit seiner Besatzung nach der Übergabe von Khartum getötet, Emin von allen Verbindungen mit dem Norden abgeschnitten. Unter ungeheuren Strapazen, fortwährenden Revolten unter

seinen eigenen Truppen, Epidemien aller Art, Hungersnöten mußte er Schritt für Schritt vor dem sich ausbreitenden Aufstand nach Süden zurückweichen, eine Station nach der anderen aufgeben, bis ihm 1886 offiziell mitgeteilt wurde, daß Ägypten den Sudan aufgebe und man ihm volle Freiheiten für seine Unternehmungen zu seiner Rettung überlasse. Emin blieb verschollen. Um ihm Hilfe zu bringen, rüstete die ägyptische Regierung im Verein mit einigen Privatleuten eine Hilfsexpedition aus, deren Führer Stanley war, der 15 Jahre vorher ganz ähnlich den verschollenen Livingstone mitten in Afrika aufgesucht und gefunden hatte. Nach einem mehr als ein Jahr dauernden Vormarsch, bei dem unter anderm ein Urwald von 160 Tagemärschen Ausdehnung durchquert werden mußte und den Stanley in seinem bekannten Werk „Im dunkelsten Afrika" beschrieben hat, fand er Emin am Albertsee. Aber die erschöpften, dezimierten und demoralisierten Reste der Stanley-Expedition, von der die Hälfte unterwegs hatte zurückbleiben müssen, waren für Emin keine Hilfe, im Gegenteil, das Auftreten des ganz anders als Emin gearteten herrschsüchtig-brutalen Stanley beschleunigte die Katastrophe. Als neue Siege der aufständischen Mahdisten bekannt wurden, brach eine Empörung unter den Offizieren Emins aus, und Emin wurde gefangen gesetzt. Die Mahdisten rückten an, entrissen den Ägyptern zwei ihrer wichtigsten Plätze, Anarchie und Verzweiflung erreichten ihren Höhepunkt — da forderten die gemeinen Soldaten angesichts des unvermeidlich scheinenden Untergangs als letzte Rettung von ihren Offizieren, daß Emin wieder ihr Führer werde. Er wurde es, und unter seinem Befehl wurden die Mahdisten zurückgeschlagen. Drei Monate später erschien Stanley zum zweitenmal, nunmehr besser ausgerüstet, und nun traten beide gemeinsam den Marsch zur Ostküste Afrikas an, wo sie nach einem halbjährigen Marsch auf deutschem Gebiet anlangten. Von Glückwunschtelegrammen, darunter solchen des deutschen Kaisers und des Khediven, begrüßt, kam Emin in Bagamojo an, wo Major Wissmann ihn in einem großen Bankett feierte, das allerdings Emin fast das Leben kostete, da er in dieser Nacht durch einen Sturz vom Dach schwer verunglückte. Nach vielwöchigem Krankenlager von seinem Unfall genesen, trat Emin in deutsche Dienste und unternahm mit deutschen Mannschaften, unter ihnen der bekannte Afrikaforscher Stuhlmann, eine Expedition ins Seengebiet, bei der er mit dem bekannten Afrikaner Dr. Peters für kurze Zeit zusammentraf. Nach heftigen Kämpfen unterwarf er die kriegerischen Massai und Wagogo und hißte, ein in der Kolonialgeschichte Deutschlands bedeutender Tag, am 4. August 1890 in Tabora die deutsche Flagge. Dann marschierte er mit einem Teil seiner Leute, darunter Stuhlmann, zum Viktoria Njansa, gründete dort die Station Bukoba und wollte nun quer durch Afrika nach Kamerun gelangen. Auf dieser Expedition verfolgte ihn das Mißgeschick. Seine kostbaren Sammlungen gingen bei einem Flußübergang größtenteils verloren, Kämpfe mit Eingeborenen, Empörungen unter den eigenen Leuten, Hungersnöte und Krankheiten brachen aus, er selber erkrankte an den Blattern, verlor sein Augenlicht bis zu fast völliger Erblindung und konnte sich nur unter Aufbietung aller Kräfte mit seinen geschwollenen Füßen mühsam weiterschleppen. Über die letzten Tage mit Emin berichtet Stuhlmann: „Täglich stellten sich mehrmals leichte Blutungen ein. Bei seiner Kurzsichtigkeit und Schwäche wurde es ihm schon schwer, nur wenige Schritte zu gehen. Er konnte auf dem Weg unter sich Wurzeln oder Löcher nicht mehr unterscheiden. Trotzdem gab er seine naturwissenschaftliche Beschäftigung auch jetzt noch nicht auf, schrieb sogar mit großer Anstrengung noch einige Etiketten und Messungen seiner Vogelbälge und leitete täglich die Verhandlungen mit den Hauptleuten, die im Lager erschienen." Als die Pocken immer weiter unter den Mannschaften um sich griffen, gab Emin Stuhlmann den Befehl, ihn zurückzulassen und allein weiterzuziehen. Stuhlmann widersetzte sich dem Befehl mit aller Energie. Er suchte Emin auf jede Weise von seinem Befehl abzubringen; in seiner Verzweiflung, er sah nämlich den Untergang Emins vor Augen, dachte Stuhlmann sogar daran, zu meutern, sich an die Spitze der Expedition zu setzen und Emin mit Gewalt mitzunehmen, aber Emin blieb fest. Er sandte Stuhlmann schriftlich den Befehl, abzumarschieren und ihn mit etwas Proviant und Munition zurückzulassen, was Stuhlmann schließlich schweren Herzens tat. „Eine halbe Stunde verbrachten wir noch plaudernd beim Kaffee, dann ließ ich meine Leute antreten, das Gewehr präsentieren, meldete dem Pascha, daß alles in Bereitschaft sei, und gab das Signal zum Aufbruch. Des Paschas letzte Worte waren: ‚Hoffentlich auf Wiedersehen in einem Monat! Wenn ich, durch Gewalt gezwungen, nicht kommen sollte, so denken Sie an mein Kind'."

Unterdessen war der Kongokrieg zwischen den Belgiern und den arabischen Sklavenhändlern und Elfenbeinjägern ausgebrochen, und alle den Arabern in die Hände fallenden Europäer wurden niedergemacht. Am 20. Oktober 1893 ereilte auch Emin Pascha das Geschick. Halbaraber des Häuptlings Said ben Abed fanden ihn in seinem Hause, erklärten ihm, daß sie gekommen seien, ihn zu töten, und nach kurzem Kampf erlag der fast erblindete und halb wehrlose Kranke. Drei Jahre später fanden die siegreichen Kongotruppen an Ort und Stelle den Rest der wissenschaftlichen Sammlungen und Tagebücher Emins. So endete das schicksalsreiche Leben dieses jüdischen Kulturpioniers, von dem sein letzter Begleiter Stuhlmann zusammenfassend in seinem großen Werk „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika" sagt:

„Was er in der Äquatorialprovinz geleistet, organisatorisch, wissenschaftlich und als Mensch, das grenzt an das Wunderbare; es war nur jemandem von den grenzenlosen Geistes- und Charaktergaben Emins möglich . . . Man muß es gesehen haben, um es zu begreifen, wie er verstand, mit den Negern zu unterhandeln, sie zu leiten und arbeiten zu lassen und sie stets bei ihrer Eigenart zu fassen . . . Der unbedingte Verzicht auf alle persönlichen Vorteile war seine charakteristischste Eigenschaft. Er war der uneigennützigste und aufopferndste Mensch, der sich denken ließ. Nie hat man ihn schwerer und gründlicher verkannt, als da man das abenteuerliche Gerücht verbreitete, er sei wegen seines Elfenbeins nach Norden gegangen. Als ob Geld und Geldeswert jemals nur einen Augenblick sein Tun und Lassen hätte bestimmen können! Alles tat er für andere, nie für sich selbst. Was er konnte, sparte er sich selbst am Munde ab, um anderen eine Freude damit zu machen. Neidlos gönnte er jedem

seine Verdienste . . . Ganz hervorragend war die Genauigkeit und Rechtschaffenheit, mit der er über ihm anvertrautes Staatseigentum wachte . . . (Er kleidete seine Leute selber ein und bezahlte die Ausgaben für seine naturwissenschaftlichen Sammlungen, die er dem Staat dann überließ.) . . . Nie machte ein Marsch in Wind und Wetter ihn müde, nie konnte ihm Hunger oder Durst etwas anhaben, und wenn er wirklich einmal müde war, so ließ er es gewiß niemand merken. An Ausdauer übertraf er uns alle bei weitem. Auch nach den längsten und ermüdendsten Märschen setzte er sich unverzüglich an die Arbeit und schrieb bis spät abends, während jüngere Leute sich der Ruhe hingaben. Jede Müdigkeit wurde bei ihm durch die phänomenale Willenskraft überwunden, über die er verfügte . . . Was Emin Pascha wissenschaftlich geleistet hat, das wissen nur die Fachleute nach vollem Wert zu würdigen. Geographen, Ethnographen, Linguisten, Zoologen und Botanikern, allen hat er in gleicher Weise Neues herbeigebracht . . . Ein wahres Muster an Sorgsamkeit sind seine Wege-Aufnahmen und seine meteorologischen Beobachtungen . . . Was er aufgeschrieben, war über jeden Zweifel an Zuverlässigkeit erhaben . . . Auch für alle Fragen des Lebens bewahrte er ein reges Interesse, über Religion, Politik, Philosophie, Naturwissenschaft und Industrie wußte er gleich anregend und eingehend zu sprechen. Was wir endlich an ihm nicht zum wenigsten schätzen müssen, ist die Tatsache, daß ihn trotz des langen Aufenthaltes im Auslande stets eine warme Vaterlandsliebe beseelte. Der Heimat zuliebe schlug er die glänzendsten Anerbietungen aus, denn er hoffte, daß er durch seine Erfahrung der jungen Kolonie (Deutsch-Ost-Afrika) dienen könnte . . . Wenn er nun zugrunde gegangen, so ist er es nicht im Verfolg eigennütziger und eitler Ziele, sondern im Interesse einer Aufgabe, die er nach seinem besten Gewissen als zum Wohle des Vaterlandes betrachtete . . . Alles in allem muß Emin Pascha als ein Mann von ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Charakters gelten, ein Mann, dem Nörgler und Feinde nichts anhaben können und den die deutsche Nation mit Stolz den ihrigen nennen darf. Pflichttreue, Selbstverleugnung und Beharrlichkeit, Milde gegen andere und Strenge gegen sich selbst, wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit und eine fast zu weit getriebene Bescheidenheit zeichneten ihn aus."

Literatur: „Tagebücher Emin Paschas", herausgegeben von Franz Stuhlmann. (Westermann, Braunschweig.) 1916-22. 6 Bde.
Stuhlmann: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. 1894, 2 Bde.
Vita Hassan: „Die Wahrheit über Emin Pascha." 1893, 2 Bde.
Stanley: „Im dunkelsten Afrika". 1890, 2 Bde.
Jephson: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria." 1890.
Casati: „10 Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha." 1891, 2 Bde.
Paul Reichard: „Dr. Emin Pascha". 2. Aufl. 1895.

Juni 1931.

Der naturwissenschaftliche Rassenbegriff, mit dem die Rassentheoretiker operieren, und der sich auf naturwissenschaftliche Angaben wie Körpergröße, Haar- und Hautfarbe, Schädelform usw. gründet (s. Art. Rasse, Volk, Nation), ist durchaus verschieden vom Rassenbegriff der modernen kulturgeschichtlichen Literatur, die die historisch gewordenen Volkstypen als Rassen bezeichnet und hierbei weniger die körperliche Struktur als vielmehr den Gesamtkomplex der Persönlichkeit als Repräsentation eines bestimmten Kulturtyps ins Auge faßt. In dieser kulturhistorischen Auffassung spricht sie vom Aegypter, Griechen, Spanier, Römer, Engländer, Russen als Rassentypen, als Vertretern ganz bestimmter Kulturen, ohne dabei viel nach dem physiologischen Rassencharakter im Sinn der Rassentheorie zu fragen. Sie nimmt den historisch gewordenen Rassen-, besser gesagt Nationaltyp, als ein Faktum und sucht ihn als solches zu beschreiben und zu bewerten. In diesem Sinn kann man in der Tat sagen, daß der alte Babylonier, der Aegypter, der Grieche, der Römer, der Spanier, der Italiener der Renaissancekultur, der Franzose von Paris, der Engländer, der Russe Dostojewskys, der heutige Amerikaner wohlcharakterisierte, von allen anderen Menschengruppen verschiedene „Kulturrassen" repräsentieren. Die Vertreter dieser kulturhistorischen Rassen sind räumlich und zeitlich fest umgrenzte Menschentypen. Es hat weder vorher noch nachher noch irgendwo sonst in der Welt Aegypter gegeben als ausschließlich zur Zeit der Hochkultur der Pharaonen mit ihrer für diese Zeit, dieses Land, für dieses Volk charakteristischen Sprache, Kunst, Literatur, Religion und Staatsauffassung. Weder der Fellache, der in den Nilniederungen seinen Acker mit einem Holzstock schürft, noch der moderne Großstadtägypter, der in London Nationalökonomie studiert, hat vieles mit dem alten Aegypter der Pharaonenzeit gemein. Der Athener des perikleischen Zeitalters ist zeitlich, räumlich und wesentlich eine ebenso geschlossene Persönlichkeit eigenster und einmaligster Erscheinung wie ein halbes Jahrtausend später der Civis romanus in Italien und abermals ein Jahrtausend später der spanische Grande von Madrid. Entsprechend seiner räumlichen und zeitlichen Gebundenheit wechselt dieser Nationaltyp mit den Epochen und mit jeder geographischen Verschiebung. Der Römer der Cäsarenzeit ist ein anderer als der alt-patriarchalische pater familias der kleinbürgerlichen tarquinischen Epoche vor ihm und ein anderer als der verschwommene Kosmopolitentyp der Alexandrinerepoche nach ihm. Der Britanne der Hastingszeit ist durchaus verschieden vom Vertreter des Old merry England und dieser wieder anders als der heutige Gentleman. Der französische Ritter der Troubadourzeiten ist ein anderer als der Perücken tragende Molière-Pariser und dieser ein anderer als der Zylinder tragende Elegant des Boulevards von 1900. Im Sinn der Definition, daß Nationen kulturschöpferische Volksgruppen sind, die aus verschiedenen Rasseelementen hervorgehen und sich physisch durch Inzucht, psychisch durch Kulturgemeinschaft assimilieren und im Verlauf der Geschichte eine eigene Sprache und volksindividuelle Kulturprodukte hervorbringen, im Sinn dieser Definition sind auch die Juden ohne Zweifel eine Nation mit einem bestimmten Nationalcharakter und Rassetyp zum mindesten gewesen. Die Juden des Altertums waren eine in ihrer physischen Erscheinung wie in ihren Kulturprodukten ebenso scharf charakterisierte Menschengruppe wie Griechen, Römer oder sonst irgendeine „Kulturrasse" der Geschichte. Ihre Werke, die in Bibel und Talmud verewigt sind, tragen einen ebenso persönlichen einmaligen und einzigartigen Stempel wie die griechische Kunst, das römische Recht oder die Kultur des alten Japans. Da der Rassenbegriff in kulturhistorischer Auffassung sich in erster Linie an den Menschentypus wendet und den politischen und territorialen Hintergrund vernachlässigt, man denke an die Zigeuner, die Hunnen, die Polen, Tschechen und Slowenen der Vorkriegszeit, die Junghellenen, die Armenier, die Auslandsdeutschen, so besteht die Bezeichnung der Juden als eine „Kulturrasse" auch nach dem Verlust ihrer politischen Bodenständigkeit zu Recht, soweit sie ihren charakteristischen Typus nicht verloren haben. Ohne Zweifel haben die Juden nach dem Verlust ihrer Staatsform ihren Nationaltyp bis zu einem gewissen Grade eingebüßt. Durch die Zerstreuung über verschiedene Zonen ist der homogenisierende Einfluß des gemeinsamen Klimas und Bodens den verschiedenen Einwirkungen der neuen Wohnbezirke gewichen. Durch die Annahme fremder Landessprachen haben sie die gemeinsame Sprechweise, die einen starken Faktor zu gemeinsamem Denken darstellt, in vielen Bezirken verloren und sich die Denk- und Sprechweise der Wirtsvölker angewöhnt. Durch die bewußte und unbewußte Nachahmung der jeweiligen Umwelt haben sie sich dieser mehr oder minder angeglichen. Dieser als Assimilation bezeichnete Umbildungsprozeß hat zwar große Unterschiede unter den Juden der verschiedenen Länder hervorgerufen, hat die stark von einander abweichenden Typen des südlich-arabisch-spanischen Juden (Sephardim) und des nördlich-östlich deutsch-polnisch-russischen Juden (Aschkenasim) geschaffen, hat aus beiden wieder die modernen Unterarten des osteuropäischen, westeuropäischen und amerikanischen Juden entstehen lassen, aber die gemeinsame Urrasse und die Macht der Vererbung haben sich bei der überwiegenden Zahl der Juden aller Länder bis heute stärker erwiesen als die assimilatorischen Einflüsse. Durch die Innehaltung der von der Religion diktierten Inzucht, durch die auch heute noch aller Emanzipation zum Trotz fast überall geübte Zurückdämmung der Juden auf eine abgeschlossene jüdische Lebenssphäre und durch die Stärke des spezifisch-jüdischen Rassencharakters, der auch bei Mischehen noch in den folgenden Generationen dominant hervorzutreten pflegt, hat sich, im ganzen übersehen, der „Rassencharakter" des Juden bis heute fast unverwischt erhalten. Eine Gesellschaft von Juden ist, wo immer man sie auch auf der Welt trifft, auch heute noch durch die Eigenart ihrer physischen und psychischen Erscheinung mindestens so charakterisiert wie irgendeine andere Volksgruppe und nach maßgebenden Urteilen im Gegensatz zu der im Norden

verbreiteten Meinung auch im Süden und Orient unter Spaniern, Italienern, Griechen oder Türken als spezifisch jüdisch unverkennbar. Selbst die ganz besonders starken assimilatorischen Einflüsse der in jugendlicher Selbstassimilation begriffenen amerikanischen Kultursphäre haben die jüdischen Rassenmerkmale bisher nicht auszulöschen vermocht. Während alle anderen Zuwanderer der weißen Rasse sich ausnahmslos assimilierten, amerikanisierten und ihre bisherige Eigenart verloren, so daß es in der dritten Generation keine Deutschen, Engländer oder Polen, sondern nur noch Amerikaner gibt, haben sich die Juden, weil sie durch ihre religiösen Vorschriften auf Inzucht und Zusammenleben angewiesen sind und sich vermöge des undefinierbaren, aber vorhandenen gemeinsam jüdischen Rasse- und Kulturempfindens zueinander hingezogen fühlen, reiner erhalten als jede andere Volksgruppe und wohnen heute in den amerikanischen Städten genau so — nolens volens — von der übrigen Bevölkerung geschieden wie in Berlin oder Frankfurt, so daß sich auch in der Neuen Welt trotz aller Emanzipation und Assimilation dieselbe Judenfrage entwickelt hat und derselbe Antisemitismus in Entwicklung begriffen ist wie in Europa.

Aus dem Gedanken heraus, daß die jüdischen Rasseneigenschaften eigenartig und der Erhaltung würdig sind, daß die Juden wie in der Vergangenheit auch in der Gegenwart und Zukunft dazu berufen sind, die Weltkultur durch spezifisch jüdische Schöpfungen zu bereichern, daß die derzeitige relative Unproduktivität der Juden auf den Mangel an Bodenständigkeit, an wahrer Freiheit, an einer der jüdischen Denkart entsprungenen und adäquaten Eigensprache und Pflege einer spezifischen Nationalkultur beruht, und daß es keine restlose Lösung der Judenfrage in der Diaspora gibt wenn nicht den Untergang, aus diesen Gedankengängen heraus — und nicht aus „nationalistischen" Motiven — sucht der Zionismus im Gegensatz zu den assimilatorischen Tendenzen, die die jüdische Eigenart durch die Kulturinhalte der jeweiligen Umwelt zu ersetzen suchen, das Spezifisch-jüdische im jüdischen Menschen zu fördern und eine neue nationale Kultur zu schaffen.

Jan. 1925.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Rasse. I.

(Die Juden als Rasse)

Die Anwendung des Begriffes Rasse auf Menschengruppen der Kulturgeschichte ist grundsätzlich unstatthaft (s. Sbl. 4). In der Kulturgeschichte gibt es keine Rassen, sondern nur aus verschiedenen rassischen Elementen zusammengesetzte und durch ihr gemeinsames historisches Schicksal zu Völkern und später Nationen vereinte und vereinheitlichte Gruppen. Folglich gibt es auch keine rassereinen Völker, und auch die einstmalige Theorie von der Rassereinheit der Juden mußte der historischen Kritik weichen. Hierdurch entstand kein Widerspruch zur biblischen Darstellung, sondern im Gegenteil: die moderne Wissenschaft hat die historischen Angaben der Bibel auf das glänzendste bestätigt, und die biblische Darstellung steht in solcher Übereinstimmung zu den Forschungsergebnissen, daß man ihr in der Rassengeschichte der Juden fast ohne Korrektur folgen kann. Durch die biblische Überlieferung ist die Rassengeschichte der Juden besser bekannt als die irgendeines anderen Volkes der alten Geschichte.

Nach dem Bericht der Genesis stammen die Urväter aus Südbabylonien. „Und Terach nahm seinen Sohn Abram und den Lot, Sohn Harrans, seines Sohnes Sohn, und Sarai, das Weib seines Sohnes Abram, und sie zogen aus Urkasdim (Südbabylon), um zu gehen in das Land Kanaan. Und kamen bis Harran (Nordbabylon)) und wohnten daselbst . . . . und Terach starb daselbst. Und Abram nahm sein Weib Sarai und Lot, seines Bruders Sohn und all ihr Eigentum, das sie erworben, und die Seelen, die sie in Harran gewonnen, und zog weg, um zu gehen nach Kanaan und kam dahin. Und Abram durchzog das Land . . . und der Kanaani war damals im Lande . . . und es war in den Tagen des Königs Amraphel von Sinear."

In diesen (hier gekürzten) Sätzen ist die Urgeschichte des jüdischen Volkes beschrieben, und zwar in allen ihren markanten Einzelheiten. Südbabylonier ziehen nach Norden, nach Harran, werben hier „Seelen" und wandern nach offenbar längerem Aufenthalt nach Kanaan, kommen hier in ein von Kanaanitern bewohntes Land, und die ganze Begebenheit spielt sich ab unter der Regierung Hamurabis, der rund um 2000 v. regiert hat. Rassengeschichtlich sind die alten Babylonier wahrscheinlich aus einer Mischung von (indogermanischen) Iraniern und (semitischen) Arabern hervorgegangen.

Die nach Kanaan eingewanderte Abraham-Sippschaft, die vermutlich aus religiösen Motiven Babylon verließ und folglich als eine Sekte anzusprechen ist, warb sowohl unterwegs als auch in ihrer neuen Heimat unter den ihnen begegnenden Menschen Anhänger (Proselyten). Außerdem nahm sie — eine Praxis, die unter den Juden bis in den Beginn des Mittelalters beibehalten wurde — sowohl Kriegsgefangene als auch Sklaven, teils sofort, teils in der zweiten oder dritten Generation, in den „Bund" auf. Schließlich wurden der neugegründeten Gemeinschaft durch kriegsgefangene Weiber und gekaufte Sklavinnen sowie durch Mischehen mit Frauen der umwohnenden Völker fortgesetzt „fremdrassige" Elemente zugeführt, eine Form der Rassenmischung, die ebenfalls mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende lang durch die ganze jüdische Geschichte hindurch beibehalten wurde. Die durch all diese Mischungen bedingte Vielrassigkeit ist als eine der Kraftquellen des jüdischen Volkes und des Judentums zu betrachten. Nur aus ihr erklärt sich die Vielzahl sowohl der körperlichen wie geistig-seelischen Typen, die unter Juden anzutreffen sind und der jüdischen Geschichte ihre Vielfarbigkeit verleihen. Die jüdische Rassen- und Geistesgeschichte zeigt hierin ähnliche Züge wie die des deutschen Volkes, das ebenfalls eine bewegte Entstehungsgeschichte durchlebte und heute als ein Mischvolk von nordischen und alpinen, ostischen und westischen Elementen, aus Germanen, Romanen, Slawen eine ähnliche Vielfalt der Typen und geistigen Schattierungen aufweist.

Das von den babylonischen Auswanderern erreichte Kanaan wurde damals von einer ganzen Gruppe von Völkern und deren Mischlingen bewohnt. Kanaan war schon damals als Küstenland, an dem sich die aus Osten heranflutenden Menschenströme stauten, und das als eine schmale Landbrücke zwischen Afrika und Eurasien von vielen Stämmen durchzogen wurde, Durchgangsstraße und Domizil der verschiedenartigsten Menschengruppen. In den Höhlen der Berge wohnten damals noch die von der Kultur zurückgedrängten Steinzeitmenschen, die Horiter („Bergbewohner") oder Refaim, neben ihnen muß, worauf die anthropologischen Funde hindeuten, eine kleine Rasse mit wahrscheinlich negerhaften Zügen gewohnt haben, die wohl mit den in der Bibel oft genannten Kuschiten (Neger) identisch war. Die Hauptmasse der Bevölkerung bildeten die Kanaaniter (wohl identisch mit den Amoritern), Angehörige des babylonischen Kulturkreises, die vermutlich dem heutigen Arabertyp entsprachen. Viertens wohnten im Lande zahlreiche Babylonier als Vertreter der Großmacht Babylon, das Kanaan zu seinen Dominions zählte, und fünftens die Hethiter, Vertreter jenes aus dem Kaukasus stammenden, mit den heutigen Armeniern engverwandten Volkes, das in jenen Jahrhunderten mit Babylon um die Vorherrschaft in Syrien und Palästina kämpfte.

Es ist vollkommen überflüssig, sich über die Einzelheiten dieses frühesten Abschnittes der jüdischen Rassengeschichte Gedanken zu machen, da wir außer den Daten und Namen der Bibel keinerlei Angaben und ebensowenig irgendwelche Vorstellungen über die Einzelheiten der Frühgeschichte besitzen. Wir wissen weder etwas über die Zahl der zugewanderten „Abrahamiten" noch über die Dauer ihres Aufenthaltes, noch über die näheren Umstände, unter denen sie teils im Einvernehmen, teils im Kampf mit ihrer kanaanitischen Umwelt lebten.

Einige hundert Jahre nach der Einwanderung in Kanaan zogen die Juden während einer der dort nicht seltenen Hungersnöte südlich in das benachbarte und klimatisch bevorzugte Ägypten und begaben sich dort unter den Schutz, die spätere

„Knechtschaft", der Ägypter. Sicherlich gab der mehrhundertjährige Aufenthalt in Ägypten den Anlaß zu fortgesetzten Mischungen. Joseph heiratete die Tochter eines ägyptischen Priesters, Moses hingegen eine Midianiterin, d. h. eine Araberin, während er selbst den ägyptischen Namen Moses trug, was auf eine weitgehende Assimilation hindeutet.

Nach dem Auszug aus Ägypten (um 1250), bei dem „große Haufen ägyptischen Volkes" mit den Juden auszogen, vereinigten sich die Juden mit den Israeliten. Diese waren vermutlich arabische Beduinen, die im Wanderstrom der Wüstennomaden nach Norden zogen und gemeinsam mit den Juden den Einfall nach Kanaan wagten. Es scheint, als ob zwischen den Juden und den ihnen rassisch nahestehenden Israeliten Mischungen größeren Umfanges nicht stattgefunden haben, sondern daß es sich mehr um ein politisches Bündnis gehandelt hat, und daß auch nach der Besetzung des Landes eine ziemlich strenge geographische und kulturelle Scheidung beibehalten wurde. Tatsächlich sind ja die beiden Reiche, Israel im Norden und Juda im Süden Palästinas, getrennt von den Assyrern bekämpft und besiegt worden, und die „zehn Stämme Israels" wurden nach ungefähr vierhundertjähriger loser Gemeinschaft mit Juda als Kriegsgefangene entführt und sind seitdem verschollen.

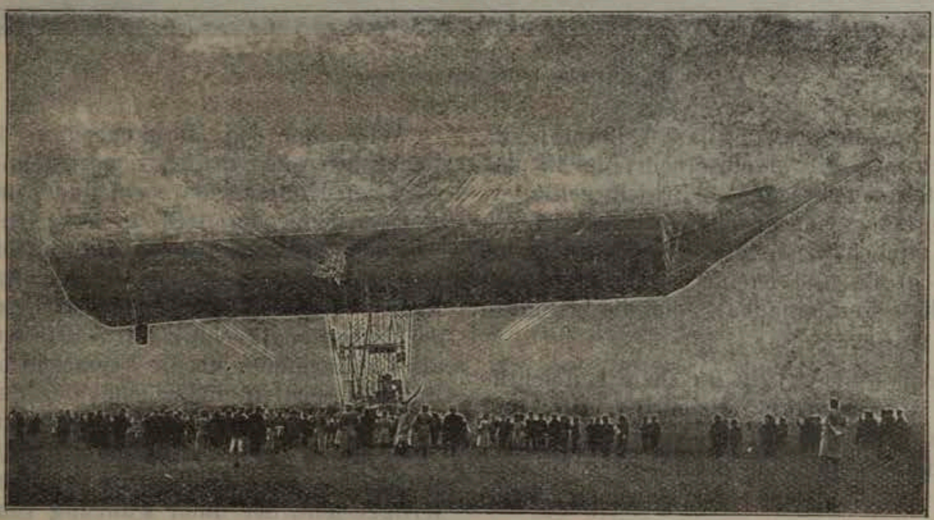
Das von den Juden ungefähr 1000 Jahre nach Abraham zum zweitenmal besiedelte Kanaan hatte sich in seiner Bevölkerung unterdes nur wenig verändert. Die Hauptinsassen des Landes waren jetzt wie damals Kanaaniter, Hethiter und Beduinen, und genau wie damals mischten sich die Juden teils freiwillig, teils unfreiwillig mit allen Volkselementen des Landes, bis diese von ihnen als den Siegern aufgesogen und dem so neu entstandenen jüdischen Volk einverleibt waren. „Also wohnten die Kinder Israels inmitten der Kanaaniter, Hethiter und Amoriter und Perisiter und Chiviter und Jebusiter und nahmen ihre Töchter sich zu Weibern und ihre Töchter gaben sie deren Söhnen . . ." Jerusalem ist und bleibt für lange Zeit eine Jebusiterfeste, über die noch Ezechiel voll Zorn ausruft: „Von Ursprung und Geburt bist du eine Kanaaniterin, dein Vater war ein Amoriter, deine Mutter eine Hethiterin." Die Stammbäume der Fürsten, die uns natürlicherweise als die einzigen überliefert, aber doch wohl für die aller Volksklassen typisch sind, geben ein gutes Bild von dem Umfang der Rassenmischung. Abimelech ist der Sohn einer kanaanitischen Fürstentochter aus Sichem. Ebenso ist Jephta der Sohn einer Landestochter. David ist der Enkel einer Moabiterin und heiratet die Tochter eines Kanaaniterfürsten und später das Weib des Hethiters Uria. Salomo scheint direkt eine Vorliebe für Ausländerinnen gehabt zu haben. „Er liebte viele ausländische Weiber neben der Tochter Pharaos: Moabiterinnen, Ammoniterinnen, Edomiterinnen, Hethiterinnen und solche aus Sidon", d. h. aus Phönizien, und Ahab heiratet die sidonische Prinzessin Isebel.

Als neues Element kommen bald nach den Juden die „Seevölker", offenbar Arier nordischen Ursprungs, über das Meer. In der Bibel treten sie als die Philister auf, die nach den spärlichen archäologischen Funden wahrscheinlich Angehörige des aegäisch-mykenischen Kulturkreises, also der Welt Homers, waren. Sie besetzten die Küstenstädte und kämpften nun jahrhundertelang in erbittertem Ringen mit den Juden und Israeliten um den Besitz Kanaans. 75 Jahre lang herrschten sie siegreich, noch David war ihnen in seiner Jugend als Fürst von Kaleb untertan, und gewiß ist die Geschichte Simsons und seiner Beziehungen zu einem Philistermädchen nur ein historisches Beispiel für zahllose ähnliche Verbindungen zwischen Juden und Philistern. Der Kampf endete unentschieden, die Juden behielten das Binnenland, die Philister die Küste, und nunmehr begann durch die friedlichen Beziehungen eine über mehrere Jahrhunderte sich erstreckende Rassenmischung. Als 600 Jahre später Nehemia von den babylonischen Juden nach Palästina geschickt wird, um die dortigen Zustände zu untersuchen, muß er mit Schmerzen feststellen, daß „in selbigen Tagen Jehudim heimgeführt hatten Weiber von Asdod (Philisterland), Ammon und Moab, deren Kinder zum Teil asdodisch oder die Sprache eines anderen Stammes redeten". Diese Jahrhunderte lange Mischung der Juden mit den höchstwahrscheinlich nordischen Philistern ist vermutlich der Hauptquell des nordischen Elementes unter den Juden, das ungefähr 10% ihrer Rassenmerkmale einnimmt.

Im Jahre 586 wird das Reich Juda ebenso von den Assyrern zerstört wie es einige Jahrzehnte zuvor mit dem Nordreich Israel geschah. Die Juden werden nach Babylon deportiert. Nach 49jähriger Gefangenschaft wird ihnen gestattet, heimzukehren, und ungefähr 42 000 wandern nach Kanaan zurück. In dem unterdes von zahlreichen Fremdvölkern, vor allem Beduinen und Philistern, besetzten Land hat die junge Judenkolonie mit größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Schließlich treten aber doch friedliche Beziehungen ein, und hiermit beginnt aufs neue eine Vermischung, die die Existenz der jüdischen Gemeinschaft stark bedroht, und die daher von Esra, den die babylonische Judenheit als Experten und Kolonieverwalter aussendet, durch ein striktes Mischehe-Verbot unterbunden wird. Die Ehen mit den „Kanaanitern, Hethitern, Perisitern, Jebusitern, Ammonitern, Moabitern, Ägyptern und Amoritern" werden aufgelöst — „und sie vollendeten es an allen Männern, die fremde Weiber heimgeführt hatten" — und hiermit wird nunmehr für alle Folgezeit die Mischehe aus der Lebensform des jüdischen Volkes verbannt. Mit dem Mischehe-Verbot Esras beginnt der zweite Abschnitt in der Rassengeschichte der Juden.

Fortsetzung Sbl. 252.

Mit der Geschichte des Zeppelin-Luftschiffes sind für alle Zeit die Namen zweier Juden eng verbunden, von denen der eine der unmittelbare Vorläufer, der andere der erfolgreichste Nachfolger Zeppelins ist. Der unmittelbare Vorläufer, der ohne Uebertreibung als der geistige Vater der dem Zeppelin-Luftschiff zugrunde liegenden Konstruktion bezeichnet werden muß, ist der jüdische Ingenieur **David Schwarz** aus Wien, der im Jahre 1890 der österreichischen Regierung die Pläne für einen lenkbaren Ballon aus Aluminium in einer von ihm erfundenen Legierung vorlegte, aber abschlägig beschieden wurde. Schwarz wandte sich alsdann an die russische Regierung und baute in der Tat 1892 zu Petersburg den ersten Aluminiumballon. Das gelieferte Material war aber von so minderer Qualität, daß eine Füllung des Ballons nicht vorgenommen werden konnte; er selbst mußte, da man ihn als Spion beseitigen wollte, verkleidet, mit einem falschen Paß, flüchten. Nun wandte sich S. an die deutsche Regierung, die seine Pläne auch genehmigte und ihm den Abkauf des Ballons für 300 000 M. in Aussicht stellte, falls eine vorgeschriebene Probefahrt gelänge. Der Ballon wurde 1895 fertiggestellt, aber die Genehmigung zum Aufstieg immer wieder hinausgeschoben. Endlich, am 13. Januar 1897, wurde S. telegraphisch zum Aufstieg nach Berlin berufen. Das Telegramm erreichte ihn auf der Straße, er las es und sank tot auf das Pflaster. Die übergroße Freude hatte dem Leben des schwer geprüften und dadurch herzkrank gewordenen Mannes ein Ende bereitet. Die Witwe, die noch heute in Wien lebende Frau Melanie Schwarz, übernahm das Erbe ihres Mannes, und im November desselben Jahres fand der Aufstieg des Ballons auf dem Tempelhofer Feld zu Berlin im Beisein der Militärbehörden, darunter auch des Grafen Zeppelin, statt. Der Ballon, der zwei Jahre in der Halle gestanden hatte, war schadhaft geworden und erwies sich als undicht. Da aber die nun schon einmal vorgenommene Füllung sehr kostspielig war und man eine Neufüllung scheute, füllte man ihn am nächsten Tage nach und ordnete trotz schlechten Wetters den Aufstieg an (3. Nov. 1897). Ein geeigneter Führer für den Ballon war nicht zur Stelle. Den Offizieren der Luftschifferleitung war der Aufstieg militärisch untersagt, und so nahm sich ein Maschinenschlosser, der früher bei der Luftschifferabteilung gedient hatte, heraus, mit dem seit dem Tode von Schwarz sozusagen herrenlosen Ballon aufzusteigen, obwohl er noch niemals eine Ballonfahrt unternommen, geschweige denn mit der Führung eines Lenkballons vertraut war. Der Ballon, dessen Daimlermotor auf ebener Erde gut funktionierte, erhob sich auch wirklich, und das Luftschiff flog zunächst sicher dahin. Durch die veränderten statischen Verhältnisse zwischen Ballonkörper und Gondel im Schwebezustand während der Luftfahrt traten jedoch geringe Verschiebungen in der Achsenlagerung ein, und die Treibriemen rutschten von ihren Wellen. Der Maschinist stoppte die Maschine, und nun trieb der Ballon in dem starken Regenwind davon und in die tief hängenden Wolken hinein. Der Führer zog das Ventil, der Ballon sank, und als er wenige Meter über der Erde angekommen war, sprang der Führer, der den Schwierigkeiten dieser Landung in keiner Weise gewachsen war, aus der Gondel heraus. Der herrenlose Ballon zerschellte nun in dem damals noch unbebauten Gelände zwischen Schöneberg und Wilmersdorf. Auch jetzt wäre das Luftschiff vielleicht noch zu retten und zu reparieren gewesen, aber das Publikum stürzte von allen Seiten dazu und riß sich so viele Andenkenstücke von dem leichten Aluminiumgerüst ab, daß nur noch unbrauchbare Bruchstücke übrigblieben. Hauptmann G r o ß, der Zeuge des Aufstiegs gewesen war, schreibt in seinem damaligen Bericht: „Wie ich es erklären und entschuldigen soll, daß ein so kostbares Stück wie das Schwarzsche Luftschiff von einem Manne geführt wurde, der nie vorher eine Ballonfahrt gemacht, geschweige denn eine solche geführt, darüber bin ich in Verlegenheit: Ich könnte nur anführen, daß durch den Tod des Erfinders eine Art Notlage herbeigeführt worden ist.“ Nach einem Urteil dieses hervor-



Das Schwarzsche Luftschiff vor seinem Aufstieg auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin.



Das Schwarzsche Luftschiff nach seiner Landung.

ragenden Fachmannes „war das Aluminiumluftschiff D. Schwarz ein nach einem bis in das kleinste Detail durchgerechneten Projekt genial erbautes Meisterstück moderner Metallarbeit, durch dessen Bau zunächst nachgewiesen worden ist, daß derartig große und leichte Hohlkörper konstruktiv möglich sind, eine Tatsache, die bis dahin angezweifelt wurde."

Die Prinzipien des Schwarzschen Luftschiffs waren: Ein starres Aluminiumgerüst aus einer von Schwarz erfundenen Legierung, eine damit starr verbundene Gondel, die Füllung des Ballons nach einem von Schwarz angegebenen Patentverfahren.

Nach der unglücklichen Probefahrt trat Graf Zeppelin an die Witwe des jüdischen Erfinders wegen Ankaufs der Schwarzschen Patente heran und übernahm sie in zwei auf 30 Jahre lautenden Verträgen, die am 10. Februar 1898 zwischen Frau Melanie Schwarz einerseits und dem Grafen Zeppelin und Komm.-Rat Berg (Stuttgart) andererseits abgeschlossen wurden. Auf Grund dieser Verträge erhielt Berg das Recht, über die „ihm mit den Schwarzschen Erben gemeinschaftlich gehörigen patentierten und nicht patentierten Erfindungen" in Deutschland zu verfügen, während Zeppelin die „Erfindungen und Erfahrungen" von Schwarz für die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" erwarb. Als Gegenleistung sollten Frau Schwarz sowie ihre drei Kinder an einem eventuellen Reingewinn der ersten 30 Luftschiffe beteiligt werden. Drei Jahre später stieg der erste Zeppelin-Ballon, zu dessen Konstruktion die Schwarzschen Prinzipien, das Aluminiumgerüst aus der Schwarzschen Legierung, die Verbindung von Ballon und Gondel, die Füllung nach der Schwarzschen Methode, verwandt worden waren, auf, und das Zeppelin-Luftschiff trat seine Siegesfahrt an.

Wie unter den Vorgängern, so ist unter den Nachfolgern des Grafen Zeppelin einer der erfolgreichsten Konstrukteure ein Jude, und zwar Karl Arnstein, der 1887 in Prag geboren wurde. Vor dem Kriege erbaute er die weltberühmte Langwieser Eisenbahnbrücke auf der Strecke Chur—Arosa, die die größte Massiv-Eisenbahnbrücke der derzeitigen Technik war. 1915 wurde Arnstein als Chefingenieur an die Friedrichshafener Zeppelinwerft berufen und rückte hier durch die Konstruktion von ca. 60 Kriegsluftschiffen an die erste Stelle unter den Luftschiffkonstrukteuren. 1924 wurde der nach seinen Plänen gebaute „Z. R. 3" fertiggestellt, der unter Führung von Eckener die Fahrt von Friedrichshafen über Frankreich, Spanien, den Atlantik nach New York—Washington—Lakehurst unternahm und damit den künftigen transatlantischen Luftschiffverkehr eröffnete. Bald nach der erfolgreichen Amerikafahrt des „Z. R. 3" ist Arnstein als Leiter der Goodyear-Gesellschaft in Akron (Ohio) nach Amerika übergesiedelt. Seit 1922 ist Arnstein getauft.

Die ahasverhaften Schicksale des unglücklichen Zeppelin-Vorgängers David Schwarz wie die Taufe des erfolgreichen Zeppelin-Nachfolgers Arnstein liefern dem Geschichtsbetrachter zwei für die Kulturgeschichte des Judentums in den westeuropäischen Ländern ebenso charakteristische wie beklagenswerte Beiträge.

Lit. über Schwarz: „Zeitschrift für Luftschiffahrt", Bd. XVI 1897, S. 291 (Groß).

„Illustrierte aeronautische Mitteilungen" 1898, S. 18 (Moedebeck).

Herm. Hoernes: „Lenkbare Ballons" 1902, S. 7—9, 12, 31—35, 95, 224, 187, 256.

Herm. Hoernes „Buch des Fluges", Wien 1911, Bd. II, S. 170, 262 ff.

Jan. 1925.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Da Entdeckungen und Erfindungen — im Gegensatz zu rein künstlerischen Schöpfungen — „Zeitereignisse“ sind, d. h. Leistungen, zu denen eine Zeit reif wird und die nun nicht von einem einzelnen Auserwählten sondern von demjenigen unter den Zeitgenossen ausgeführt werden, der mit ahnungsvollem Spürsinn für das möglich Gewordene, mit überragendem Verstand für die Verwirklichung und mit leidenschaftlicher Hingabe an seine Idee der Lösung entgegenstrebt, so wiederholt sich bei vielen wissenschaftlichen und technischen Erfindungen, daß sie von mehreren zu gleicher Zeit in Angriff genommen und oft genug auch von mehreren zwar gleichzeitig, aber unabhängig voneinander, durchgeführt werden. Ein typisches Beispiel dieser Art bietet in der Geschichte der Luftschiffahrt die gleichzeitige Konstruktion des lenkbaren starren Luftschiffs durch den jüdischen Konstrukteur David Schwarz und den Grafen Zeppelin.

David Schwarz war genau wie Graf Zeppelin alles andere als ein Fachmann. Wie Zeppelin Kavallerie-Offizier, so war Schwarz ein kroatischer Holzhändler, der aus Agram stammte und in den weiten Wäldern der kroatischen Berge seine einsamen Winter beim Holzfällen und in den Sägemühlen verbrachte. Als ihm seine Frau auf seine Bitten Bücher für die Wintereinsamkeit schickte, antwortete er ihr: „Kannst du mir nichts anderes schicken zur Lektüre als diese albernen Geschichten von Dickens und Victor Hugo? Was soll ein denkender Mensch mit diesem Literaturgeschmuse anfangen?“ Er verlangte von ihr technische und mathematische Bücher und kam hier um das Jahr 1883 in den verschneiten Blockhäusern der Karpathen auf die Idee, ein lenkbares Luftschiff zu konstruieren. Diesen Gedanken verfolgte er von nun an unablässig, und zwar nicht nur mit der heiligen Besessenheit eines schöpferischen Menschen, sondern auch mit der produktiven Gestaltungskraft und der Meisterhand eines echten Genies.

Zahlreiche Erfinder beschäftigten sich in jenen Jahren mit der wahrhaft in der Luft liegenden Idee eines Lenkballons. Aber nur David Schwarz und Graf Zeppelin gelangten zu der Einsicht, daß man für ein lenkbares Luftschiff, das sich nicht vom Winde treiben lassen sondern aus eigener Kraft gegen den Wind bewegen sollte, ein starres widerstandsfähiges Gehäuse wählen müßte und arbeiteten beide an der Idee eines mit festem Gerüst versehenen Lenkballons. Der Gedanke, eine schwere Metallkonstruktion zum Fliegen zu bringen, war für die damalige Zeit so ungeheuerlich, daß die Fachleute auf die Pläne der beiden Dilettanten Schwarz und Zeppelin mit einem mitleidigen Lächeln herabsahen. Begreiflicherweise. Es war die Zeit um 1890. Leichtmetalle waren damals noch Raritäten und den meisten Menschen unbekannt. Der Motorenbau war noch derart unentwickelt, daß nur ein 4-PS-Motor als Antriebmaschine in Rechnung gesetzt werden konnte. Die größte Autorität auf dem Gebiet der Physik, Helmholtz, hatte den für einen Fachmann typischen, aber darum nicht weniger verhängnisvollen Satz proklamiert, daß eine Maschine, schwerer als die Luft, schon aus theoretischen Gründen niemals fliegen könne.

Unter diesen Umständen erschien die Konstruktion eines starren Luftschiffs aus Metall tatsächlich eine Utopie. Umso bewunderungswürdiger muten uns sowohl die schöpferische Leistung als auch die Energie an, mit der auf der einen Seite der württembergische Kavallerieoffizier Zeppelin, auf der anderen der mittellose jüdische Holzhändler aus Kroatien ihre Pläne bis zum wahrhaftigen Flug der ersten starren Ballons durchsetzten.

Die Konstruktionspläne, die Schwarz anfertigte, wirkten trotz der Ungeheuerlichkeit der Grundidee auf jeden, dem er sie vorlegte, so faszinierend und überzeugend, daß es ihm gelang, selbst das österreichische Kriegsministerium für dieselben zu gewinnen. Da aber die Konstruktion mit großen Unkosten verbunden war, mußte man seine Vorschläge ablehnen. In der russischen Botschaft zu Wien saß ein Attaché, der für technische Fragen sehr viel Verständnis und Liebe besaß, und durch dessen Empfehlung kam Schwarz nach Petersburg, wo die russische Regierung tatsächlich den Bau eines Luftschiffs nach seinen Plänen durchführen ließ. Aber nach dem bekannten Muster der Arbeitsmethoden im damaligen Rußland legten die untergeordneten Stellen der Durchführung alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg. Kaum jemand brachte der Konstruktion jenes Interesse oder gar Verständnis entgegen, das die unerläßliche Voraussetzung für das Gelingen einer schwierigen Erstkonstruktion bildet. Das Aluminium, das für die Hülle und das Gestänge geliefert wurde, war minderwertig, und als man den Ballon füllte, erwies sich das Gas als nicht tragfähig. Da das Luftschiff nicht aufstieg, begann man den jüdischen Ausländer für einen Betrüger, ja sogar für einen Spion zu halten und wollte ihn verhaften. Schnell entschlossen zerstörte Schwarz das Luftschiff, verbrannte die von ihm angefertigten Pläne, damit kein anderer seine Idee verwirklichen könne, und floh über die Grenze.

Statt wie erträumt als Sieger und gefeierter Konstrukteur des ersten lenkbaren Luftschiffs in das kleinstädtische Agram zurückzukehren, wo eine philiströse Verwandtschaft ohnehin schon über den „meschuggenen Narren“ Witze machte und zu Gericht saß, klopfte ein armer und enttäuschter Flüchtling wie ein Bettler nachts an die Tür seines Hauses, und es ist wohl nur dem unverdrossenen Glauben und der standhaften Treue seines Weibes an die Sendung des Mannes zu danken, daß er trotz dieser Niederlage mit ungebrochener Kraft von neuem an die Durchführung seines Werkes ging.

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß in Westfalen der Industrielle Carl Berg eine neue Aluminium-Legierung, das Viktoria-Aluminium, verarbeitete, wandte sich an ihn, verstand auch, ihn ganz und gar für seine Idee gefangen zu nehmen, und von nun an finanzierte Berg die Pläne und Arbeiten von David Schwarz.

Von 1892—1894 wurden in den Fabriken von Berg in Eveking und Lüdenscheidt die theoretischen und praktischen Vorarbeiten für den Bau eines Aluminium-Luftschiffs durchgeführt, und Anfang 1895 ging man an die Zusammenstellung der unterdes angefertigten Teile.

Während dieser Jahre war es ihnen gelungen, trotz der geradezu unüberwindlichen Widerstände der verschiedenen Instanzen das Kriegsministerium in Berlin für das Luftschiff zu interessieren und schließlich sogar einen Vertrag zu erhalten, wonach sich die Regierung bereit erklärte, eine Probefahrt auf dem Tempelhofer Feld zu gestatten und nach Erfüllung gewisser Bedingungen das Luftschiff zu übernehmen. Sowohl die Verhandlungen als auch die Fertig-

stellung des Luftschiffes selbst, vor allem die Bemühungen, genügende Mengen tragfähigen Gases zu erhalten, zogen sich unabsehbar in die Länge. Einerseits waren Bergs Geduld und Finanzen, andererseits Nerven und Kräfte von Schwarz erschöpft. Da die Gaslieferung sich von Woche zu Woche hinzog, kehrte Schwarz nach Österreich zurück, um hier den Bescheid des Kriegsministeriums abzuwarten. Die Unzahl banger Stunden suchte er sich im Café durch Kartenspiel und den Genuß von schwerem Kaffee und Virginias zu vertreiben, um seine überreizten Nerven zu betäuben. Am 13. Januar 1897 wurde ihm gerade vor der Tür des Gasthauses zur Linde auf der Straße das Telegramm zugetragen, in dem das Preußische Ministerium ihm mitteilte, daß das Gas nun geliefert sei und er zum Probeflug nach Berlin kommen solle. Mit fiebernden Augen und zitternden Händen las er die Depesche — — — und fiel tot um. Ein Herzschlag hatte infolge der übermäßigen Aufregung seinem Leben ein Ende gesetzt. Damit war in Erfüllung gegangen, was er selber prophezeit hatte: „Die Lenkbarkeit meines Luftschiffes glaubt man mir nicht — — — man wird es glauben, wenn ich tot sein werde.“

Ein dreiviertel Jahr steht nun das verwaiste Luftschiff rostend in der Halle. Vor allem ist niemand da, der die Maschine zu bedienen verstände. Endlich findet sich ein ehemaliger Unteroffizier der Luftfahrttruppe namens Gagels bereit, den Aufstieg zu wagen, obwohl er durch keinerlei Kenntnisse oder Erfahrungen dazu berufen wäre. Aber wer kümmerte sich viel um das absurde Projekt dieses verstorbenen Erfinders, der niemandem nahestand?

Für den 3. November 1897, also die ungünstigste Jahreszeit, die man sich für den Aufstieg eines unerprobten Luftschiffs denken kann, wird die Probefahrt angesetzt. Bei trübem regnerischen Wetter weht ein böiger Wind, der bis zu 14 m Sekundengeschwindigkeit erreicht. Das Schiff aber stieg auf und manövrierte zum Staunen der Zuschauer in der Luft ordnungsgemäß. Nach wenigen Minuten aber rutscht der Treibriemen von der einen Propellerscheibe, und nun ist das Luftschiff eine Beute des stürmischen Windes. Es wird über den Wilmersdorfer See abgetrieben, der hilflose Führer öffnet das Ventil, das Luftschiff senkt sich, schlägt auf den Boden auf, der Führer springt ab, worauf das Schiff führerlos wieder emporschnellt, um schließlich an einem Abhang hängen zu bleiben und dort zu zertrümmern. Beutelustige Zuschauer stürmen zusammen und reißen sich Fetzen und Teile der kostbaren Maschine als Andenken ab. Der Trümmerrest wird schließlich abmontiert.

Der bekannte Flug-Sachverständige Hauptmann Groß, der dem Flug beiwohnte, schreibt in seinem Bericht:: „Wie ich es erklären und entschuldigen soll, daß ein so kostbares Stück wie das Schwarzsche Luftschiff von einem Mann geführt wurde, der nie vorher eine Ballonfahrt gemacht geschweige denn eine solche geführt, darüber bin ich in Verlegenheit. Ich könnte nur anführen, daß durch den Tod des Erfinders eine Art Notlage herbeigeführt worden ist.“ Alle Fachleute sind nunmehr des Lobes voll über die Qualitäten des Schwarzschen Ballons. Alle rühmen die Genialität der Konstruktion und die Gewissenhaftigkeit der Ausführung. „Das Aluminium-Luftschiff D. Schwarz war ein nach einem bis in das kleinste Detail durchgerechneten Projekt genial erbautes Meisterstück moderner Metallarbeit, durch dessen Bau zunächst nachgewiesen worden ist, daß derartig große und leichte Hohlkörper konstruktiv möglich sind, eine Tatsache, die bis dahin angezweifelt wurde.“

Unter den Zuschauern des Aufstiegs befand sich auch Graf Zeppelin, freilich nur als Zaungast, da man ihm als „nicht geladen“ den Zutritt zum Flugplatz verweigert hatte. Auch er beschäftigte sich gleichzeitig mit dem Problem des metallenen Luftschiffes und besaß schon eine Reihe von Patenten.

Schon 10 Jahre vorher hatte er dem König von Württemberg eine Denkschrift über den Bau von lenkbaren Luftschiffen eingereicht und 3 Jahre zuvor einen seiner Pläne dem preuß. Kriegsministerium vorgelegt, aber den in der Geschichte fast schon typischen Bescheid erhalten: „Mit Rücksicht auf die von fachmännischer Seite erhobenen Bedenken gegen die Konstruktion des Luftschiffes müsse aber abgeraten werden, der Ausführung des Luftschiffes entgegenzutreten.“

Mit Kennerblick erkannte Zeppelin die Vorzüge der Schwarzschen Konstruktion und setzte sich sofort nach dem Flug mit Carl Berg in Verbindung, bei dem er drei Wochen später, am 24. November 1897, in Lüdenscheid eintraf. Als Ergebnis der Verhandlungen kaufte Graf Zeppelin am 10. Februar 1898 für 15 000 Mark die Patente des David Schwarz und verpflichtete sich außerdem, dessen Erben an dem Reingewinn der ersten 30 von der Zeppelingesellschaft zu erbauenden Luftschiffe zu beteiligen. Dieser Vertrag ist ein unbestreitbares Zeugnis für die Bedeutung, die Zeppelin dem Besitz der Schwarzschen Patente für den Ausbau seiner eigenen Ideen beimaß und für die unmittelbaren Beziehungen, die zwischen der Konstruktion von Schwarz und derjenigen Zeppelins bestehen, ohne daß damit die vollkommene Originalität und die technisch betrachtet absolute Überlegenheit der Zeppelinschen Konstruktion, die mit ganz anderen Ausmaßen und vor allem mit der genialen Einfügung von Ballonets arbeitet, irgendwie in Zweifel gestellt werden kann.

Zeppelin und Schwarz sind zwei auf dem Gebiet der Luftschiffahrt von dem gleichen Gedanken ausgehende völlig unabhängig voneinander arbeitende Erfinder gewesen. Sie haben beide in übereinstimmender Weise mit den gleichen Schwierigkeiten um die geistige Anerkennung und ihre finanzielle Unterstützung übermenschlich zu kämpfen gehabt. David Schwarz, um eine Etappe Zeppelin voraus und folglich noch schwerer daran, dazu noch ein unbekannter „ausländischer“ Jude, ist vorzeitig mit seinen Nerven- und Körperkräften unterlegen. Zeppelin hingegen genoß den Vorteil, die Erfahrungen und Erfindungen von Schwarz für seine eigene Konstruktion sich zunutze machen zu können und so sein Werk jenem glücklichen Ende oder vielmehr Anfang entgegen führen zu dürfen, das ihn drei Jahre später mit einem Schlage zu einer Weltberühmtheit erhob. Von der Leistung des David Schwarz aber sagte einer der bekanntesten Mitarbeiter und Freunde Zeppelins, der Major Wilcke: „Es war dies eine Tat, die für immer der Geschichte der Luftschiffahrt angehören wird.“

Literatur:

„Zeitschrift für Luftschiffahrt“, Bd. XVI 1897, S. 291 (Groß).

Illustrierte aeronautische Mitteilungen 1898, S. 18 (Moedebeck).

Herm. Hoernes, Lenkbare Ballons, 1902, S. 7-9, 12, 31-35, 95, 187, 224, 256.

Herm. Hoernes, Buch des Fluges, Wien 1911, Bd. II, S. 170, 262 ff.

März 1932.

I. Der junge Heine (30jährig).

Da gestern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich gestehe es dir, trotzdem daß ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! Groß und weit wie die Welt, wurzelnd in den Abgründen der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit; alles ist in diesem Buche. . . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräte und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahommed, welcher die Juden „das Volk des Buches" nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tages im Orient verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewunderungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhoben sich und schwanden, Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Im Alten Testamente habe ich das erste Buch Mosis ganz durchgelesen. Wie lange Karawanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken sitzen die verschleierten Rosen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochsen und Kühe vor sich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hier und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde dir gerne sieben Jahre dienen um Rahel und noch andere sieben Jahre für die Leah, die du mir in den Kauf gibst! Ich höre, wie sie blöken, die Schafe Jakobs, und ich sehe, wie er ihnen die geschälten Stäbe vorhält, wenn sie in der Brunstzeit zur Tränke gehen. Die gesprenkelten gehören jetzt uns. Unterdessen kommt Ruben nach Hause und bringt seiner Mutter einen Strauß Dudaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Dudaim, und Leah gibt sie ihr mit der Bedingung, daß Jakob dafür die nächste Nacht bei ihr schlafe. Was sind Dudaim? Die Kommentatoren haben sich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß sich nicht besser zu helfen, als daß er diese Blumen ebenfalls Dudaim nennt. Es sind vielleicht schwäbische Gelbveiglein. Die Liebesgeschichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich sehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht so sentimentalisch aufgefaßt . . . Störrige, grausame Herzen, diese Brüder. Aber unter dem harten Stein ducket das zarteste Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieses Sittlichkeitsgefühl, wie es sich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, ist nicht Resultat einer positiven Religion oder einer politischen Gesetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder positive Religion noch politisches Gesetz, beides entstand erst in späterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit ist unabhängig von Dogma und Legislation, sie ist ein reines Produkt des gesunden Menschengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zugrunde gehen.

Ich habe wieder im Alten Testamente gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sprößt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Produkt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, ebenso wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Prozeß, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; das ist der Stil eines Notizenbuches, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben tatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Ueber diesen Stil läßt sich gar kein Urteil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüt konstatieren, und nicht weniger mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit geraten, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach den hergebrachten Kunstbegriffen definieren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit, Neuere Aesthetiker sprechen von Naivität. Ach! Wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurteilung. Die Bibel ist das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das ist Shakespeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakespeareschen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber das geschieht nur in einzelnen Momenten.

(Ludwig Boerne II.)

II. Der alte Heine (53jährig).

Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich ebenso sehr eine Quelle des Heils als ein Gegenstand der frömmsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messalina nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich knie neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht.

Welche Demütigung! Mit all meiner Wissenschaft habe ich es nicht weiter gebracht als der arme, unwissende Neger, der kaum buchstabieren gelernt! (Geständnisse.)

In der Tat, weder eine Vision, noch eine seraphitische Verzückung, noch auch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils, sondern ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches — eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese, ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt, ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die Heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche sich auf Kostbarkeiten verstehen, wußten sehr gut, was sie taten, als sie beim Brande des zweiten Tempels die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stich ließen und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe war gottlob nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus, des Bösewichts, der ein so schlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdischer Priester, der zweihundert Jahre vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jerusalem lebte und Josua ben Sira's ben-Eliezer hieß, hat in einer Gnomensammlung, „Meschalim", in bezug auf die Bibel den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen, und ich will seine schönen Worte hier mitteilen. Sie sind sacerdotal feierlich und doch zugleich so erquickend frisch, als wären sie erst gestern einer lebenden Menschenbrust entquollen, und sie lauten wie folgt:

„Dies alles ist eben das Buch des Bundes, mit dem höchsten Gott gemacht, nämlich das Gesetz, welches Moses dem Hause Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit geflossen ist, wie das Wasser Pison, wenn es groß ist; und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verstand geflossen ist, wie der Euphrates, wenn er groß ist, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demselben ist hervorgebrochen die Zucht, wie das Licht und wie das Wasser Nilus im Herbst. Er ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte: und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn sein Sinn ist reicher, weder kein Meer; und sein Wort tiefer, denn kein Abgrund."

(Vorwort zur 2. Auflage von „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland".)

Jan. 1925.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

a) Über die Bibel.

Welch ein Buch! Groß und weit wie die Welt, wurzelnd in den Abgründen der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, alles ist in diesem Buche. . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräte und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahommed, welcher die Juden „das Volk des Buches" nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tages im Orient verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewunderungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhoben sich und schwanden, Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Im Alten Testament habe ich das erste Buch Mosis ganz durchgelesen. Wie lange Karawanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken sitzen die verschleierten Rosen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochsen und Kühe vor sich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hier und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten!

Ich habe wieder im Alten Testament gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Produkt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, ebenso wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes: er wird geläutert durch einen geistigen Prozeß, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; das ist der Stil eines Notizenbuches, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben tatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Über diesen Stil läßt sich gar kein Urteil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüt konstatieren, und nicht weniger mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit geraten, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach den hergebrachten Kunstbegriffen definieren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit, Neuere Ästhetiker sprechen von Naivität. Ach! Wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurteilung. Die Bibel ist das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das ist Shakespeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakespeareschen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber das geschieht nur in einzelnen Momenten.

(„Ludwig Boerne" II, 1830.)

In der Tat, weder eine Vision, noch eine seraphitische Verzückung, noch auch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils, sondern ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches — eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese, ein Buch, das merkwürdig und anspruchslos aussieht wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt, ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die Heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche sich auf Kostbarkeiten verstehen, wußten sehr gut, was sie taten, als sie beim Brande des zweiten Tempels die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stich ließen und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe war gottlob nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus, des Bösewichts, der ein so schlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdischer Priester, der zweihundert Jahre vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jerusalem lebte und Josua ben Sira's ben-Eliezer hieß, hat in einer Gnomensammlung, „Meschalim", in bezug auf die Bibel den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen, und ich will seine schönen Worte hier mitteilen. Sie sind sacerdotal feierlich und doch zugleich so erquickend frisch, als wären sie erst gestern einer lebenden Menschenbrust entquollen, und sie lauten wie folgt:

„Dies alles ist eben das Buch des Bundes, mit dem höchsten Gott gemacht, nämlich das Gesetz, welches Moses dem Hause Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit geflossen ist, wie das Wasser Pison, wenn es groß ist; und wie das Wasser Tigris, wenn es übergeht in Lenzen. Daraus der Verstand geflossen ist, wie der Euphrates, wenn er groß ist, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demselben ist hervorgebrochen die Zucht, wie das Licht und wie das Wasser Nilus im Herbst. Er ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte: und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn sein Sinn ist reicher, weder kein Meer; und sein Wort tiefer, denn kein Abgrund."

Vorwort zur 2. Auflage von „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", 1853.

---

b) Über die Juden.

Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien, begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen, und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. In jenen früheren Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religionsbüchern, um derentwillen sie eben Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten, und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf und seinen Jean Paul im Kopfe trägt.

So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bißchen grindig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg, im Bäckerbreitengang, auf einem Sahl, ein Mann, der heißt Moses Lump, man nennt ihn auch Moses Lümpchen oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit seinem Packen auf dem Rücken, um seine paar Mark zu verdienen; wenn der nun Freitag abends nach Hause kommt, findet er die Lampe mit sieben Lichtern angezündet, den Tisch weiß gedeckt, und er legt seine Packen und seine Sorgen von sich und setzt sich zu Tisch mit seiner schiefen Frau und noch schieferen Tochter, ißt mit ihnen Fische, die gekocht sind in angenehm weißer Knoblauchsauce, singt dabei die prächtigsten Lieder von König David, freut sich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, freut sich auch, daß alle Bösewichter, die ihnen Böses getan, am Ende gestorben sind, daß König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all solche Leute tot sind, daß Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fisch ißt. Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, die Fische sind delikat, und der Mann ist glücklich, er braucht sich mit keiner Bildung abzuquälen, er sitzt vergnügt in seiner Religion und in seinem grünen Schlafrock wie Diogenes in seiner Tonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst putzt — und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen und die Schabbesfrau, die sie zu putzen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein mit all seinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: „Moses Lump, bitte dir eine Gnade aus, was du haben willst, soll geschehen.“ Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: „Putz mir die Lichter!“ Und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: „Wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lümpchen sein!“

(„Die Bäder von Lucca“, 1828.)

In der Tat, die Juden sind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet: tritt man sie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Knie; während die einen sich im schäbigsten Kote des Schachers herumwühlen, ersteigen die anderen den höchsten Gipfel der Menschheit und Golgatha ist nicht der einzige Berg, wo ein jüdischer Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden sind das Volk des Geistes und jedesmal, wenn sie zu ihrem Prinzip zurückkehren, sind sie groß und herrlich und beschämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefsinnige Rosenkranz vergleicht sie mit dem Riesen Antäus, nur daß dieser jedesmal erstarkte, wenn er die Erde berührte, jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, sobald sie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erscheinung der grellen Extreme! Während unter diesen Menschen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinsten Menschentums und wie sie einst die Welt in neue Bahnen des Fortschritts geleitet, so hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten.

(„Ludwig Börne“, IV.)

Wie über den Werkmeister habe ich auch über das Werk die Juden nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der jüdische Asketismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz 18 Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei dem Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Haus Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Judäa erschien mir immer wie ein Stück Okzident, das sich mitten in den Orient verlor. In der Tat, mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen, sogar asketischen Sitten, kurz, mit seiner abstrakten Innerlichkeit bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegensatz zu den Nachbarländern und den Nachbarvölkern, die den üppig buntesten und brünstigsten Naturkulten huldigend in bacchantischem Sinnenjubel ihr Dasein verluderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt! Bedenkt man diese Umgebung, so kann man die frühe Größe Israels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israels, während nicht bloß in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Altertums, sogar bei den philosophischen Griechen die Sklaverei justifiziert war und in Blüte stand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern.

(„Geständnisse“, 1853.)

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr, und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde 100 Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus.

Lit. Heinr. Heine, Confessio Judaica, Welt-Verlag, Berlin 1925.

Mai 1932.

Kammerknechtschaft.

Als **Kammerknechtschaft** bezeichnet man das unmittelbare Abhängigkeits- und Schutzverhältnis der Juden des Mittelalters zur kaiserlichen Gewalt. Ursprünglich standen die Juden wie manche andere Bevölkerungsgruppen unter Fremdenrecht. Als sie während des ersten Kreuzzuges den Grausamkeiten und Plünderungen der Kreuzfahrer anheimfielen, nahm sie der Kaiser laut der im Jahre 1179 erschienenen Landfriedensordnung unter seinen besonderen Schutz, was in den Urkunden durch die Formel ausgedrückt wird, daß die Juden „zur kaiserlichen Kammer“ gehören oder „Knechte der kaiserlichen Kammer“ sind, daher der Ausdruck „Kammerknechtschaft“. In Wahrheit diente die Kammerknechtschaft weniger dem idealen Zweck, die Juden durch den kaiserlichen Schutz sicherzustellen, als sich vielmehr diesen sogenannten Judenschutz gut bezahlen zu lassen und daraus eine Quelle kaiserlicher Einkünfte zu erschließen. Denn trotzdem die Juden in der Folgezeit für den kaiserlichen Schutz hohe Sondersteuern zahlen mußten, „Schutzsteuern“, nahm die Zahl der Verfolgungen keineswegs ab. Die Steuerlast stieg für die Juden immer höher, da sie bei jedem Regierungsantritt eines neuen Kaisers seinen Schutz von neuem durch eine besondere Zahlung erkaufen mußten, und vor allem dadurch, daß der Kaiser, wie viele andere Rechte, so auch die Kammerknechtschaft weiterverpachtete oder gar verpfändete, und so der Judenschutz auf Landesfürsten und von diesen weiter in dritte Hände auf Städte usw. überging. Hierdurch entwickelte sich der oft sehr illusorische Judenschutz zu einem einträglichen System der Judenbesteuerung. Die Kammerknechtschaft ist keine Spezialerscheinung der deutschen Geschichte, sondern findet sich auch in Spanien, Sizilien, Italien und unter der Herrschaft der Päpste.

Lit.: Stobbe „Die Juden in Deutschland“.

Täubler „Kammerknechtschaft“. Mittlg. d. Ges. Archivs d. dtsch. Juden, 4. Jahrg., S. 44 ff.

Jan. 1925.

Dr. Georg Herlitz
Montefiore-Loge Berlin.

Vorabdruck aus der im Herbst 1925 im Jüdischen Verlag Berlin erscheinenden zweibändigen „Jüdischen Enzyklopädie“, herausg. v. Dr. Georg Herlitz und Dr. Bruno Kirschner.

Samuel **Gompers.**

Der im Dezember 1924 verstorbene amerikanische Arbeiterführer **Samuel Gompers** stammt aus dem Londoner, aus Zangwills Romanen bekannten Ghetto-Viertel Whitechapel, wo er 1850 als Sohn eines bettelarmen jüdischen Zigarettenarbeiters geboren wurde. Infolge der großen Armut der Eltern mußte er nach nur zweijährigem Besuch die jüdische Knabenschule zu Bell Lane verlassen und in einer Schusterwerkstatt sein Geld verdienen. Mit 13 Jahren wanderte er nach Amerika aus, wo er so arm ankam, daß er sich nicht einmal Schnürsenkel kaufen konnte, sondern seine Schuhe mit Bindfäden zuschnürte. Frühzeitig begann er sich mit ebenso lebhaftem Interesse wie Talent für Arbeiterfragen zu interessieren und ist für Amerika das geworden, was Lassalle für Deutschland war: der Begründer und Führer der ersten großen amerikanischen Arbeiterorganisation. Seit seinem 32. Lebensjahre, 1882, bis zu seinem Tode 1924, also über 40 Jahre hindurch, war er Präsident der „American Federation of Labour" und führte sie aus bescheidensten Anfängen bis zur Höhe ihrer heutigen Entwicklung, wo sie mehr als 4½ Millionen Mitglieder umfaßt. Gompers war im Gegensatz zu den meisten jüdischen Sozialisten ein ausgesprochener Praktiker und jeder Theorie abhold. Er war ebenso ein Gegner der radikal-kommunistischen Anschauungen wie der Marxschen Theorie, sondern suchte die Arbeiter zu einer den spezifisch amerikanischen Verhältnissen angepaßten praktischen Föderation ähnlich den deutschen Gewerkschaften zusammenzufassen, um die Arbeiterklasse unbekümmert um soziale Theorien den bestmöglichen Lebensbedingungen zuzuführen. Seine Programmpunkte waren: Abschaffung der Kinderarbeit, Einführung des Achtstundentages, Ablösung der Handarbeit durch Maschinenbetrieb und uneingeschränkte Steigerung der Produktion. Seine Macht stieg im Lauf des 20. Jahrhunderts außerordentlich. Als Wilson 1912 Präsident wurde, zog er Gompers in den Kreis seiner engeren Ratgeber und Vertrauten, und der Einfluß Gompers im Weißen Hause soll zu Wilsons Zeiten größer gewesen sein als der von Wilsons „rechter Hand", des Obersten House, und der Senator Marc Alonso Hanna nannte ihn „die größte Macht für die Erhaltung des industriellen Friedens in den Vereinigten Staaten". In den letzten Jahren, Gompers hatte nun die 70 überschritten und war immer noch Führer, bildete sich eine starke Opposition gegen ihn, und zwar, weil er sich dem Standpunkt weiter Arbeiterkreise widersetzte, aus den Kreisen der Arbeiter eine eigene politische Partei zu schaffen, die als dritte große Partei neben den beiden bürgerlichen Parteien auftreten und dann eine ähnliche Rolle im amerikanischen politischen Leben spielen soll wie die Arbeiterparteien Englands und Deutschlands.

Jan. 1925.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Akademie für die Wissenschaft des Judentums.

Die Anregung zur Gründung einer **Akademie für die Wissenschaft des Judentums** gab Hermann Cohen 1907 durch einen Aufsatz „Zwei Vorschläge zur Sicherung unseres Fortbestandes", der in der Festausgabe der Berichte der Großloge U. O. B. B. erschien. Sie wurde im Kriege durch einen aus dem Schützengraben von Franz Rosenzweig an Cohen gerichteten Brief „Zeit ist's" aufs neue wachgerufen und nun von Cohen mit aller Energie bis zu seinem bald darauf erfolgenden Tod ihrer Realisation entgegengeführt. Nach dem Hinscheiden Hermann Cohens wurde unter der Führung von Bradt der „Verein zur Gründung und Erhaltung einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums" geschaffen, dessen Vorsitz von Prof. Leopold Landau und nach dessen Tod von August v. Wassermann übernommen wurde, und dessen Verwaltungsvorstand angehören ehem. Minister Preuß, Albert Einstein, Gustav Bradt, Otto Warburg, Jakob Goldschmidt, Franz Pariser, Berthold Timendorfer, Oscar Wassermann und Aron Hirsch. Die Grundidee Hermann Cohens war, daß das Judentum wieder einer Epoche schwerer Bedrohung seiner Existenz entgegengehe und daß nur durch Pflege des Wissens die Liebe zum Judentum wachgehalten und nur durch diese Liebe zum Judentum auch das Dasein der jüdischen Gemeinschaft für die Zukunft garantiert sei. Die Akademie für die Wissenschaft des Judentums soll eine Pflegestätte für das ersterbende jüdische Geistesleben, eine Arbeitsstätte für die in ihrer Existenz bedrohten jüdischen Gelehrten und ein Anziehungsmittel für begabte jugendliche Kräfte sein, die ohne die Akademie die wenig einträgliche Laufbahn eines jüdischen Gelehrten nicht einschlagen, sondern sich praktischen Berufen zuwenden, zum mindesten ihre Begabung in den Dienst außerjüdischer Forschertätigkeit stellen müßten. Vor allem sollte die Akademie auch eine Pflanzstätte für Bibel- und Talmudforschung, für Erforschung der jüdischen Religion und Geschichte, mit den Methoden der europäischen Wissenschaft, aber durch jüdische Gelehrte, werden, um damit dem ebenso unwürdigen wie für das Judentum bedrohlichen Zustand ein Ende zu bereiten, daß der größte Teil dieser fundamental wichtigen Gebiete fast ausschließlich von christlichen, teils für die feineren Regungen der jüdischen Geisteswelt empfindungslosen, teils sogar ausgesprochen judenunfreundlichen Gelehrten beherrscht wird. In Verbindung hiermit erstrebt man die Heranbildung einer jungen Generation von jüdischen Gelehrten, die, mit den europäischen Arbeitsmethoden und jüdischen Stoffgebieten vertraut, von hier aus die Lehrstühle der Welt als jüdische Gelehrte beziehen könnten.

Dieses Programm der Akademie ist in den wenigen Jahren ihres Bestehens in seinen Grundzügen tatsächlich schon, wenn auch nicht voll verwirklicht, so doch angebahnt. Ein „Forschungsinstitut" unter der Leitung von Hermann Dessau, Julius Guttmann, Baneth, Elbogen, Torczyner, Baeck, Freimann, Horovitz, Cassirer und Täubler berief eine Anzahl von jungen Gelehrten, die durch ihre Früharbeiten die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf sich gelenkt hatten, und die in mehreren Sektionen (talmudische, sprachwissenschaftliche, philosophische, historische, literar-historische) bestimmte Arbeitsgebiete in Angriff nahmen. Als Frucht dieser Arbeit erschien oder ist im Druck eine Reihe von Schriften über Talmud und Mischna, über die Juden im Herzogtum Cleve und die Juden im preußischen Staate. Andere Arbeiten stehen vor ihrem Abschluß, so eine Geschichte der Juden in Spanien, eine neue Ausgabe des „Kusari" des Jehuda Halevi, eine ebensolche des „Moreh-Nebuchim" von Maimonides, eine Geschichte der Kabbalah, ein Werk über Reuchlin, eine Darstellung der „Einflüsse des Judentums auf den Koran" u. a. m. Eine für die Fachwelt bedeutende Edition des Midrasch Bereschith Rabba, des Lebenswerks des Rabb. Theodor, wird, nachdem der Verfasser auf Einladung der Akademie zur Vollendung seines Werkes aus dem Osten nach Berlin übergesiedelt war, hier aber bald darauf verstorben ist, nunmehr von der Akademie vervollständigt und demnächst in ihren letzten Teilen herausgegeben. Mit einer ebenso wichtigen wie interessanten Sammlung der Kreuzzug-Literatur über die Juden ist begonnen worden. Ein „Corpus Grammaticorum et Exegeticorum" des Mittelalters, als Basis für alle weitere Arbeit auf den Gebieten der hebräischen Sprachforschung und der Bibelexegese, beginnt seine Editionen-Reihe mit zwei bedeutsamen Büchern von Dr. Wilenski über Abraham ibn Esra und Ibn Ganâch. Archäologische Arbeiten in Palästina sind in Aussicht genommen.

Von den auf diese Weise teils der Forschung erhaltenen, teils für die Forschung herangezogenen Gelehrten sind — ein Beweis für die Wichtigkeit und Richtigkeit der Arbeiten der Akademie — schon drei, einer an eine theologische Lehranstalt in New York, ein anderer an die Universität nach Jerusalem, der dritte an das Rabbiner-Seminar Breslau, berufen worden.

Für die breite Oeffentlichkeit von besonderem Interesse ist die dreibändige Herausgabe der „Jüdischen Schriften Hermann Cohens" durch die von der Akademie unterhaltene Hermann-Cohen-Stiftung, die bei Kritik und Leserschaft außerordentliches Interesse erweckt haben, und denen demnächst zwei Bände „Hermann Cohens kleinere philosophische Schriften" folgen sollen.

Die bisher nur deutsch erschienenen Publikationen sollen bei weiterem Steigen der materiellen Leistungsfähigkeit der Akademie auch in Hebräisch und Englisch herausgegeben werden. Unterhalten wird die Akademie teils durch Stiftungen und Mitgliedsbeiträge, teils durch Subventionen von Gemeinden, Logen usw. 1924 zahlte die Berliner Jüdische Gemeinde einen Beitrag von 15 000 Mark, das Exekutivkomitee des Bnai-Brith 2500 Doll. Das Gesamtbudget ist für 1925 auf 100 000 M. festgesetzt. Die Großloge für Deutschland U. O. B. B. hat außer regelmäßigen Beiträgen die Zinsen ihrer Timendorfer-Stiftung für dauernd der Akademie zugeschrieben. Sitz der Akademie ist das Logenhaus der Berliner Logen U. O. B. B.

Jan. 1925.

Dr. Israel Auerbach
Timendorfer-Jubil.-Loge Berlin.

Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Uebertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen, und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. In jenen früheren Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religionsbüchern, um derentwillen sie eben Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten, und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir immer noch lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.

(„Ueber Polen", 1822.)

•

So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bißchen grindig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg, im Bäckerbreitengang, auf einem Sahl, ein Mann, der heißt Moses Lump, man nennt ihn auch Moses Lümpchen oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit seinem Packen auf dem Rücken, um seine paar Mark zu verdienen; wenn der nun Freitag abends nach Hause kommt, findet er die Lampe mit sieben Lichtern angezündet, den Tisch weiß gedeckt, und er legt seine Packen und seine Sorgen von sich und setzt sich zu Tisch mit seiner schiefen Frau und noch schieferen Tochter, ißt mit ihnen Fische, die gekocht sind in angenehm weißer Knoblauchsauce, singt dabei die prächtigsten Lieder vom König David, freut sich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten, freut sich auch, daß alle Bösewichter, die ihnen Böses getan, am Ende gestorben sind, daß König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all solche Leute tot sind, daß Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fisch ißt. Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, die Fische sind delikat, und der Mann ist glücklich, er braucht sich mit keiner Bildung abzuquälen, er sitzt vergnügt in seiner Religion und in seinem grünen Schlafrock wie Diogenes in seiner Tonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst putzt — und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen und die Schabbesfrau, die sie zu putzen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein mit all seinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: „Moses Lump, bitte dir eine Gnade aus, was du haben willst, soll geschehen." Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: „Putz' mir die Lichter!" Und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: „Wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lümpchen sein!"

(„Die Bäder von Lucca", 1828.)

•

In der Tat, die Juden sind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man sie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Knie; während die einen sich im schäbigsten Kote des Schachers herumwühlen, ersteigen die anderen den höchsten Gipfel der Menschheit und Golgatha ist nicht der einzige Berg, wo ein jüdischer Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden sind das Volk des Geistes und jedesmal, wenn sie zu ihrem Prinzip zurückkehren, sind sie groß und herrlich und beschämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefsinnige Rosenkranz vergleicht sie mit dem Riesen Antäus, nur daß dieser jedesmal erstarkte, wenn er die Erde berührte, jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, sobald sie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erscheinung der grellsten Extreme! Während unter diesen Menschen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinsten Menschentums und wie sie einst die Welt in neue Bahnen des Fortschritts geleitet, so hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten.

(„Ludwig Börne", IV.)

•

Wie über den Werkmeister habe ich auch über das Werk die Juden nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der jüdische Asketismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz 18 Jahrhunderten

der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei dem Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Haus Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Ebensowenig die Taten der Juden wie ihr eigentliches Wesen sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Werke gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein und wie im Mittelalter sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, eine glorreiche Anerkennung empfängt.

*

Judäa erschien mir immer wie ein Stück Okzident, das sich mitten in den Orient verlor. In der Tat, mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen, sogar asketischen Sitten, kurz, mit seiner abstrakten Innerlichkeit bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegensatz zu den Nachbarländern und den Nachbarvölkern, die den üppig buntesten und brünstigsten Naturkulten huldigend in bacchantischem Sinnenjubel ihr Dasein verluderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt! Bedenkt man diese Umgebung, so kann man die frühe Größe Israels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israels, während nicht bloß in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Altertums, sogar bei den philosophischen Griechen die Sklaverei justifiziert war und in Blüte stand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern.

(„Geständnisse", 1853.)

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr, und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde 100 Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus.

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

Für das Porzellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Wert bezahlt. — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

(„Gedanken und Einfälle.")

Zusammengestellt nach „Heinrich Heine, Confessio judaica", Weltverlag, Berlin 1925.

Jan. 1925. **Fritz Kahn**

Jeh. Halevi-Loge Berlin.

In den verschiedenen Perioden der jüdischen Geschichte steht die Namengebung unter dem Einflusse verschiedener Kulturen. **Die biblische Zeit** gibt zum größten Teile hebräische Namen. Doch kommen bei den Juden in Aegypten **ägyptische Namen** vor, die in der späteren Geschichte als hebräische empfunden und beibehalten werden, so die Namen Mosche (Sohn) und Pinchas (das ist ein Schwarzer). In ähnlicher Weise sollen Namen wie Abraham aus Babel stammen.

Zu den ägyptischen Namen scheint auch der Name Chur zu gehören, der wohl dem Horus entspricht, daher auch der Name Isch-Chur (Mann des Horus). Wahrscheinlich sind auch die Namen Aharon und Mirjam, für die es keine hebräische klare Etymologie gibt, ägyptischen Ursprungs. Die Namen Jochebed und ʽAmram sehen zwar wie hebräische Namen aus, dürften aber ebenfalls hebraisierte Namen aus Aegypten sein.

Bei den eigentlich **hebräischen Namen** der Bibel wiegen noch mehr, als das überhaupt in semitischen Namensbildungen sehr häufig ist, enge Beziehungen zur religiösen Sphäre vor. Gebräuchlich sind Zusammensetzungen mit El (Gott), wie Raphael (Heilgott), Uriel (Lichtgott), Gabriel (Starkgott), Bezalel (im Schatten, Schutze Gottes), Elchanan (Gottesgnade); dann mit Jahu, Ja und Jo, wie Elijjahu (mein Gott ist J.), Jeschajahu (Rettegott), Jirmejahu, ʽAzarjah, Chananjah, Jedidjah (Gottlieb), Chizkijjahu, Joab, Jochanan, Joel, Jojakim, Jonatan, Joschijahu, mit Schaddai, wie Zurischaddai; mit Melech (Gott = König), wie Elimelech, Abimelech, Achimelech; dann Zusammensetzungen mit Ab (Vater), wie Joab, Abinadab, Abihu, Eliab, Abner, Abschalom, Abischai, Abichajil, Abinoʽam; mit Ach (Bruder), wie Achiram; mit Ben (Sohn) und Bat (Tochter), wie Benjamin und Batscheba'; mit ʽAm (Nation), wie Rechabeʽam, Jerobeʽam, Ben-ʽAmmi, ʽAmminadab, ʽAmiel; mit Isch (Mann) Ischhod, Isch-Baʽal. Die mit Baʽal zusammengesetzten Namen erregten später Anstoß, weil der Baʽaldienst verpönt war. In späterer Ueberlieferung wird in dieser Verbindung für Baʽal „Boschet" (Schmach) eingesetzt, so daß wir die Namen Isch-Boschet, Mefi-Boschet, Jeru-Boschet lesen. Diese Namen, die von Israeliten gebraucht wurden, soweit sie Gottesdiensten folgten, die im kanaʽanäischen Lande vor ihrer Einwanderung wurzelten, gehören mit denen der Phöniker und Karthager zusammen. So entspricht Hanibal (Chanibaʽal) dem Chanael, Hasdrubal (ʽAzrubaʽal) dem ʽAzriel; Hanno (Channo) und Hanna (Channa) bei Hebräern und Phönikern gleich.

Beliebt waren bei den alten Hebräern, wie ja auch bei andern semitischen Stämmen, **Tiernamen.** Ob und wie weit in ältester Zeit vielleicht Totemismus mitgesprochen haben kann, ist unentschieden. In späterer biblischer Zeit haben solche Vorstellungen gefehlt. Solche Tiernamen sind Chagab (Heuschrecke), Jona (Taube), Kaleb (Hund), Nachasch (Schlange), Nun (Fisch), Schafan (Kaninchen), Tolaʽ (Wurm); ferner Chulda (Wiesel), ʽEgla (Kälbchen), Zippora (Vogel), Debora (Biene), Rachel (Mutterschaf), Rebekka (Ribqa = Kuh), und als Pflanzennamen Tamar (Palme), Hadassa (Myrte). Vergleiche auch Peninna (Perle).

Neben theophoren Namen und solchen aus der Tier- und Pflanzenwelt, die ursprünglich Symbole bedeuten, kommen ferner Ausdrücke der Zuneigung und Wünsche an das Neugeborene und an die Zukunft vor. Dabei spielt es eine große Rolle, daß der Name bei alten Völkern mehr als nur Benennung ist. Der Name wird als Teil des Wesens empfunden und angesehen. Namen werden nach Vorfällen gegeben. Die bei der Geburt sterbende Rahel nennt ihr Neugeborenes Ben ʽOni (Sohn meines Unglücks). Der Vater biegt die böse Vorbedeutung ab, indem er dafür Benjamin (Sohn der Rechten) einsetzt. Auf diese Weise entstehen vor allem Beinamen und Doppelnamen (Gideʽon = Jerubaʽal). Vielfach sind solche Erklärungen nachträglich in der Richtung der Volksetymologie entstanden. (Aber nicht bei Mosche: Die Pharaonentochter nennt den von ihr geretteten Knaben „Sohn", und sie begründet es: „Aus dem Wasser habe ich ihn gezogen.")

Endlich sind viele Namen namentlich von den Propheten aus Zeitereignissen heraus gegeben worden, so Ichabod (ohne Ehre) und ʽImmanuʽel (mit uns ist Gott).

Schließlich gibt es bereits in der alttestamentlichen Zeit Ansätze zu **Familiennamen,** die in späterer Zeit immer wieder sichtbar werden, bis endlich die letzten Jahrhunderte für die europäischen Juden überhaupt feste Familiennamen bringen.

In der ersten Zeit des Exils und der Rückkehr drückt sich die Stimmung der nationalen Erhebung auch in Personennamen aus, wenn damals Männer mit den Namen Pedajah (befreie Gott), Petachjah (öffne Gott) und Juschab-Chesed (Gnadeneinkehr) benannt sind.

Mit dem Sprachwechsel der Juden, der durch das Exil bedingt wurde, wechseln auch die Namen der Juden. Neben den hebräischen treten auch vor allem **aramäische Namen** auf und solche aus der babylonischen Kulturwelt (so Mordechai, Nisbe-Form von „Marduk", und Esther, Nebenform von „Ischtar"). Daneben haben wir Serubabel, aber auch Bebai, Atlai, Haggai, Ilai und ähnliche. Es finden sich rein aramäische Namen neben solchen, die aramäische Bildungen aus hebräischen Wurzeln aufweisen. Rein hebräische Namen werden abgeändert; Jehoschua wird zu Jeschuʽa und Jeschu.

Als die griechische Sprache bei den Juden eindrang, kamen auch **griechische Namen** in Gebrauch. Am häufigsten wurde der Name Alexander verwendet. Nachträglich hat die Volksseele durch eine Volkslegende dieses entschuldigt. Solche griechischen Namen sind Antigonos, Antipater, Aristobulos, Menelaos, Jason, Aristeas, Archelaos, Nikodemos, Pappos, Philo, Symmachos, Tryphon, Alexandra und Berenike. Diese Namen pflanzen sich zum Teil in der talmudischen Epoche fort, und einige, wie Alexander, Kalonymos und Theodoros erhalten die Geltung „religiöser" Namen und dadurch Dauer bis auf den heu-

tigen Tag. Hebräische Namen wurden griechisch und aramäisch umgeformt. Dieses Beispiel wirkte weiter durch alle Sprachen, die die Juden angenommen haben. Die weitestgehenden Umgestaltungen und Weiterbildungen hebräischer Namen in anderen von Juden gesprochenen Sprachen haben das Jüdisch-Deutsche und sein sprachlicher Abkömmling, das Jiddische, hervorgebracht.

Umgekehrt wurden griechische und andere Namen judaisiert. Aus Ptolomaios, das der hebräischen Zunge unaussprechlich war, wird Tolmai. Dieses wird mit der aramäischen Bezeichnung für Sohn (Bar) zu Bar Tolmai und dann griechisch zu Bartholomaios. Dieser Name ist als der eines christlichen Heiligen in alle möglichen Sprachen übergegangen und wurde die Stammform vieler Namen, so auch im Deutschen beispielsweise von Bartel, Möwes, Möbius und vieler anderer Formen.

Durch die Septuaginta und das Neue Testament wurden überhaupt viele alttestamentliche Namen gräzisiert zu den christlichen Völkern getragen. So Jochanan als Johannes, Mirjam als Maria usw.

Die Hohenpriester der vormakkabäischen Zeit Alkimos und Menelaos oder Jason haben in der neuen Namensform kaum eine Erinnerung an die ursprüngliche gelassen. Sehr frühzeitig entwickeln sich bei den Juden Doppelnamen. Wenn Sch'lomo daneben auch Jedidjah heißt, so läßt sich nicht sagen, welches der ursprüngliche und welches der spätere Name war.

In der Zeit des zweiten Tempels herrschen bei den Juden neben den hebräischen g r i e c h i s c h e u n d a r a m ä i s c h e N a m e n vor. Das wirkt in die talmudische Periode fort. Daher dort Namen wie: Antigonos, Jochai, 'Akiba. An die griechischen schließen sich lateinische Namen in dem Maße an, wie die Sprache der Römer an die Stelle des Griechischen bei den Juden im Westen des Reiches tritt. Solche Namen sind u. a. Agrippa, Crispus, Julianus, Niger, Romanus, Titus, Verus, Faustinus, Bonus, Sebetius, Avitus, Secundinus, sowie Drusilla, Aquella, Catella, Severa, Mannina und Longina.

Mit dem Hereintragen fremdsprachiger Namen neben den hebräischen war die D o p p e l b e n e n n u n g bei den Juden aufgekommen, wobei möglichst eine Beziehung zwischen dem Namen in der Landessprache und der hebräischen Benennung gesucht wird. So wird Uri gewöhnlich verbunden mit dem griechischen Phoibos, wobei die gemeinsame Vorstellung das Lichtelement ist. Phoibos pflanzt sich bis auf die heutige Zeit fort, wobei es im Jiddischen unter den Formen Feibusch, Feibel, Feiwel, Fabisch u. a. vorkommt und durch falsche Etymologie zu Fabius führt.

Die Doppelnamen bedeuten, daß man sich äußerlich dem umgebenden Volkstume anpaßt und im Herzen treuer Anhänger der jüdischen Nation bleibt. Da bekommt man vom Könige oder Fürsten, dem man dient, einen neuen, der herrschenden Sprache angehörigen Namen. Aber seinem Gotte gegenüber behält man den alten als einen heiligen Namen. So heißt Daniel bei den Chaldäern und Persern Beltschazar. Hadassa ist unter dem Namen Esther bekannt.

Als dieser Gebrauch der Doppelnamen in das von der Assimilation umbrandete kleine Palästina eindrang, ward er vornehmlich in den obern Gesellschaftsschichten herrschend. Auch die nationalen Könige aus makkabäischem Geschlechte vermochten sich ihm nicht zu entziehen. Dahin gehören Jehuda Aristobulos, Alexander Jannai und Salome Alexandra. Zunz zeigt, daß seit der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts der nichtjüdische Name auch in Scheidebriefen vorkommt, also zuweilen die Geltung des heiligen Namens erhält. Umgekehrt erhielten Proselyten bei ihrem wirklichen Uebertritt zum Judentume oft einen jüdischen Namen, und zwar nicht, wie es sich später einbürgerte, nur den stereotypen Abraham ben Abraham, seltener David ben David, während sie ebenso oft den alten Namen beibehielten.

Am weitesten entwickeln sich die jüdischen **Namen im Jüdisch-Deutschen und im Jiddischen,** weil diese Sprache die größte Eigenentwicklung genommen hat. Hier haben sich Vornamen und Familiennamen in gleicher Weise gebildet und weiter entwickelt. Man kann ganze Reihen von Namen erkennen und gruppieren.

So geht ein Teil der Namen von E i g e n s c h a f t e n aus, die man am Träger beobachtet hat. Groß und Klein, Alt und Jung (auch Alt und Neu), Schwarz und Weiß und ähnliches, auch Sonderling. Zu der Vorstellung „Groß" gehören natürlich auch die Namen Großmann und Riese (aber nicht Rieß und Rießer). Klein kommt vor als Kleinmann, auch französisch Petit; Jung als Jungmann und De Jonge. Neu als Neumann (ostjüdisch Naumann) und Neimann, auch als Neander. Dagegen ist Neemann hebräisch und bedeutet einen Beglaubigten. Daneben sind Namen wie Schön (auch Jaffa und Joffe), Steinhart, Butterweich, Schwarz (Czerni, Cerny, Cernea, Tschorny, Negro, Fekete). Weiß gleich Blank, Blanco, Bianko, Bialik, Weißenberg, Weißmann, Weißbart, Weißmehl. Gelber (Gelhar, Gelbart, Hellebard). Ebenso die Namen Braun, Rotmann, Grünbaum usw.

Die Vorstellung, daß ein Tier mit göttlicher Macht zusammenhängt und mindestens ihr Sinnbild ist, wirkt bei den Germanen, wo der **Tiername** oft nur den Gottesnamen umkleidet oder ersetzt, wie Wolf für Donar, Bär für Wodan, Eber für Freyr, sehr stark auf die Namensbildung ein. Daher die vielen deutschen mit solchen Tiernamen zusammengesetzten Namen, die heute infolge der Sprachentwicklung nicht immer gleich erkennbar sind. Von hier nahmen die Juden solche Namen wie: Wolf, Bär und Hirsch als Eigennamen an. Zugleich verbinden sie diese Namen mit den betreffenden hebräischen Namen der ältesten Zeit, die zu den Tiernamen symbolische Beziehungen haben. In den Segnungen Jakobs und anderen Volkssprüchen wird Jehuda ein junger Löwe, Benjamin ein Wolf genannt, der am Morgen Beute zerreißt und am Abend Raub teilt. Naphthali wird die Schnelligkeit und Gewandtheit des Hirsches zugeschrieben. Hieraus

entwickeln sich neue Reihen von Namen. Hierzu kommen die hebräischen Uebersetzungen der Tiernamen. Jehuda wird immer mit dem Namen Löwe in den verschiedensten Formen verbunden: Leib, Leibl, Leibusch, Löb, Löbl, Löw, Lion (durch Schreibfehler im Paß zu Lin entstellt), auch Lyon, Leon, Leebowitz, De Leeuw, Löwensohn, Leeb, Leibsohn, Lebenson, Lew, Lewkowitz, Lefmann, Leibowitsch, Leeuwenstein. Löwe hebräisch gleich Arje. Daher Namen wie Benary und Gur-Arje (vgl. auch Brill und Brilles).

Benjamin gleich Benensohn, Bonem, Bonum (Kaukasus: Benschwili). Benjamin verbunden mit Wolff oder hebräisch Ze'ebh gleich Se'ew. Daher die Namen: Wolf, Wulf; slavisch: Wolk, Walk, Wilk; in romanischen Ländern: Lupo. Auch Seeb, Seif, Seifmann, Seff, Siew. Naphthali, Naphthal verbunden mit Hirsch, der dialektisch Hirz oder Herz heißt. Daher die Namen: Hirsch, Hirschsohn, Herz, Herzenstein, Hartwig, Cerf, Serphos; slavisch: Jellin, Jellinek; hebräisch: Zbi.

Bär als Beermann, Berisch, Berko, Berkowicz, Berle, Bersohn, auch (in Schweden) Blasber בלע״ן בער (so auf Grabstein). Aus Meyer Beer wird Meyerbeer als Künstlername.

Genau nach denselben Richtungen hat sich der Name Jehuda, der durch Loewe vertreten und mit ihm verbunden ist, entwickelt. Von solchen Formen sind u. a. in Gebrauch: Jehuda (orientalisch: auch Yahuda), Juda, Judasohn (auch Jadassohn), Juedel, Idel, Judilowitsch, Jutkowski u. a. m.

Ferner kommen solche Namen vor: Hase, Ochs (Byk), Fuchs, Schöps, Adler, Geyer gleich Sokol (daher auch Sokolow, Sokolowski), Amsel (aber Amschel von Anselm), Fink, Hahn (Gallo und Petuchowski, da Hahn in slavischen Sprachen Petuch heißt), Gans (Ganz), Falk (Valk, Falkenberg, Falkenheim), Nachtigall (Solowei, Soloweitschek). Zuweilen ist der Anlaß ganz äußerlich. Aus Rybnik (zu deutsch: Fischort) kommen die Familiennamen: Lax, Lachs, Hecht und Karp. Der Name Fisch, vielfach die Koseform Fischl, meist in Verbindung mit Jona oder Jehoschua. Josua heißt hebräisch: Bin Nun, Sohn des Fisches. Daher die regelmäßige Verbindung Fischl-Schie (Schi'e, jiddische Form von Jehoschu'a). Jonas Beziehungen zum Fisch sind bekannt. Daher immer wiederkehrend Fischl-Jäune.

Die hebräischen Namen haben Weiterbildungen auch direkt im Deutschen und in anderen Sprachen. So Jakob als Jacobsohn, Jacobowitsch, Jacobi, Koppel; Abraham als Abramczyk, Abramson, Abrahamowski, Abrahamsohn, Abel, Abeles, Abelsohn, Abrahams, Abramowicz, Abramski, Bramson, aber auch als Frohm, Fromm, Brahm, Broom, Brahms; Isaak als Itzig, Sichel, Ziegel, Seckel, Seckelsohn; Simon als Simonsohn, Simonis, Simonowitsch, Schimmek, Schimkin; Menachem (Koseform: Mendel), und weiter Mendelowitz, Mendelsohn; Samuel (hebräisch: Schmu'el) als Schmulil, abgeändert in Schmal und Simmel, ferner Sammelsohn, Schmulewitz, Schmuilow, Schmuller, Schmuelka, Schmelkes; Salomo als Salme, Salomonsohn, Solms und Solmsen, Schlöming und Schliom.

Häufig sind **Spitznamen** und Scheltworte Ursache von Namen gewesen. Ein lebendiges Beispiel gibt Tychsen über die mecklenburgischen Juden. Der Name Alexander war sehr beliebt. Daher die Namen Zander, Zender, auch Alexandrowitsch; aber auch der Name Mugdan (Alexander Mugdan, Alexander der Makedonier gleich Alexander der Große; daher der lange Zender, spöttisch genannt Mugdan). Aehnliche Namen nach äußeren Anzeichen und Spitznamen: Langnas, Karger, Katschke (polnisch: Ente), Plachte (Tuch), Fuchs (Fuchsgelb), Krauskopf, Rund, Berju (ein tüchtiger Kerl), Lefeber.

Besonders in Galizien haben die gehässigen Beamten den Juden entweder beschimpfende oder schön klingen sollende, aber auffällige Namen gegeben. So wurden in einem Wiener Prozeß 1878 als Zeugen vernommen: Rebenwurzel, Pulverbestandteil, Maschinendraht, Feingold, Schulklopfer, Nußknacker, Weisheitsborn, Ehrlich, Goldtreu und Reinwascher. Daneben gibt es Namen wie Tintenpulver, Grünwedel, Getreide, Puderbeutel; erst recht: Durst, Zucker, Honig, Salz, Schmalz, Butterfaß, Grabscheid, Gewürz, Pfeffer (Pilpul), Rettig, Zimmt (polnisch: Cynamon). Aber auch Namen wie Goldlust, Mandelstamm, Silberfarb usw. sind bei aschkenasischen Juden gebräuchlich. Daneben kommen in Galizien, und eigentlich fast nur dort, jüdische Namen vor wie Hübner, Schultze, Schiller und Ritter. Müller, Hoffmann, Lehmann sind dagegen auch in anderen Gegenden als Familiennamen bei Juden in Gebrauch.

Vielfach sind die Familiennamen **Standesnamen.** Der vornehmste Stand war der der Rabbiner. So kommen als Familiennamen vor: Rabbi, Rebbe, Rabbiner, Rabbinersohn, Rabbinowitsch; auch Chachamowicz (Chacham, szefardisch für Rabbiner), Klausner (Rabbiner in der Klaus). Nächstdem war der Vorbeter die wichtigste Person. Daher bei den Szefardim der Name Chasan und Hazan, dann geschrieben: Hassan. Hierhin gehören auch die Namen Chasanowitsch, Sänger, Singer, Kantor, Kantorowitsch, Flötsinger, Voorsanger. Der Arzt kommt vor als: Arzt, Doktor, Rofe (szefardisch: Del Medigo; arabisch: Tabib). Der Syndikus als: Zandek und Zondek. Andere Namen sind: Schneider (hebräisch: Chajjat, davon Chait, Chatkin, aber auch nach seinem wichtigsten Arbeitsmaterial Nadel und Zwirn), Steinschneider, Schriftgießer, Drucker, Schuster (hebräisch: Szandlar, davon Sandler), ferner Tischler (polnisch: Stolarz). Infolgedessen auch die Familiennamen Pech, Müller (jiddisch: Milner), Metzger (östlich: Fleischer), Schnitzler, Goldschmidt, Pergamenter, Pächter; Pferdehändlerfamilien zuweilen mit dem bezeichnenden Namen: Schimmelburg, Roßdeutscher (Roßtäuscher gleich Pferdehändler). Aber Wallach (nicht Pferd) bedeutet Franzose. Der Uebersetzer erscheint als Translateur. Holländische Namen u. a. als: Künstenaar (Künstler), Kleerekooper (Altkleiderhändler), Winkel (Ladenbesitzer). Hierhin gehören auch:

Zuckermann, Salzmann (arabisch: Mallah), Pfeffermann (arabisch: Al-Bahari), Apteiker (hebräisch: Rokeach), Pfeifer (in amerikanischer Orthographie: Fifar). Ferner Wechsler (hebräisch: Chalfan, französiert: Halfan und Halph), Ledermann, Lederer, Krämer gleich Cramer. Herzog (niederdeutsch: Hartog) erweitert aus Herz, jüdisch-deutsch, hebräische Lehnform aus dem lateinischen dux: Dukas. Ebenso Fürst, Kaiser, Kaisermann; seltener König, Edelmann, Bürger.

Gelegentlich wird den Familiennamen absichtlich eine ausländische Form verliehen. Dahin gehören Lassalle, Lassally, Dessoir, Salingré.

Kaufmann ist nicht immer Standesname, vielmehr oft Vorname, entstanden aus Jakob. Aus der Diminutivform Koppel wurde Koppelmann, Koopmann. Das für niederdeutsch gehaltene Koopmann ist in hochdeutsch Kaufmann übertragen worden.

Zu den Standesnamen gehört auch Cohen, gleich Priester. Daher Cohn, Coen, Cahan (in Rußland: Kagan, Kogan, Cohanowitsch; rumänisch: Cohanescu; englisch: Cowen); aber auch Priester, Kaplan und (italienisch) Sacerdote. In Süddeutschland statt Cohen vielfach Kahn. Der Priester führte den Titel: Kohen-Zedek, abgekürzt: כ״ץ gleich Katz; Weiterbildung: Katzenstein u. ä.

Ebenso erscheint der Levit selbstverständlich als Levi, aber auch als Levit, Löwysohn, Lewi u. ä. m., zuweilen als Löwe mit den entsprechenden Fortbildungen. Meist aber ist Löwe Nebenform von Jehuda. Vorsteher der Leviten ist hebräisch: Segan Lewijim. Daher abgekürzt: סג״ל So werden die Namen Segall, Segel, Zoegall usw.

Namentlich in Süd- und Westdeutschland haben **Hauszeichen** den Anlaß zu Familiennamen gegeben. Die Lewiten hatten an ihren Häusern als Zeichen ihrer Würde zuweilen eine Kanne abgebildet. Daher der Name Kann. Aus solchen Hauszeichen erklären sich auch die Namen: Ochs, Rindskopf (umgeändert in Rykof), Schild, Rothschild, Braunschild, Schwarzschild, Traub(e), Weinstock, Buchsbaum (Busebaum), Nußbaum. Ebenso erscheint die Flasche in den Namen: Flasch, Flesch, Flaschin. Dagegen ist Flaschner ein Berufsname. Ein Schuster in Glückstadt, auf dessen Grabstein noch heute ein Stiefel abgebildet ist, wurde der Stammvater der Familie Stiefel und Stiebel. In Süddeutschland hatte eine Familie Kahn, deren Namen von Kohen hergekommen war, einen Kahn als Hauszeichen. Dieser wurde als Schiff aufgefaßt. Daher der Familienname Schiff (noch 1750 unterschrieben: Benedict Sohn Aberle Schiff Kahn).

Besondere Ereignisse veranlassen ebenfalls Namensgebung. So die Geburt am Feiertag die Namen: Jontef (daraus auch entstellt: Jandorf), Pessach (auch Peissachowitsch), Nissan (daher auch Nissanowitsch; vielleicht auch Nissenbaum, der aber wohl nur den Nußbaum bedeutet), Tischebow (z. B. in Riga), Majofis (z. B. in Mariampol). Mosche Wasserzug, der eigentlich Mosche Skok hieß (um 1730—1805), erklärt seinen Namen aus seiner Errettung als Kind aus dem Wasser. Der Jude Pinkus Seligmann Pappenheim hatte unter großer Mühe bei Leuthen einen preußischen Offizier gerettet, auch sonst mühselig gelebt. 1784 empfing er persönlich von Friedrich II. den Namen Mühsam.

So wie bei den Namen Katz und Segall gibt es außerordentlich viel **Abkürzungen** in Namen. Die Juden sind gewohnt, den Rabbi Schlomo Jizchaki רש״י Raschi, Rabbi Mosche ben Maimun רמב״ם „Rambam", Schabetai Cohen ש״ך „Schach" zu nennen. Nachkommen des letzteren führen den Familiennamen Schach. In ähnlicher Weise sind entstanden die Namen: Bry (der Sohn des R. Israel), Brill ברי״ל (Sohn des R. Jehuda Loewe). Davon ein Genitiv „Brilles". Der Sohn des Akiba (Kiewe) erscheint als ב״ק Bock, Brock, Bruck, Byk, Brockmann, Brückmann und ähnlich. Der Sohn des Schimon als: Brasch, Basch, Brosch, Brisch. Der Sohn des David als: Badt, Bud ב״ד und בר״ד Barth, Bardowicz, Bradt und Budewig. Der Sohn des Nathan oder Nachman als: בר״ן Brann, Brünn, Brunn, Brinn. Der Name Masie (מזא״ה) „vom Stamme des Priesters Aharon".

Sehr häufig sind die **Namen von Ländern**. Dahin gehören die Namen: Deutsch (auch Deutschland), Heß, Preuß (Preiß), Bayer, Böhm (Peim), Schlesinger, Schwab(e), Meerländer (aus Mähren), ebenso Franke, Frankl, Fränkel (auch Frankenstein), nicht aber Thüringer! In Thüringen und Sachsen gab es in der Zeit, wo die jüdischen Familiennamen fest wurden, wenig oder keine Juden. Der Name Sachs ist kein Landsmannsname, sondern eine Abkürzung, die angibt, daß es sich um Nachkommen von Märtyrern handelt (זק״ש). Die gleiche Bedeutung haben Sack und Sackheim. Hierzu kommen auf das Ausland bezügliche Namen: Picard, Bigard, Holländer, Italiener, Engländer, Spanier, Pollack (= Pohl), Ungar, Ruß, Türk, Türkischer, Franzos (hebr. Zarfati), in älterem Deutsch Wallach, Wallich, Weltsch, poln. Wloch, Bloch, gleich der Welsche. Aber Ländername nicht gleichbedeutend mit Herkunft.

Neben den Ländernamen kommen **Stadtnamen** in Frage, wie: Berlin, Hamburg, Danzig, Dessau (kaum aber Magdeburg), Breslau, Warschau, Posen, Lissa, Schwersenz, Kurnik, Birnbaum, Samter, (davon poln. Szamatolski), Witkowo (Witkowsky = Witting), Bingen (Bing), Mannheim, Feuchtwanger, Lomnitz, Zülz, Glogau, Worms, Bacharach (Bacher), Grombach, Auerbach (Urboch, Orbach), Heilborn (Heilbrunn, Heilpern, Halpern, russisch Galperin). Die Stadt Mainz erscheint als Mainz, Mentz, Mintz und Münz. Zuweilen ist der Name Münz künstlich gegeben und hat mit Mainz nichts zu tun. Bythiner bedeutet aus Beuthen (poln.: Bytin). Die galizische Stadt Brody hat Braude, Braudes, Broido, Brodowski, Brodski, Broder, Brader; Prag: hat Prager, Präger usw. veranlaßt. Der böhmische Ort Horovitz erscheint als Horovitz, Horvitz, Hurwitz, russisch: Gurewitsch, Jurowicz u. a. m. Ueberhaupt sind viel polnische, litauische und böhmische Ortsnamen zu jüdischen Familiennamen geworden. Speyer (altdeutsch: Spiro), daher Spiro, Schapiro, engl.:



Moses Montefiore entstammt einer vermutlich aus Spanien geflüchteten Familie, die in der italienischen Stadt Montefiore ansässig wurde. Später siedelte sie nach Livorno über, und von dort wanderte der Großvater von Montefiore nach England aus. Auf einer Italienreise seiner Eltern wurde er in der ehemaligen Heimatstadt seiner Väter zu Livorno am 24. Okt. 1784 geboren.

Seinem Wunsch, die akademische Laufbahn einzuschlagen, mußte er entsagen, da die Juden damals in England von fast allen akademischen Berufen ausgeschlossen waren. Nachdem er in einem Produktengeschäft seine Lehrzeit beendet hatte, wurde er einer der zwölf zur Londoner Börse zugelassenen jüdischen Makler.

Seiner Herkunft von spanischen Juden entsprechend, wuchs Montefiore in einer sephardischen Gemeinde auf. Zwischen den spanischen Sephardim und den „deutschen" Aschkenasim herrschte damals ein ähnliches Verhältnis wie 100 Jahre später zwischen den deutschen Juden und den Ostjuden. Die ersten hielten sich wegen ihrer vorgeschrittenen Assimilation für vornehmer und eheliche Verbindungen zwischen ihnen waren nicht üblich. Entgegen dieser Sitte heiratete Montefiore 1812 eine aschkenasische Jüdin, die Tochter des angesehenen Kaufmanns Levy Barnett-Cohen, die ihm vermöge ihrer hervorragenden Geistes- und Charaktergaben eine vorbildlich treue und anhängliche Lebensgefährtin werden sollte. Durch seine Heirat trat Montefiore in enge verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Rothschild und erwarb durch seine Unternehmungen mit seinen Schwägern namentlich auf dem Gebiet des damals aus den allerersten Anfängen sich entwickelnden Versicherungswesens ein großes Vermögen. Berühmt auch in Deutschland wurde die „Continentale Gasgesellschaft", die die in London erprobte Gasbeleuchtung in den Großstädten des Kontinents, z. B. auch in Berlin einführte (1826). Die Gasgesellschaft war viele Jahre hindurch das Schmerzenskind ihrer Leiter, unter denen Montefiore entgegen allen Ratschlägen seiner Mitarbeiter und trotz aller pekuniären Verluste sich der Auflösung widersetzte, da er von der kommenden Bedeutung des Leuchtgases fest überzeugt war. Wegen seiner außerordentlichen kaufmännischen Fähigkeiten und seines lebendigen Interesses für alle jüdischen Angelegenheiten allgemein geachtet, wurde Montefiore 1829 in den Board of Deputies of British Jews gewählt und 1835 Präsident dieser Gesellschaft. 1836 wurde er wegen seiner Verdienste um die Einführung der Gasbeleuchtung Mitglied der Königlichen Gesellschaft und 1837, im Jahre der Thronbesteigung der Königin Victoria, Sheriff, d. h. oberster ehrenamtlicher Kommunal- und Gerichtsbeamter der Grafschaft. Die Königin Victoria verdankt durch eine, wenn auch sachlich ziemlich belanglose, so doch in ihren Folgen entscheidende Episode Montefiore den Thron. Ihr Vater Georg war mit einer deutschen Prinzessin von Leiningen verheiratet und lebte in Deutschland. Als die Prinzessin ihrer Niederkunft entgegensah, reiste Montefiore zu ihm und machte ihn darauf aufmerksam, daß nach englischem Gesetz nur der ein Anrecht auf den Thron besitzt, der im Lande geboren sei und veranlaßte ihn, nach England überzusiedeln, wo einige Wochen später Victoria geboren wurde. Als Victoria nach ihrer Thronbesteigung der City den ersten offiziellen Besuch abstattete, erhob sie Montefiore in den Ritterstand. Schon dieses erste Jahr seiner öffentlichen Wirksamkeit machte Montefiore als einen großen Wohltäter bekannt. Unter seiner Amtsführung wurden auffallend große und zahlreiche Sammlungen für humanitäre Bestrebungen veranstaltet. Mit Rothschild zusammen organisierte er eine englische Staatsanleihe in Höhe von 300 Millionen Mark, die den Zweck verfolgte, durch Entschädigung der Sklavenhändler den Menschenhandel in den englischen Kolonien aufzuheben. Die glänzende bürgerliche Laufbahn, die ihn später noch weit höher bis zum Obersheriff von Kent, President of Boards of Deputies und zum Baronett hinaufführen sollte, war aber für Montefiore nur das Postament, von dessen Höhe er nun seine weit hinreichenden Wirkungen als Wohltäter der Menschheit und vor allem seiner unterdrückten Brüder bis in die fernsten Orientländer hinein ausstrahlen lassen konnte.

Von früh an war das Hauptinteresse Montefiores dem Schicksal der Juden in den Ländern des Ostens zugewandt, vor allem in Palästina, dem er als dem Lande seiner Väter mit geradezu schwärmerischer Liebe anhing. Diese Liebe war jedoch keine theoretisch-platonische Fernsympathie, sondern veranlaßte ihn, in seinem Leben nicht weniger als siebenmal die damals geradezu ungeheuerliche Reise nach Jerusalem zu unternehmen und zwar jedesmal mit durchaus praktischen Zielen, nämlich die soziale Lage der Juden in Palästina zu verbessern, sie aus dem unwürdigen Zustand der Chalukkah zu produktiver Landarbeit zu erheben und durch großzügige Siedlungen ein Geschlecht kulturell hochstehender palästinensischer Juden heranzubilden. Was in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Palästinareise bedeutete, kann man erkennen, wenn man Montefiore auf seiner ersten Jerusalemfahrt, die im Jahre 1827 stattfand, be-

gleitet. Am 1. Mai verließ er London, um im Reisewagen nach Dover zu fahren. Nach 30 Tagen, nach einer Wagenfahrt durch ganz Frankreich und über den Mont Cenis nach Italien hinüber, langte er in Florenz an. Von Neapel aus fuhr er in einer Brigg nach Messina; in einer Sänfte durchquerte er die Sizilianischen Berge. In einem zweimastigen, noch mit Rudern bedienten Segelboot erreichte er Malta; dort wurde seine Gattin, die ihn auf all seinen Reisen treu und tapfer begleitete, fieberkrank; von einem Kriegsschiff betreut fuhren sie die unsicheren Gewässer hinüber nach Alexandria, wo Montefiore an einem „ägyptischen Geschwür" schwer erkrankte; in einer Gangia ruderten sie den Nil aufwärts nach Kairo, um dort den damaligen Oberherrn Palästinas Mehemet Ali zu besuchen und den Juden bürgerliche Rechte zu erwirken; bei ihrer Rückkehr nach Alexandria erfuhren sie, daß in Akko an der palästinensischen Küste die Pest wüte und in Syrien Bürgerkrieg herrschte, der die Christen zwang, in die Gebirge zu fliehen. Der englische Konsul warnte sie, nach der syrischen Küste hinüberzusegeln, da sie Gefahr liefen, entweder auf See von Piraten in Grund gebohrt oder bei einer Landung an der Küste von Sklavenhändlern gefangen und dann als Sklaven verkauft zu werden. Trotzdem fuhren sie, als Türken verkleidet, ab und landeten nach umständlichen Verhandlungen in Jaffa. Von dort ritten sie zu Pferd nach Jerusalem, wo sie am 18. Oktober — nach 170 Reisetagen — anlangten. Hier fanden sie die Juden in tiefstem Elend lebend. Unerträgliche Steuern hielten sie gewaltsam auf niederster bürgerlicher Stufe zurück. Allein für das Recht, an der Klagemauer beten zu dürfen, mußte die Gemeinde die für die dortigen und damaligen Verhältnisse ungeheuerliche Jahressteuer von 300 Pfund zahlen. Die Ankunft der Lady Judith war ein Ereignis für Jerusalem, denn in den vergangenen 100 Jahren waren nicht mehr als sechs Europäerinnen in der heiligen Stadt eingetroffen. Aber mitten in der Ausführung ihrer gemeinnützigen Pläne mußten sie das Land fluchtartig verlassen, da Krieg zwischen Griechenland und der Türkei ausbrach. Auf einem englischen Kriegsschiff flohen sie, hatten unterwegs ein Seegefecht mit sieben türkischen Kriegsschiffen zu bestehen, die das englische Schiff in der Dunkelheit für eine Griechenbrigg angesehen hatten, und vor Malta erlebten sie einen furchtbaren Sturm, der ihnen beinahe das Leben gekostet hätte. Judith Montefiore gelobt, keine neue Reise über See wieder anzutreten, er aber schmiedet, kaum in der Heimat angekommen, Pläne zu neuen Fahrten und Wohltaten.

Allerdings vergingen fast zwölf Jahre, ehe Montefiore seine zweite Palästinareise antrat. Diesmal reiste er über Rom, wo er die damals noch sehr unwürdige soziale Lage der Juden genau studierte, von dort wieder nach Malta und setzte dann trotz der in Jerusalem wütenden Pest und trotz des drohenden Krieges zwischen der Türkei und Aegypten die Weiterreise fort. Von Beirut aus reitet das Ehepaar mit einer Karawane und muß, da es damals im Orient noch keine Wechselkassen gab, das für wohltätige Zwecke mitgeführte Geld in elf ledernen Säcken auf Lasttieren mitschleppen lassen. In Zelten, von Wächtern mit schußbereiten Waffen behütet, übernachtet die Karawane. In Safed unterstützen sie die dortige Gemeinde, die vor kurzem von einem Räuberstamm überfallen und verarmt war. Zu Schewuoth — am 1. November waren sie von England aufgebrochen — langen sie in Jerusalem an. Die Idee, die Juden in großem Maßstab der Landbesiedlung zuzuführen, erstarkte in Montefiore immer mehr und er erwirkte von Mehemet Ali die generelle Erlaubnis für Juden, in Palästina Land zu erwerben, ein „Firman", der praktisch dadurch bedeutungslos wurde, daß ein Jahr später Palästina erobert und den Aegyptern entrissen wurde. Er selber erwarb in Safed, Tiberias und Jerusalem Boden und gründete mehrere Siedlungen und landwirtschaftliche Unternehmungen wie Mühlenwerke usw.

Zwei Jahre später, 1840, durchgellte Europa die Schreckensnachricht von dem angeblichen Ritualmord der Juden in Damaskus. Kurz nacheinander waren in Rhodus ein Griechenknabe und in Damaskus ein Mönch, der ärztliche Dienste versah und als solcher auch des öfteren ins Judenviertel kam, verschwunden. Auf die Aussage eines Einwohners, er habe den Mönch mit seinem Diener in dem Hause eines Juden verschwinden sehen, verbreitete sich im judenfeindlichen Volk das Gerücht eines Ritualmordes, der Jude wurde verhaftet, auf die Folter gespannt, und hier erpreßte man von ihm das Geständnis, daß die jüdische Gemeinde den Mönch zu Ritualzwecken umgebracht habe. Darauf wurden die Notabeln der jüdischen Gemeinde ins Gefängnis gesperrt und gleichfalls der Tortur unterworfen. Die antisemitische Bewegung zu Damaskus wurde nicht nur geduldet, sondern direkt gefördert durch den französischen Konsul Ratti Menton, der die Gelegenheit gern benutzte, zur Stützung der französischen Orientpolitik sich als den Beschützer der katholischen Interessen aufzuspielen. Die Kunde von den Damaszener Vorgängen erregte unter den Juden Europas das größte Aufsehen. Montefiore stellte sich sofort an die Spitze eines Komitees, das beim Staatsminister vorsprach, Protestaktionen und Sammlungen einleitete, und reiste sodann mit Crémieux, dem späteren Justizminister von Frankreich, der damals noch Anwalt in Paris war, und dem Gelehrten Salomon Munk selbst nach Damaskus. „Wir gehen, um die Forderungen der Menschheit zu verteidigen, die gekränkt ist; wir gehen, das dunkle Getriebe fanatischer Machinationen aufzuhellen; wir gehen, unsere Brüder im Osten von dem Schandfleck zu reinigen, den Intoleranz und Fanatismus auf unsere Nation zu werfen suchen. Noch mehr: wir wollen versuchen, den östlichen Regierungen aufgeklärte Grundsätze der Gesetzgebung und der Gerichtspflege einzuflößen, sie zu veranlassen, die Tortur abzuschaffen, das ewige Recht hoch über parteiische Gewalt zu setzen."

Als Montefiore in Damaskus ankam, waren drei von den gefolterten Juden gestorben, neun schmachteten noch in Gefängnissen; Montefiore aber vermochte, da der französische Konsul seinen ganzen Einfluß gegen die Juden aufbot, nicht ihre Freilassung zu bewirken, sondern mußte sich nach Konstantinopel begeben. Hier gelang es ihm, vom Sultan einen Firman zu erhalten, d. h. eine Art Emanzipationsakte, durch die den Juden in der Türkei allgemeine bürgerliche Gleichberechtigung zugesichert, behördlich die Existenz eines Blutrituals in Abrede gestellt und die Anklage von Damaskus annulliert wurde. Auch Crémieux erwarb sich große Verdienste, indem er in Kairo und Alexandria jüdische Schulen gründete, die Anfänge des später in großem Umfange durchgeführten Schulwerks der Alliance Israelite Universelle.

Nach seiner Rückkehr aus dem Orient wurde Montefiore mit großen Huldigungen empfangen, überall wurden ihm auf seiner Durchreise Adressen überreicht, Festgottesdienste veranstaltet, und die Königin gewährte ihm die Erlaubnis, ein Wappen zu tragen, das sich Montefiore in Gestalt einer Libanonzeder mit der Aufschrift „Jeruschalajim" anfertigen ließ.

1846 veranlaßt ein abermaliger Akt des politischen Antisemitismus Montefiore zu einer nicht minder gefahrvollen wie segensreichen Intervention. In Rußland versuchte man durch gewaltsame Maßnahmen die Juden zu assimilieren. Der Zar hatte einen Ukas erlassen, nach dem alle in der Grenzzone wohnenden Juden ins Innere des Landes deportiert und hier angesiedelt werden sollten. Sofort brach Montefiore auf, um die Aufhebung dieses verhängnisvollen Ukas zu versuchen. Mitten im Winter reiste das mutige Ehepaar über die russischen von Wölfen bevölkerten Steppen nach Petersburg und erreichte durch eine Audienz beim Zaren die vorläufige Sistierung und spätere Aufhebung des judenfeindlichen Befehls. Mit besonderen kaiserlichen Privilegien ausgestattet besuchte Montefiore alsdann die Massenquartiere der Juden, überall Unternehmungen zur Hebung der allgemeinen Bildung und des Wohlstandes fördernd. Er verließ den russischen Boden mit den Abschiedsworten an die Wilnaer Juden: „Mein Herz ist immer bei euch. Trauer erfüllt mich, wenn die Kinder Israel leiden; und wenn sie Veranlassung haben, zu weinen, dann sind auch meine Augen tränenfeucht." Nach seiner Rückkehr, die einem wahren Triumphzug glich, wurde er von der Königin von England in Anerkennung seiner Verdienste „um die Verbesserung der Lage seiner Mitbrüder und Glaubensgenossen, sowie um die Beförderung und Hebung der Zivilisation und Humanität im allgemeinen" zum Baronett erhoben.

1855 war in Palästina infolge des russisch-türkischen Krieges eine Hungersnot ausgebrochen. Der Oberrabbiner von Jerusalem war, um Hilfe zu erbitten, nach Europa aufgebrochen, aber unterwegs gestorben. Dem verwaisten Lande Hilfe zu bringen, reiste der damals siebzigjährige Montefiore nach Palästina. Als kostbaren Schatz führte er das Tourosche Legat in Höhe von 50 000 Dollar mit, das ihm der amerikanische Jude Touro für humanitäre Zwecke in Palästina anvertraut hatte und mit dem er daselbst ein Armenhaus, eine Industrieschule für Mädchen, ein Schlachthaus usw. bauen ließ und vor allem die Ansiedlung der Juden als Landarbeiter mit Eifer betrieb. Er gründete drei größere Kolonien bei Jerusalem, Safed und Tiberias.

Drei Jahre später rief ein neues Attentat auf das herren- und heimatlose jüdische Volk, das in allen Ländern das Objekt von Gewalttaten bildete, seinen Schutzpatron auf den Plan. Am 24. Juni 1858 erschien im Hause des jüdischen Kaufmanns Salomon Mortara zu Rom ein päpstlicher Offizier mit zwei Gendarmen und schleppte im Auftrage des „heiligen Offiziums" den zehnjährigen Sohn trotz des heftigen Protestes der Eltern fort. Zur Begründung führten sie an, daß der Knabe im Alter von einem Jahr von seinem damals vierzehnjährigen Kindermädchen heimlich getauft worden sei, was jetzt erst durch eine Beichte des Mädchens dem päpstlichen Offizium bekannt geworden, worauf es nunmehr die ihm rechtlich zustehende Auslieferung des Knaben verlange — ein in der Geschichte der römischen Juden durchaus nicht vereinzelter, sondern häufiger Fall. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die nichtkatholische Welt, die Regierungen von Frankreich, Holland, Oesterreich richteten Anfragen an den päpstlichen Stuhl — ohne Erfolg. Auf Veranlassung des jüdischen Board of Deputies reiste Montefiore nach Rom, erreichte aber die Freilassung des entführten Knaben nicht. Die gramgebeugte Mutter starb, der Geraubte selbst aber blieb im Kloster und ist Priester geworden. Bei einer späteren Vorstellung soll der Papst an ihn die Worte gerichtet haben: „Du bist mir ganz besonders lieb und wert, mein Sohn, weil ich dich um einen hohen Preis für Christum gewonnen habe. Ich habe für dich ein sehr hohes Lösegeld gezahlt, denn ein reiner Weltkrieg ist um deinetwillen gegen mich und den apostolischen Stuhl entfacht worden usw. usw."

1859 intervenierte Montefiore für seine unglücklichen Brüder auf den Jonischen Inseln, 1860 für die von den Drusen verfolgten syrischen Christen.

1863 war Marokko, wo die Juden in großer Entrechtung lebten, der Schauplatz einer Judenverfolgung. Ein spanischer Zolleinnehmer war ermordet worden. Auf grundlose Anschuldigungen hin wurden mehrere Juden verhaftet, einer wurde hingerichtet, und der Gemeindevorstand von Gibraltar schrieb in seiner Not an Montefiore. Dieser fuhr in Eilfahrten in sechs Tagen nach Madrid, wurde vom spanischen König empfangen, besuchte die maßgebenden Minister und reiste dann nach Tanger weiter, wo er — Montefiore war nunmehr 79 Jahre alt — krank geworden, auf einer Art Hängematte ausgebootet und von den ihn begrüßenden Juden und Trägern durch das Wasser ans Land getragen werden mußte. Er erwirkte die Freilassung zweier Juden und reiste dann in einer Sänfte sechs Tage durch die Wüste

nach Marokko, wo er vom Sultan an der Spitze von 6000 Kriegern feierlich empfangen wurde, auf weißem Roß, das Signal, daß er als willkommener Gast mit Hoffnung auf Erfüllung seiner Bitte angesehen werde. Er erhielt die erbetenen Zusicherungen, veranlaßte den Bau eines Hospitals und reiste zurück. Unter großen Ehren wurde er in der Heimat empfangen; an 2000 schriftliche Kundgebungen bewiesen ihm den Dank von Juden und Nichtjuden der ganzen Welt.

1866 dezimierte eine schwere Choleraepidemie die Bevölkerung Palästinas. Der 82 jährige unternahm seine sechste Fahrt ins Heilige Land und ließ in Jerusalem eine neue Wasserleitung sowie ein Spital für Leprakranke errichten.

Im selben Jahre fanden in Rumänien Judenexzesse statt. Zehn Juden waren als „türkische Landstreicher" aus Galatz ausgewiesen, von rumänischem Militär auf eine sumpfige Donauinsel verschleppt und umgebracht worden. Dieser Vorfall war aber nur der Ausdruck einer allgemeinen antisemitischen Welle, die damals Rumänien überflutete und beispielsweise auch zur Zerstörung der großen Synagoge in Bukarest führte. Kaum von seiner Palästinareise zurückgekehrt, machte sich Montefiore nach Rumänien auf, wo er allerdings nichts weniger als freundlich empfangen wurde. Die rumänischen Antisemiten drohten mit dem Tode, falls er es wagen würde, rumänischen Boden zu betreten, und vor seinem Hotel in Bukarest sammelte sich in der Tat der Mob und begann die Scheiben seines Hotels einzuschlagen. Unerschrocken trat der 83 jährige auf den Balkon seines Zimmers hinaus und rief hinab: „Ich bin zu euch gekommen im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit. Wenn ihr mich deswegen haßt, wohlan, hier stehe ich, nehmt einen Stein und werft nach mir!" Die Menge zerstreute sich und an demselben Tage noch fuhr Montefiore entgegen allen Warnungen demonstrativ im offenen Wagen durch die Straßen von Bukarest. Er wurde vom König „freundlich", wie Königsempfänge stets zu sein pflegen, empfangen und mit den üblichen Versicherungen abgespeist, daß der Regierung nichts ferner liege, als usw. usw.

1872 reiste Montefiore, 88 jährig, nach Petersburg, um Alexander II. anläßlich des 200. Geburtstages Peters des Großen eine Adresse zu überreichen und durch eine Audienz die Aufmerksamkeit des Zaren auf die Lage der Juden hinzulenken.

1873 unternahm Montefiore, 90 Jahre alt geworden, seine siebente Reise nach Palästina, von ihm selbst beschrieben unter dem Titel „Ein Aufenthalt von 40 Tagen im Heiligen Lande". In rührender Weise kümmert sich der 90 jährige um alle Nöte der jüdischen Bevölkerung vom umfassendsten Siedlungsproblem bis hinab zu Bagatellen wie den Abtransport von Kehrichthaufen, die Tünchung verseuchter Häuser, die Prüfungen der Schulkinder u. dgl. m.

1884 wurde sein 100. Geburtstag unter den denkbar größten Ehren gefeiert, auf der ganzen Welt wurden Festgottesdienste abgehalten, hunderte von Glückwunschadressen überreicht und in seinem Wohnsitz Ramsgate ehrte ihn ein Festzug, an dem nicht weniger als 63 verschiedene Abordnungen von Infanteriebataillonen und Artilleriezügen angefangen bis zu Sonntagsschulen und Waisenchören teilnahmen. In diesem Jahre erlebte er auch als eine seiner letzten großen Freuden die Gründung der „Chowewe Zion", der Vorläuferin der späteren Zionistischen Organisation. Mit Befriedigung empfand er sich als einen der geistigen Väter des modernen Palästinagedankens. „Vor 30 Jahren", so ruft der Hundertjährige aus, „lachten viele, wenn man das Gelobte Land auch nur erwähnte. Heute zählt gar mancher unter diesen zu seinen freigebigsten Wohltätern".

Bald danach starb Montefiore. Unter wahrhaft fürstlichen Ehren fand seine Beisetzung statt, zu der Extrazüge die Tausende herbeiführten, die ihm das letzte Geleit geben wollten. Mit Erde aus dem Heiligen Lande wurde sein Grab zugeschüttet und ihm zu Häupten als einziger Schmuck ein Stein aufgestellt, den ihm die palästinensischen Gemeinden aus Dankbarkeit einst überreicht hatten. So endete das 100 jährige Leben eines der größten Philantropen aller Zeiten und eines der tatkräftigsten Vorkämpfer der Emanzipation im 19. Jahrhundert. Moses Montefiore hat das nicht häufige Beispiel gegeben, daß man ein hochgeachteter und bis zu den höchsten Würden emporsteigender Staatsbürger seines Landes sein und sich trotzdem mit dem Schicksal der Juden in allen anderen Ländern verbunden fühlen und rückhaltlos für seine Brüder eintreten kann, ohne dadurch im geringsten an Achtung in den Augen seiner Landsmänner zu verlieren. Man hat ihn mit einem Feldherrn verglichen, dessen Ruhm sich wie der Napoleons an Malmy und Marengo, an Abukir und Austerlitz, so an Damaskus und Marokko, Jerusalem, Petersburg und Bukarest knüpft. Er war ein Feldherr nicht des Kampfes, sondern des Friedens, der nicht Festungen eroberte, sondern Herzen, seine Opfer nicht gefangen nahm, sondern befreite, ein Feldherr, dem keine Träne des Schmerzes, sondern nur solche der Freude und des Dankes nachgeweint wurden — ein Feldherr in jüdischem Geist.

Lit. Internationales Montefiore-Album, herausgegeben von Fiebermann, 1888, Frankfurt a. M.
Eugen Wolbe: „Sir Moses Montefiore", Louis Lamm, Berlin 1909.

Jan. 1925. Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge, Berlin.

Speer, Sapir und durch Volksetymologie: Sapirstein. Florenz (Firenze) ist in den Namen: Prinz (פרינשא) und Florentin erhalten. Die Stadt Trier (französ.: Trives und Trèves, daher auch Trivezans = Dryfzan (so um 1812 in Worms) auch Trifes und Tréfusse) erscheint in Italien als Treves, im Elsaß als Dreyfuß, in Rußland als Trebisch, Trebitsch, Trivaks u. a. m. Diese Familien sollen die Nachkommen Raschis sein. Im allgemeinen sind die Namen: Berlin, Hamburg, Breslau, Dessau älter als Berliner, Breslauer, Hamburger, Dessauer usw.

Auch **Straßennamen** sind zu Familiennamen geworden. So wurde der Berliner Witzbold Leiser Neigaß (der in der Neuen Gasse wohnte), der Stammvater einer Berliner Familie Neugaß. Plattdeutsche Straßennamen sind: Vandamme und Achter den Wal. Von der Wohnung am Hügel oder Berg die Namen: Berg, Bergmann, Bergl, Neuberg. Ferner: Rülf (nach einem Bache), Dammann, Elb, Elbthal, Moldauer, Molduano.

Bei den spaniolischen Juden sind ebenfalls Ortsnamen vorherrschend. So Toledo, Toledano, Alcalay, Lisboa, Lisbona, Zafarana, Lima (de Lieme) u. a. Daneben aber Namen wie: Spinoza, Salvador, Riccardo, a Costa, Papo, Catalan, Schalusch, Antebi, Kersenti (Wickenhändler), Buskella, Niégo. Aus dem portugiesischen Diaz wird (in holländischer Schreibung) De Haas. Bei den **italienischen** Juden Ortsnamen wie: Pesaro, Ferrara, Lucca, Terracina, Padua, Ascoli, Montefiore, Reggio, Sonnino, Soncino, Romano auch Ferrero, Levi-Cività. Daneben: Lattes, Barsilai, Pacifici, Tedesco, Eskenezi. Aber auch: Stock und Glas (offenbar durch die Verbindung mit Oesterreich-Ungarn).

Viele **Ortsnamen** erscheinen auch als Abkürzungen. So Fraustadt und Freystadt als פ״ש und פר״ש Pasch und Presch. Eisenstadt und ebenso Amsterdam als א״ש Asch. Nachträglich hat die Volksetymologie in diesem Namen Asche sehen wollen und übersetzt hebräisch: Efer.

Französische Ortsnamen sind: Créhange und Crémieux, wahrscheinlich auch der jetzt hessische Familienname Plaut.

Von **Frauennamen** sind sehr viel jüdische Familiennamen a b g e l e i t e t. Dabei sind diese Frauennamen häufig schon als Vornamen nicht mehr in der ursprünglichen Form geblieben. So wird Bella zu Beile, Schöne zu Scheine, Esperanza zu Sprinze. Andere Frauennamen sind, abgesehen von den biblischen: Perle, Rose, Hinde, Biene, Süße, Liebe, Frummet (d. h. Gerechtigkeit), Broche, Pesse, Selde (ahd. Salida gleich Glück), Gute, Gelle (Gelbe= Blonde), Braine (Braune), Edel (jiddisch: Eidel), davon Edlin und Eidles. Dies wurde zu Atlas. Andere Familien der gleichen Stadt nannten sich in Anlehnung daran Globus. Freude (Freide, Frade, Fratl, Fratkin, Freudenberg, Freudenthal, Freidels, Freudenstein), Zier oder Zierl (Syrkin, Sirkes) u. a. m. Aus Frauennamen entstandene Familiennamen sind z. B. ferner: Mirkin aus Mirjam; Chankin, Hannemann, Hantke, Henschel, Hensel aus Hanna; Dobka, Dobkin, Dwoiresohn aus Deborah; Perlin, Perlis, Pereles, Perlmann, Perlsohn von Perle; Rosenmann, Rosin, Rosen von Rose; Chajes, Chaikin aus Chaje, wie Heymann aus Chajjim; Hindes von Hinde; Beiles, Beilin, Beil, Beilsohn, Beilinsohn von Beile (Bella); Liebmann, Liebermann, Lipmann, Lupmann, Liebes, Lipke, Lübke, Lipkowitz von Liebe; Fromm, Frommann von Frummet; Sußmann, Süßmann, Süßkind von Süße; Gronemann von Grone, Chwolles, Chaweles, Chawkin (französiert: Haffkine) von Chawa (Eva), dieser Name erscheint auch als Kawa, ebenso wie Kaim nur eine Nebenform von Chajjim ist; Schö(ne)mann, Schönmann, Schenkin, Scheinhaus (eigentlich Scheines), von Schöne (Scheine); Guttmann, Güdemann und Gutkind von Gute; doch kommt neben Gutkind der Name „Bonenfant" vor. Hierhin gehören auch: Gelle, Gelles, Braine, Brainin und viele andere.

Neben den historisch erwachsenen Namen stehen **die willkürlich gegebenen.** In der Zeit der französischen Revolution und an diese anknüpfend verlangen die Staaten, daß die Juden feste Familiennamen annehmen und geben ihnen solche selbst, zum Teil wider ihren Willen und oft unter willkürlicher Abänderung alter Familiennamen. Dabei erhalten oft zwei oder mehr Brüder ganz verschiedene Namen. Aber im Königreiche Westfalen wurde 1808 angeordnet, daß, soweit Vater, Sohn und Enkel im Königreiche ansässig waren, der Vater einen Familiennamen anzunehmen habe, der zugleich für alle seine Deszendenten maßgebend sei. Es wird dabei untersagt, den Namen eines Ortes als Familiennamen anzunehmen, der im Gebiete des Königreiches Westfalen liegt. Ferner dürfen an einem Orte nicht zwei Familien denselben Namen annehmen. Soweit die Juden sich selbst diese Namen wählten, haben sie das Interesse gehabt, sich möglichst schönklingende Namen auszusuchen. So haben sie in Nordostdeutschland gern Rose, Lilie, Blume, Veilchen u. ä. in ihre Namen gebracht, daher die Namen Rosenfeld, Rosenberg, Rosenthal, Rosenwald, Rosenbaum, Rosenblüth, Rosenzweig, Rosenau, Rosenow, Rosenstock, Rosenstrauch, Rosenstiel, Rosenblum, Rosenmann, Rosenhain, Rosenstein, Rosenwasser. Aber Reis, Rösner und Reißner gehen wieder meist auf den jüdischen Frauennamen Rose (Röse, Reise, Resele) zurück.

Zuweilen wirken bei der Namengebung zwei Momente zusammen. So konnte Birnbaum den Baum und die Kleinstadt in Posen bezeichnen. Baum konnte zugleich die Abkürzung von Ben Meir (ב״מ) andeuten. Auch veranlaßte zuweilen ein vorhandener oder eben gegebener Name die Entstehung oder Schaffung neuer Namen. So ist das Verhältnis von Loewenberg, Loewenthal, Loewenstein, Loewenheim, Loewenwald zu Loewe, oder von Grünspan, Gelbspahn und Braunspan anzusehen. In dem Namen Meyer sind der deutsche aus dem Lateinischen (Maior) gekommene Name und der jüdische aus dem Hebräischen (Meïr) zusammengeflossen.

Interessant ist die Geschichte einzelner Familiennamen. Rabbi Meir Katzenellenbogen kam aus seiner hessischen Heimat nach Padua. Ein Enkel

von ihm, Sohn seines Sohnes Samuel Jehuda Padua, war Saul Wahl Katzenellenbogen, in Polen, wohin er kam, genannt Schoul Wohl. Dabei bedeutet Wahl „aus Italien stammend", wie im Worte Wallnuß und im Polnischen Wloch, woraus auch der Name Bloch entstanden ist. Saul Wahls Nachkommen führten vielfach die Namen Wahl und Wohl. Aber auch nach polnischen Orten Wollstein, Wollsteiner, Jablonski u. a. m. Der Name selbst kommt vor als Katzenellenbogensohn, abgekürzt Katzenelsohn, Bogensohn, Bogen (italienisch: Boghen), Ellenbogen, Elbogen und Nelson. Aehnliche Entwicklung bei den Namen Rappoport und Rappert.

Zuweilen sind die Namen Ausflüsse frommer oder abergläubischer **Wünsche** und Vorstellungen. Wenn in einer Familie im Orient viele Kinder gestorben sind, so gibt man einem Knaben, der geboren wird, den Namen: Bechai, d. h. „er soll leben". Aehnlich gibt man in Polen, wenn in einer Familie die Kinder früh sterben, neben einem nicht ausgesprochenen hebräischen Namen einen solchen in jiddischer Sprache, mit dem das Kind gerufen wird, wie: Alte, Alter. Zweck ist, daß der Todesengel, der einen Knaben oder ein junges Mädchen sucht, einen Alten oder eine Alte findet und weggeht. In gleicher Weise dürften sich die Namen Chajjim (gleich Haim und Heim) sowie (spagn.) Vita erklären. Aus denselben Erwägungen heraus wird gefährlich Erkrankten in der Synagoge ein neuer Name gegeben, den sie für den Fall ihrer Wiedergenesung weiterführen.

Die **Namensänderungen** sind besonders in Zeiten der Assimilation vorgekommen. So geben die babylonischen Könige ihren Juden am Hofe babylonische Namen. Daniel wird Beltschazar. So heißt Esther eigentlich Hadassa. Die griechischen Juden legen sich selbst neben und anstatt ihrer hebräischen griechische Namen bei.

In Rußland hat das Gesetz, daß nur einzige Söhne militärfrei wären, Namensänderungen veranlaßt. Es wurden einzige Söhne erfunden, und so führen leibliche Brüder verschiedene Familiennamen. So hieß der Bruder von Professor Schapira Hilelsohn, von Szalkewicz (Ben Avigdor) Goldmann. In gleicher Weise wirkten die Bestimmungen über das Wohnrecht. Ohne diese Gründe wurden in der Provinz Posen Brüdern verschiedene Familiennamen gegeben, so Victor und Jeremias. In Glogau hießen vier Brüder: Fürst, Fürstner, Zedner und Leipziger.

In den Ländern, in denen die Assimilation am stärksten grassiert, kommen die meisten Namensänderungen vor, so besonders früher in Ungarn und jetzt in Amerika. In Ungarn erscheint Deutsch als Dömeny, Bamberger als Vambéry, so der Name Cohn als Kömeny, Kertbeny, Körösi u. a. m. Ebenso werden in Deutschland die Vornamen Hirsch durch Heinrich, Simon durch Siegfried, überhaupt jüdische Vornamen durch deutsche ersetzt, wobei nach Möglichkeit der gleiche Anfangsbuchstabe beibehalten wird. In Rumänien entstehen Simionescu aus Simon, Cohanescu aus Cohn, Luppo und Luppasco aus Wolf, oder der Ortsname, z. B. Tescani, wird dem Judennamen hinzugefügt.

Die hauptsächlichsten Aenderungen finden bei der grundsätzlichsten Assimilation, der Taufe, statt. Da wird aus Anschel Meyer „Bleibtreu", aus Itzig „Hitzig", aus Lazarussohn „Lasson", aus Levy „Volkmar", aus Isaac, ohne die Unterschrift zu ändern, „Haac". Bei der Taufe übersetzt Loewensohn, um nicht jüdischen Klang im Namen zu haben, diesen ins Hebräische: Benary. Bendavid verkürzt sich zu Benda. In England wird ohne Taufe aus Drachmann „Jacobs", weil der ursprüngliche Name „Dreckmann" ausgesprochen wird. Am häufigsten der Name Harris (in Anlehnung an Hirsch). In Amerika ändert man den Namen bei der Einwanderung. Beliebt sind Anglisierungen und Verkürzungen der mitgebrachten Namen, z. B. Gladstein zu Gladstone, Wilensky zu Weil, Lublinski, Lubzynski und Lubranecki zu Lubin, Weißmehl zu Weiß, Schwarzhaar zu Schwarz, Jankele zu Jan Kellie. Ebenso werden bei den Juden generationsweise oder jahrzehntweise Namen modern und verschwinden wieder, so Namen wie Günther, Horst, Ingeborg, Inge; eine Zeitlang vorher Walter, Herta, Ruth (dies nicht als hebräisch, sondern als deutsch empfunden), ebenso wie augenblicklich Doppelnamen modern werden, wie das bei den Juden in Großpolen seit etwa 100 bis 150 Jahren gebräuchlich ist.

Lit.: Zunz, Leopold: Namen der Juden. Eine geschichtliche Untersuchung. Leipzig 1837. (Bericht. u. verm. Abdr.) in Zunz: Gesammelte Schriften. Bd. 2. Berlin 1876. S. 1 bis 82. 8°.

Nestle: Die israelitischen Eigennamen nach ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. Haarlem 1876. 8°.

Schlatter, A.: Die hebräischen Eigennamen bei Josephus. Gütersloh 1913. 132 S. 8°. (Beiträge z. Förd. christl. Theol. 17, 3.)

Grunwald, Max: Die Eigennamen des Alten Testaments in ihrer Bedeutung für die Kenntnis des hebräischen Volksglaubens. Breslau 1895. 77 S. 8°.

Kerber, Georg: Die religionsgeschichtliche Bedeutung der hebräischen Eigennamen des Alten Testamentes von neuem geprüft. Freiburg 1897. 99 S. 8°.

Gray, G. Buchanan: Studies in hebrew proper names. London 1896. XIII, 338 S. 8°.

Jeffreys, L. D.: Ancient hebrew proper names. Notes on their significance and historic value. Pref. by A. H. Sayce. London 1906. 200 S. 8°.

Jan. 1925. Heinrich Loewe
Montefiore-Loge, Berlin.

Pharisäer bedeutet im Deutschen, aber auch im Sprachgebrauch jüdischer Schriftsteller, hochmütige Heuchler, scheinheilige, falsche, innerlich verdorbene Menschen, die sich, selbstgerecht und hochmütig, an den Buchstaben statt an den Geist der Sache halten. Die Verbreitung des Ausdruckes stammt aus den Evangelien, in denen die Pharisäer und Schriftgelehrten als Gegner Jesu von Nazareth auftreten und von ihm als Heuchler gebrandmarkt und bekämpft werden, z. B. Matthäus 23: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr das Himmelsreich zuschließt vor den Menschen, denn ihr kommt nicht hinein und lasset auch andere nicht hineinkommen! Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr Meer und Festland durchstreift, um einen einzigen Proselyten zu machen, und wird er es, so macht ihr aus ihm einen Sohn der Hölle zweimal so arg als ihr! Wehe euch, ihr blinden Führer usw." Bei der Verbreitung und Anerkennung, die das neue Testament seit vielen Jahrhunderten bei fast allen Kulturvölkern fand, ist diese Charakterisierung auch von der Wissenschaft als gerecht und den Tatsachen entsprechend angenommen worden. Da nun aber die Pharisäer anerkanntermaßen die geistigen Häupter des Judentums zur Zeit Jesu waren, so fällt alles, was gegen die Pharisäer gesagt wird, auf das jüdische Volk zurück und in der christlichen Theologie dient die pharisäische, i. e. jüdische Religion als Folie, auf der sich das strahlende Gebilde der evangelischen Religion abheben soll.

Dieser Auffassung muß von jüdischer Seite widersprochen werden. Die Evangelien sind ebensowenig wie die meisten anderen Teile der Bibel ursprünglich Erbauungsbücher, sondern Streitschriften, in denen die ältesten Christen ihren religiösen Standpunkt verteidigten, ihren Glauben an den Stifter ihrer Religion auf Erzählungen von seinen Wundertaten begründeten und ihre Anschauungen ihm so in den Mund legten wie Plato seine Philosophie dem Sokrates. Wenn also die Evangelien die Pharisäer in den schwärzesten Farben malen, so beweist das nicht mehr, als daß die Christen des ersten Jahrhunderts zu den Pharisäern im schärfsten Gegensatz standen. Andere Quellen müssen herangezogen werden, um das Bild, das die Evangelien geben, entweder zu bestätigen oder zu berichtigen. Solche Quellen sind uns glücklicherweise erhalten in Flavius Josephus (s. ds.) und in den rabbinischen Schriften der ersten christlichen Jahrhunderte, der Mischna, dem Midrasch u. a. m.

Die Wesensart der Pharisäer geht aus ihrem Namen selbst nicht klar hervor. Pharisäer (hebräisch: פרושים) wird gewöhnlich als „Abgesonderte" erklärt, weil sie sich aus Gründen der levitischen Reinheitsvorschriften von dem gewöhnlichen Volke, dem Am haarez, abgesondert hätten. In Wirklichkeit waren sie Schrifterklärer (מפרשים von פרוש, die Schrifterklärung), eine Klasse von Menschen, oder wie Josephus sagt, eine „Schule", die sich mit der Erklärung der Heiligen Schrift befaßte, und in ihrem Namen scheint ein von ihren Feinden aufgebrachtes Wortspiel zu liegen. Diese ihre Gegner waren die Sadduzäer, die צדוקים', die Partei der Priester, deren Name von dem Priestergeschlecht der Söhne Zadoks abgeleitet wird.

Der Gegensatz dieser beiden Parteien oder Schulen bestand darin, daß die Sadduzäer ausschließlich die wörtlich zu interpretierenden fünf Bücher Mosis als Gesetzbuch des jüdischen Volkes anerkannten, während die Pharisäer lehrten, daß daneben die mündliche Ueberlieferung gleich heilig und dem Mose am Sinai geoffenbart sei. Zu welchen Konsequenzen das führen konnte, sieht man am besten am Beispiel des sogenannten jus talionis. In der Thora steht der Rechtsgrundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Daraus folgt nach sadduzäischer Lehre, daß jemandem, der dem andern ein Auge ausgeschlagen hat, wiederum ein Auge ausgeschlagen werden mußte. Die Pharisäer setzten statt dessen auf Grund mündlicher Ueberlieferung eine dem Wert des Auges entsprechende Geldstrafe fest. Die Streitpunkte der beiden Parteien, die uns nur gelegentlich überliefert werden, erstreckten sich auf das gesamte staatliche, bürgerliche und religiöse Recht, auf Sitten und Anschauungen, und führten zu einer tiefgehenden Spaltung im jüdischen Volke, das in seinen Massen durchaus auf dem Boden der pharisäischen Lehren stand.

Die Entstehung der beiden Parteien gehört zu den interessantesten Problemen der jüdischen wie überhaupt der Religionsgeschichte, und hängt eng zusammen mit der Entwicklung des Judentums vom biblischen zum rabbinischen Zeitalter und mit der Ausbildung der sogenannten Tradition.

Bis zum Eindringen des Hellenismus in Judäa lebten die Juden zur Zeit des zweiten Tempels unter der unbestrittenen Führung von Priestern orientalisch-ruhig. Ihr Leben regelte sich nach der von den Vätern ererbten Tradition. Von einem eigentlichen Studium der Thora, die als Gesetzbuch anerkannt wurde, war keine Rede. Seit Alexander dem Großen ergoß sich ein mächtiger Strom griechischer Kultur in das Land, die Reichen und Vornehmen fielen von dem veralteten Glauben der Väter ab, nahmen griechische Sitten und Gebräuche, Tracht und Sprache an und versuchten vollständig im Hellenismus aufzugehen. Erst die national-religiöse makkabäische Erhebung brachte die Reaktion und damit die Rückkehr zum Judentum. Nun aber erhob sich die Frage: Was ist Judentum? Die aus den gebildeten priesterlichen Schichten hervorgehenden Sadduzäer antworteten: ausschließlich das mosaische Gesetz, während die aus dem Volke hervorgehenden Chassidim, die Frommen, keinen Unterschied zwischen der schriftlichen und der mündlichen Lehre, der Tradition, machen wollten. Zu dieser Thora sch'b'al peh, der mündlichen Lehre, gehörten neben den Gesetzen auch religiöse Anschauungen wie die Hoffnung auf Auferstehung nach dem Tode und auf den Messias, den Erlöser aus Davids Stamme. All das verwarfen die Sadduzäer. Um das Volk von der Richtigkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen, erfanden die

Pharisäer ein eigenartiges System, indem sie die mündliche Lehre an die schriftliche anlehnten, d. h. sie behaupteten, daß ihre überlieferten Gebräuche in einzelnen Worten und Buchstaben der heiligen Schrift angedeutet seien. Ein Beispiel: Daß zehn Männer eine Gemeinde bilden, ist zweifellos eine uralte Bestimmung, die letzten Endes auf dem Dezimalsystem und den zehn Fingern des Menschen beruht. Die Pharisäer suchten solange in der Schrift, bis sie eine Stelle fanden, die diese Zehnzahl begründete. Sie wiesen darauf hin, daß von den zwölf Kundschaftern, die Mose ins Gelobte Land schickte, zwei, nämlich Josua und Kaleb, gut waren und zur Eroberung des Landes rieten, während die übrigen zehn das Volk mutlos machten und deshalb „eine böse Gemeinde" genannt werden (IV. Buch Mose 14, 27: die meisten Erklärer beziehen das Wort „Gemeinde" auf ganz Israel). Aus diesem Passus sei zu ersehen, daß nach der Thora zehn Leute eine Gemeinde bilden, der Brauch also mosaisch ist. Das ist ein Beispiel typischer Schrifterklärung der Pharisäer, des Midrasch, des Suchens, Forschens. Es ist nicht eine eigentliche Erklärung, sondern das Hineininterpretieren eines von vornherein feststehenden Ergebnisses — des Brauches, der Sitte, der Ueberlieferung — in einen gegebenen Text. Diese pharisäische Schrifterklärung wurde durch Vorträge in den Synagogen, vor allem aber durch die von den Pharisäern erst ins Leben gerufenen Schulen, in denen die Kinder von frühester Jugend an in pharisäischen Gedankengängen erzogen wurden, im Volke verbreitet. Weit hinaus über das parteipolitische Ziel wurde damit aber zugleich die jüdische Religion im Gegensatz zur heidnischen tief ins Herz des Volkes eingepflanzt.

Als Volksführer waren die Pharisäer die Partei des Fortschritts. Sie trafen Anordnungen, die weit über das Gesetz hinausgingen und es sogar in einzelnen Punkten, in denen es von der Zeit überholt war, außer Kraft setzten. Ihre Politik nach außen hin war friedensfreundlich — das eigentliche Volk hat nie Interesse am Krieg — nur, soweit die Religion in Gefahr schien, beteiligten sie sich an Aufständen und Kriegen. Ihr Interesse galt nur den kulturellen Fragen, in erster Linie der Sammlung der Tradition, der nach ihrer Ansicht eine gleiche Wichtigkeit zukam wie der Thora (s. Art. Mischna). In ihren religiösen Lehren, einer volkstümlichen Ethik, die nie in ein System gebracht wurde, unterschieden sie sich in nichts von denen ihrer Nachfolger, der rabbinischen Lehrer zur Zeit der Mischna.

Mit dem Ausgang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verschwindet zugleich mit ihren Gegnern auch der Name Pharisäer. Im Judentum hatten ihre Ideen und Lehren vollständig gesiegt.

Daß ihre Gegner dazu kommen konnten, sie für Heuchler zu halten oder ihnen diesen Vorwurf zu machen, liegt auf der Hand. Sie, die das Gesetz in allen seinen Teilen bis zum Tüpfelchen des „i" befolgen zu wollen behaupteten, trafen Anordnungen oder verteidigten Gebräuche, die mit dem klaren Wortlaut der Schrift in keiner Weise in Einklang zu bringen waren. Sie setzten tatsächlich ihre Autorität über die Autorität der Schrift. Wenigstens an einer Stelle der Evangelien (Mark. 12, 28 ff.) wird der wahre Charakter der Pharisäer anerkannt: „Und der Schriftgelehrte sagte zu Jesus: Recht, Meister, hast du nach der Wahrheit gesagt, daß einer ist und keiner außer ihm. Und das ihn lieben aus ganzem Herzen und aus ganzem Denken und aus ganzer Kraft, und das den Nächsten lieben wie sich selbst, ist vielmehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer."

Lit. „Volksschriften über die jüdische Religion", herausgegeben von Dr. I. Ziegler, 1, 2; Leszynsky: „Pharisäer und Sadduzäer", Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1912.

Jan. 1925. **Rudolf Leszynsky**

Jeh. Halevi-Loge, Berlin.

Adolf Kraus.

Adolf Kraus, der Präsident des Ordens U. O. B. B., wurde am 26. Februar 1850 zu Blowitz bei Pilsen als Sohn eines jüdischen Kleinkaufmanns geboren. Fünfzehnjährig wanderte der verwaiste Knabe mittellos nach Amerika aus, wo er zuerst bei einem Zigarrenmacher gegen Verpflegung und eine Wochenration von fünf Zigarren tätig war, durchaus nicht zur Zufriedenheit seines Chefs, der ihm sagte: „Junge, zum Zigarrenmacher bist du zu dumm, lerne was leichteres!“ Kraus ging auf eine Farm, später in eine Fabrik, gab Kindern Unterrichtsstunden und fing an neben seinem Tagesberuf auf der Universität Jura zu studieren. 27 jährig bestand er sein Examen und wurde in Chicago Rechtsanwalt.

Nunmehr begann seine ausgedehnte Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Sozialfürsorge. 1881 wurde er Mitglied der städtischen Schuldeputation, 1883 Vorsitzender derselben, 1885 Chefredakteur der Chicago-Times usw. usw.

1877 trat Kraus in die Oriental Hillel-Loge in Chicago ein und machte in ihr eine in Deutschland undenkbare echt amerikanische Rekordkarriere durch. 14 Tage nach seiner Aufnahme wurde er protokollierender Sekretär, ein halbes Jahr später Vizepräsident, zu Beginn des nächsten Termins Präsident und als solcher Delegierter für den 6. Distrikt bei der Großloge, die ihn sofort zum zweiten Vizepräsidenten ernannte. 1905 wurde er in New Orleans zum Präsidenten des Ordens U. O. B. B. erwählt und seitdem in Abständen von fünf Jahren jedesmal neu bestätigt.

Unter Kraus' Führung hat der Orden in Amerika eine ähnlich expansive Entwicklung genommen wie in der gleichen Epoche in Deutschland. Die Zahl der Mitglieder ist von weniger als 20 000 auf weit über 50 000 angestiegen. Dank dem außerordentlich diplomatischen Geschick seines Führers hat der Orden in Amerika bis zu den höchsten Staatsstellen hinauf Ansehen erlangt und mehrere Male Gelegenheit gehabt, mit leitenden Staatsmännern in jüdischen Fragen Fühlung zu nehmen und bestimmenden Einfluß auf entscheidende Maßnahmen der Regierung auszuüben. Aehnlich Montefiore in England hat sich Adolf Kraus in Amerika bei allen notwendigen Gelegenheiten für das Schicksal nicht nur der einheimischen, sondern auch der Juden aller anderen Länder tatkräftig eingesetzt, wenn es galt, unterdrückten Glaubensbrüdern in weniger glücklichen Zonen beizustehen. „Wir wären“ sagte er 1915 „glücklich, wenn unsere Glaubensgenossen in anderen Teilen der Welt unsere Dienste so wenig brauchten wie unsere amerikanischen Mitbürger. Aber ich denke: wo unsere Glaubensgemeinschaft am meisten leidet, dahin ruft die Pflicht uns zuerst. Von unserem Standpunkt aus ist das Leid unserer Glaubensgenossen in irgendeinem Teil der Welt keine ausländische Angelegenheit. Die Sache Israels kennt keine Unterscheidung. Der Lebensodem unseres Ordens ist Dienst — am anderen.“

Getreu diesem Grundsatz trat Kraus nach dem Friedensschluß zwischen Japan und Rußland 1905 zusammen mit Jacob Schiff beim russischen Ministerpräsidenten Graf Witte für eine Milderung der Judengesetze in Rußland ein und führte längere Verhandlungen mit der russischen Regierung, die zwar Versprechungen aber keine Erfüllungen zur Folge hatten. Als sich die Gewaltmaßnahmen gegen die Juden in Rußland auch auf jüdische Reisende aus Amerika erstreckten, erwirkte Kraus durch seine Vorstellungen beim Präsidenten Taft, daß 1911 der Handelsvertrag zwischen Amerika und Rußland gekündigt wurde — die Feder, mit der Taft das Kündigungsprotokoll unterzeichnete, wurde, ein echt amerikanischer Akt, dem Bnai-Brith in Amerika überreicht, worauf dieser dem Präsidenten im Weißen Haus unter feierlicher Zeremonie die Toleranzmedaille verlieh. 1913 hielt gelegentlich der 70-Jahrfeier des Ordens der Präsident der Vereinigten Staaten beim Festgottesdienst eine äußerst anerkennende Rede auf den Orden und seinen Führer, an der damaligen Tagung der Großloge nahmen der Vizepräsident Marshall, der Minister des Innern Bryan, der Handelsminister Wilson, der Marineminister Davies teil, wobei Bryan in einer Rede den schönen Satz prägte: „Ich fürchte mich vor der Aristokratie des Reichtums, ich achte die Aristokratie des Geistes, aber mit ganzer Seele hänge ich an der Demokratie des guten Herzens“. Zu den wichtigsten Schöpfungen des Ordens unter der Amtsperiode von Kraus sind neben zahlreichen humanitären und sozialen Einrichtungen die Monatsblätter Bnai-Brith News zu nennen, eine Ordenszeitung, die von den geistigen Bestrebungen innerhalb der amerikanischen Distrikte ein lobenswertes Zeugnis gibt, und die Bnai-Brith Hillel-Foundation, eine Stiftung zur Förderung jüdischen Lebens unter der amerikanischen Jugend, die in systematischer Weise die reifere Jugend auf Schulen und Hochschulen erfaßt und zu Sport, Unterricht, Religiosität und Geselligkeit vereint. Eine auf die amerikanischen Verhältnisse zugeschnittene, äußerst wertvolle Institution innerhalb der Hillel-Bewegung ist die Ausbildung der jüdischen Akademiker aller Berufe zu jüdischen Lehrern, so daß sie später, wenn sie sich niedergelassen haben, in der Lage sind, in ihrer Gemeinde an der erzieherischen Ausbildung der Jugend sei es praktisch sei es als überwachende Instanz teilzunehmen.

Die Hillel-Foundation bezweckt die Wiedererweckung und Erstarkung des jüdischen Gefühls unter der Jugend und einen festeren Zusammenschluß der jungen Juden auf der Basis jüdischen Gemeingefühls.

Es ist ein charakteristisches und für den Betrachter der Judenfrage höchst bemerkenswertes und nachdenklich stimmendes Symptom, daß der Orden Bnai-Brith vor 75 Jahren gegründet wurde, um die einwandernden Juden zu amerikanisieren und daß er diese Tätigkeit auch heute noch unter den letzthin zugewanderten Juden fortsetzt, auf der Gegenseite aber, wenn die Juden „amerikanisiert“ sind, wieder darauf ausgeht, sie zu „judaisieren“, die in ihnen durch den Amerikanisierungsprozeß geschwächten jüdischen Werte und Wesenheiten zu stärken — ein Paradoxon, das sich aus dem Fiasko der amerikanischen Emanzipation erklärt, die die Juden ähnlich wie in

Deutschland zwar vor dem Gesetz, aber nicht vor den Menschen gleichberechtigt hat, so daß die Juden in Amerika trotz aller papierenen Gleichheitsversicherungen gesellschaftlich genau so vom Gros des Volkes abgekapselt sind wie in Deutschland. Bezeichnend hierfür ist die seinerzeit viel kommentierte Tatsache, daß Roosevelt als Präsident seine jüdischen Mitarbeiter zwar zu den offiziellen Empfängen, aber unter 2000 Gästen keinen einzigen Juden zur Hochzeitstafel seiner Tochter eingeladen hatte, oder der Satz Rockefellers, der mit den jüdischen Finanzgrößen zwar geschäftlich, aber nicht gesellschaftlich verkehrt und einmal darob befragt geantwortet hat: „Ich kenne sie in der Wallstreet, aber nicht in der Fifth Avenue."

Aus dieser Situation heraus sind Gedanke und Tat der Hillel-Foundation als die neueste Leistung des amerikanischen Bnai-Brith geboren.

Auch außerhalb des engeren Logenlebens hat sich Kraus an zahlreichen allgemein-jüdischen Unternehmungen beteiligt, so an der Organisation des Amerikanisch-jüdischen Kongresses, an den Vorbereitungen für einen jüdischen Weltkongreß und am Aufbauwerk Palästinas, für das er sowohl die Gründung einer Bnai-Brith-Stadt wie eine dauernde Mitarbeit des Ordens am Ausbau der hebräischen Universität erwirkt hat.

Februar 1925. **Fritz Kahn**

Jeh. Halevi-Loge Berlin.

Henry George, der bedeutende amerikanische Nationalökonom, geboren 1839, in Europa besonders bekannt durch sein Werk „Progress and Poverty" das unter dem Titel „Fortschritt und Armut" auch in der Reclam-Bibliothek erschienen ist sowie durch seine verschiedenen sozial-ethischen Versuche, u. a. „Zur Erlösung aus sozialer Not. Offener Brief an den Papst Leo XIII." (1893), hielt im Jahre 1878 in San Francisco einen berühmt gewordenen Vortrag über Moses, der von der „Land Values" in London in einer Penny-Ausgabe verbreitet wurde und in deutscher Sprache in Damaschkes „Sozialen Zeitfragen VIII" und 1920 im Welt-Verlag Berlin als Bd. 7 der „Weltbücher" erschien und dem die folgenden Abschnitte entnommen sind:

•

. . . Drei große Religionen stellen den Führer des Exodus auf die höchste Stufe, die sie den sterblichen Menschen einräumen. Dem Christentum und Islam ebensowohl als dem Judentum ist Moses der Gesetzgeber und das Sprachrohr des Höchsten, der Vermittler, ausgestattet mit übernatürlicher Macht, durch den der göttliche Wille offenbart wurde. . . .

. . . Ein lange unterdrücktes Volk in die Freiheit zu führen, eine solch große Masse im Zaum zu halten, sie zu Kämpfern abzuhärten, vor denen kriegerische Stämme zerstoben und die Mauern der befestigten Städte sanken, Unzufriedenheit, Eifersucht und Meuterei zu unterdrücken, Rückschläge zu bekämpfen, die schnelle, stolze Flamme der Begeisterung in den stetigen Dienst der Sache zu zwingen, — das alles verlangt einen turmhohen Charakter, einen Charakter, der im hellsten Lichte die Eigenschaften des Politikers, des Patrioten, des Philosophen und des Staatsmannes zeigt. Solch einen Charakter in groben, aber starken Konturen zeigt uns die Tradition — eine Vereinigung ägyptischer Weisheit mit der selbstlosesten Aufopferung. Vom Anfang bis zum Ende, in allem, was wir von ihm sehen, ist dieser Charakter in Uebereinstimmung mit sich selbst und mit dem großen Werke, das sein ewiges Denkmal bildet. Es ist der Charakter eines erhabenen Geistes, der, eingeengt von Bedingungen und Begrenzungen, sich begnügen muß mit den Kräften und dem Material, das er vorfindet, dessen Leistungen, wie groß sie auch sein mögen, nur ein schwacher Abglanz des großartigen Gedankens sein können. . . .

. . . Aus dem meist entwickelten und glänzendsten Despotismus wird die freieste Republik geboren. Empor zwischen den Klauen der Felsensphinx erhebt sich der Genius menschlicher Freiheit, und die Trompeten des Exodus erklingen von der stolzen Erklärung der Menschenrechte. . . .

. . . Was immer für günstige Umstände wir auch annehmen mögen, die Organisation und Durchführung der Befreiung eines großen Volkes von einer solchen körperlichen und seelischen Tyrannei — gegen eine Armee von einer halben Million geschulter Krieger — erfordert eine gewaltige und geniale Führerschaft. Aber diese Tat, so erstaunlich groß sie ist, ist nicht der Maßstab für die Größe des Leiters des Exodus. Nicht in der Befreiung vom ägyptischen Joch, sondern in dem konstruktiven, staatsmännischen Genie, das den Grundstein legte zu dem jüdischen Gemeinwesen, offenbart sich uns die unvergleichliche Größe dieser Führerschaft. So wenig wir uns den Exodus vorstelllen können ohne den großen Führer, so wenig können wir uns die jüdischen Einrichtungen erklären ohne den großen Staatsmann. Nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch groß, ist dieser Staatsmann erfüllt von jenem selbstlosen Patriotismus, der die Versuchung zurückweist, ein Zepter an sich zu reißen oder eine Dynastie zu gründen. . . .

. . . Es kommt nicht darauf an, wann oder von wem die Moses zugeschriebenen Bücher gesammelt wurden. Es kommt nicht darauf an, wieviel von seinen Gesetzen von früheren Zeiten übernommen oder in späteren Zeiten hinzugesetzt wurde — ihre großen Züge tragen den Stempel eines Geistes, der seinem Volke und seiner Zeit weit voraus nach Ursachen forscht für Wirkungen, eines Geistes, der sich nicht von den Ereignissen tragen ließ, sondern auf einen endgültigen Zweck gerichtet war. Die wenigen Züge, die die Tradition uns von Moses Charakter erzählt, die knappen Notizen, die, wo immer die Bibel gelesen wird, die Kammern der Phantasie mit den lebendigsten Bildern angefüllt haben, bestätigen dies in jeder Weise. Was wir von seinem Leben wissen, erklärt uns seine Ideen, was wir von seinem Wirken wissen, wirft ein Licht auf sein Leben.

Es war keine Monarchie, wie sie in Aegypten zu voller Blüte gekommen war oder wie sie in ursprünglicher Form bei den Stämmen ringsum existierte, was Moses zu errichten suchte. Es war auch keine Republik, wo die Freiheit der Bürger die Dienstbarkeit der Heloten voraussetzte und wo das Individuum den höheren Interessen des Staates geopfert wurde. Es war ein Gemeinwesen, daß das Individuum zur Basis hatte, ein Gemeinwesen, dessen Ideal es war, daß jedermann unter seinem eigenen Weinstock oder Feigenbaum sitzen sollte, ihn niemand stören oder erschrecken sollte — ein Gemeinwesen, in dem keiner verurteilt sein sollte zur Arbeit ohne Unterlaß, wo selbst dem Sklaven eine Hoffnung blieb und selbst das Lasttier seinen Ruhetag hatte. Ein Gemeinwesen, aus dem bittere Armut verbannt war, wo die männlichen Tugenden, die sich aus persönlicher Unabhängigkeit entwickeln, einen starken Nationalcharakter herausbilden sollten, ein Gemeinwesen, wo jedes Mitglied umschlungen war von Familienbanden, die besser als Stahl und Eisen die einzelnen Teile zu einem lebenden Ganzen vereinigten.

Nicht der Schutz des Eigentums, sondern der Schutz der Menschlichkeit — das ist der Endzweck des mosaischen Gesetzes. Seine Vorschriften wollen nicht den Starken helfen, Reichtümer zu erwerben, sie wollen die Schwachen vor Ausbeutung und Unterdrückung schützen. Ueberall stellen sie Schranken auf gegen Selbstsucht und

Habsucht, die, wenn sie ihren Lauf hätten, die Menschheit scheiden würden in Grundbesitzer und Sklaven, Kapitalisten und Arbeiter, Millionäre und Landstreicher, Herrscher und Unterdrückte. Sein Sabbattag und Sabbatjahr sichern selbst dem Niedrigsten Ruhe und Muße.

Wenn die Posaunen das Jubeljahr ankündigen, geht der Sklave frei aus, die Schuld, die nicht gezahlt werden kann, ist getilgt, und die Wiederverteilung des Landes sichert auch dem Aermsten seinen Anteil an Gottes Erde. Der Aehrenbinder muß etwas übrig lassen für die Nachlese, und dem Ochsen, der da drischet, darf man das Maul nicht zubinden. Ueberall und in allem herrscht das Prinzip unseres viel gebrauchten Sprichwortes: „Leben und leben lassen."

Und die Religion, mit der diese Lebensregeln so eng verknüpft sind, trägt ähnliche Züge. Der Idee von der Brüderschaft der Menschen entspringt die von der Vaterschaft Gottes. Wenn auch die Formen denen Aegyptens ähneln, der Geist ist es, was Aegypten verloren hatte. Wenn auch eine erhebliche Priesterschaft beibehalten wird, so wird doch das Gesetz — und das ganze Gesetz — verkündigt allem Volke. Wenn auch der ägyptische Ritus der Beschneidung beibehalten wird und ägyptische Symbole in allen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes sich zeigen, so ist doch die Tendenz, die Form für den Inhalt zu nehmen, aufs strengste verbannt. Erst wenn wir an die Apis und Eulen, an die heiligen Katzen und Ichneumons Aegyptens denken, offenbart sich uns die ganze Bedeutung des Gebotes: „Du sollst dir kein Abbild machen!"

Und wenn wir — unter Form, Symbol und Gebot — den Gedanken suchen, von dem jene nur der Ausdruck sind, so finden wir den Grundzug der jüdischen Lehre, ihren Hauptunterschied von den Religionen, in deren Mitte sie sich bildete, in ihrem Nützlichkeitsprinzip, in ihrer Anwendung des göttlichen Gesetzes auf das tägliche Leben. Das höchste Wesen Moses' ist nicht eine Gottheit der grauen Urzeit und der fernen Zukunft, die weit außerhalb unseres Bereiches droben in den Wolken thront — sein höchstes Wesen ist vielmehr unser Gott, unser, die wir heute leben, ebensowohl als der Gott unserer Urväter, und seine ewigen Gebote bringen Glück denen, die sie befolgen, und Unglück denen, die sie vergessen — in diesem Leben. Unter den täglichen Beispielen, wie eine vordem große Religion bis zur Versteinerung erstarrt war — inmitten einer Gesellschaftsordnung, in der die göttliche Gerechtigkeit zu schlafen schien, ging Moses das große Prinzip auf, das in dem Worte liegt: „Ich bin". Und während er in schweigender Wüste nachdachte über das ewige Leben in der Natur, über die Grenze des Lebens — den Tod, und über den Tod als Quelle immer neuen Lebens, da war es dieses „Ich bin", das wie eine erlösende Botschaft an sein inneres Ohr drang. . . .

. . . Er lehrt, daß die Handlungen der Menschen ihren Lohn finden in dieser Welt und daß eine Nemesis existiert, die mit nimmermüdem Fuß und mit erbarmungsloser Hand jedes nationale Verbrechen verfolgt und die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern — wenn es auch dem einzelnen in seiner beschränkten Einsicht oft scheinen mag, daß das Unrecht belohnt wird und die Bösen straflos ausgehen. Er lehrt den engen Zusammenhang zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft, von der es einen Teil bildet, er zeigt, wie in einem gewissen Grade alle leiden unter der Sünde des einzelnen, und das Leben eines jeden beherrscht ist von Bedingungen, welche die Gesamtheit ihm auferlegt. Es ist gerade die Bevorzugung dieser Wahrheiten, die den Gesetzen Mosis einen so eminent praktischen Charakter verleiht. Er läßt die abstrakten Spekulationen beiseite, in denen der Gedanke sich so leicht verliert, oder seinen Ausdruck nur findet in Symbolen, die wieder zu einer Grundlage des Aberglaubens werden, er beschränkt sich vielmehr auf die Gesetze, von denen der Menschen Glück und Elend auf dieser Welt abhängt. Seine Lehren haben nie zu jener ihrem Wesen nach selbstsüchtigen Askese geführt, die ein so hervortretender Zug der brahmanischen und buddhistischen Religionen ist, und von der auch Christentum und Islam nicht freigeblieben sind. Seine Lehre gipfelte nicht in dem Satze: „Ueberlasse die Welt sich selbst, damit deine Seele gerettet werde", sondern in den Worten: „Tue deine Pflicht in der Welt, damit du selbst glücklicher seiest und die Welt besser". Er verschmäht auch die gesundheitlichen Vorschriften nicht, die zum Wohle des Leibes dienen konnten. Was er in Aussicht stellte, war Friede und Ueberfluß und langes Leben und kräftige Söhne und Töchter.

. . . Er wollte den Grundstein legen zu einer Gesellschaftsordnung, in der Armut und entehrender Mangel unbekannte Dinge seien — wo der Mensch, frei von den niederen Sorgen, welche seine Energie zwecklos aufbrauchen, Gelegenheit hätte zu geistiger und sittlicher Vervollkommnung. Hier ragt die Größe des Mannes empor. Welche Weisheit und Voraussicht dazu gehört, schon in der Wüste auf Schutzmaßregeln zu sinnen gegen die künftigen Gefahren eines geeinten Staates, davon soll die Gegenwart Zeugnis ablegen.

In der vollen Glorie des neunzehnten Jahrhunderts, wo jedem Schulkinde Dinge geläufig sind, von denen die ägyptischen Weisen niemals auch nur träumten, wo die Erde genau bekannt und die Gestirne gewogen worden sind, wo Dampf und Elektrizität in unseren Dienst gezwungen werden und die Wissenschaft der Natur ein Geheimnis nach dem anderen abringt — da ist es nur natürlich, zurückzublicken auf die Weisheit der vergangenen Jahrtausende, wie der Mann zurückblickt auf sein Kindesalter. Und doch, bei allem Fortschritte der Wissenschaft, bei all dem enormen Gewinn an Produktionsmitteln, wo ist das Land in der zivilisierten Welt, wo nicht heute noch Mangel und Unterdrückung wäre, wo die Massen nicht verdammt wären zu Arbeit ohne Unterlaß und wo nicht alle Klassen verfolgt sind von einer Gewinnsucht, die das Leben zu einem gemeinen Kampf macht, um zu erjagen und fest-

zuhalten. 3000 Jahre des Fortschritts, und noch geht der Schrei zum Himmel: Sie haben unser Leben bitter gemacht mit harter Arbeit in Mörtel und Backstein und mit allen Arten von Frondienst. 3000 Jahre Fortschritt, und die klagenden Stimmen der kleinen Kinder steigen mit auf in den Schrei: Wir schreiten vorwärts und vorwärts, wir umgürten die Kontinente mit Eisenbahnen und verbinden die Städte mit Netzen von Telegraphendrähten. — Jeder Tag bringt irgendeine neue Erfindung, jedes Jahr einen weiteren Fortschritt, vergrößerte Produktionskraft und weitere Absatzgebiete. Und die Klage über „harte Zeiten" ist lauter und lauter, und überall sind die Menschen bedrückt von Sorge und verfolgt von der Furcht vor dem Mangel. . . .

Neben überfüllten Warenmagazinen fallen Menschen zusammen vor Hunger und beben vor Kälte; und im Schatten der Kirchen haust das Laster, das aus dem Mangel geboren ist. Elend inmitten des Ueberflusses, Unwissenheit inmitten der Kultur, Schwäche inmitten gewaltiger Kraft — und suchen wir die erste Ursache von all dem, das unserer Zivilisation eine schiefe und ungleiche Entwicklung gibt, so finden wir etwas, was dieser jüdische Staatsmann schon vor 3000 Jahren erkannte und zu verhindern suchte. Moses sah, daß die wahre Ursache der Versklavung der Massen in Aegypten dieselbe war wie die, welche überall den gleichen Zustand zur Folge hatte. Das Eigentumsrecht einiger weniger auf das Land, auf dem und von dem das ganze Volk leben mußte. Wo immer das unbedingte Besitzrecht, das nach natürlichem Recht sich bei Arbeitsprodukten von selbst versteht, auch auf das Land ausgedehnt wird, da teilt sich unbedingt das Volk in die zwei Klassen der sehr Reichen und der sehr Armen, — da wird die Arbeit versklavt — da werden die wenigen die Herren der vielen, gleichgültig unter welcher politischen Form — da entstehen Laster und Niedrigkeit, gleichgültig unter welcher Religion.

Und mit der Voraussicht des philosophischen Staatsmannes, der nicht für die Bedürfnisse des Tages, sondern für alle Zukunft Gesetze schafft, suchte er mit Mitteln, die seiner Zeit und den Verhältnissen entsprachen, diesem Irrtum vorzubeugen. Ueberall in den mosaischen Gesetzen wird das Land behandelt als ein Geschenk des Schöpfers an alle seine Geschöpfe — keiner hat ein Recht, es zu monopolisieren. Ueberall ist es „nicht dein Eigentum, nicht das Land, welches du gekauft, oder das Land, das du erobert hast", sondern „das Land, welches der Herr, dein Gott, dir gibt" — „das Land, welches der Herr dir verleiht". Und mittels praktischer Gesetzgebung, durch Bestimmungen, die er mit einem heiligen Charakter umgab, suchte er dem Unrecht vorzubeugen, das die alten Kulturen in Despotismus verwandelte, — das Unrecht, das in späteren Jahrhunderten Rom zu Falle brachte, das schuld war an der polnischen Leibeigenschaft und dem Elend Irlands, das Unrecht, das ganze Familien in einzelne Zimmer zwang hier in dieser Stadt und die neuen Staaten jenseits des Atlantischen Ozeans mit Landstreichern füllt. Er sorgte nicht nur für die gleichmäßige Verteilung des Landes unter das Volk und für die Schonung des Landes durch das Brachjahr, sondern auch durch die Institution des Jubeljahres für die Neueinteilung des Landes nach dem fünfzigsten Jahr — auf diese Weise die Möglichkeit der Monopolisierung verhindernd. . . .

. . . Wer da eher glaubt, daß der Mensch des Sabbats wegen da ist, als der Sabbat des Menschen wegen, der mag es weiter glauben; aber, daß da ein Tag in der Woche ist, den der Arbeiter für sich beanspruchen darf — ein Tag in der Woche, an dem der Hammer schweigt und der Webstuhl still steht, das ist — durch das Christentum — dem Judentum zu verdanken, dem Gesetz, das in der sinaitischen Wildnis entstand. Und wer, der die Verschwendung an Produktivkraft betrachtet, kann zweifeln, daß die moderne Gesellschaft nicht nur glücklicher, sondern auch reicher wäre, hätten wir — wie den Sabbattag — auch die wundervolle Idee des Sabbatjahres übernommen, oder, seinen Geist unseren veränderten Verhältnissen anpassend, auf eine andere Weise eine entsprechende Verkürzung der Arbeitszeit eingeführt.

Dies sind die charakteristischen Züge, aus denen wir, wie aus den Fragmenten eines Kolosses, die Größe des Geistes ermessen können, dessen Stempel sie tragen — eines Geistes, weit voraus seiner Umgebung und seiner Zeit — einer jener Sternenseelen, die nicht undeutlich werden durch die Entfernung, sondern, glühend in den Strahlen ewiger Wahrheit, ihr Licht behalten, während Gesetze und Sprachen und Religionen wechseln und untergehen.

Wer kann zweifeln, daß der Gedanke größer war als sein bleibender Ausdruck? Und doch ist dieser Ausdruck in der Welt bis auf den heutigen Tag eine gewaltige Macht. Aus dem freiheitlichen Charakter der mosaischen Lehre entsprang jenes enge Familienleben, das durch alle Zerstreuungen und Verfolgungen hindurch die Individualität der jüdischen Rasse bewahrte, jene Freiheitsliebe, die unter den verzweifelten Umständen den Juden charakterisiert, jene heiße Vaterlandsliebe, die da aufflammt in den Makkabäern und die die jüdischen Bauern sich stürzen ließ auf die Lanzenreihen der griechischen Phalanx und der römischen Legionen, jene hartnäckige Ausdauer, die in Verbannung und Folter den Juden festhalten ließ an seinem Glauben. Die Lehre Mosis entflammte die großen jüdischen Seher und Dichter, die für uns in Worte faßten das Höchste und Schönste, was Menschengeist je erdacht: Der Lehre Mosis entsprang jene Geistesstärke, die immer und immer wieder den dürren Stab knospen und blühen machte.

Und hinausgehend über den engen Rahmen einer kleinen Rasse, hat sie ihre Gewalt ausgeübt überall, wohin der Einfluß der heiligen Schrift reichte. Der Geist der Bibel hat Throne gestürzt und Priesterherrschaft niedergeworfen. Er stärkte den schottischen Covenanter in schweren Stunden und hieß den Puritaner ausharren in

Schnee und Eis eines fremden Landes. Er führte bei Naseby das Volk zum Kampfe — er stand hinter den niedrigen Schanzen von Bunker Hill.

Durch ihre Lehren wie durch ihre Taten helfen solche Charaktere die Menschheit vorwärts bringen. Das Leben Mosis, ebenso wie seine Gesetze sind ein Protest gegen jene lästerliche Lehre, die oft auch von christlichen Kanzeln verkündet wird, daß das Elend und die Leiden der Menschen ihren Ursprung haben in einer geheimnisvollen Untätigkeit der Vorsehung, die wir wohl beklagen, nicht aber ändern können, und gegen die wir uns nicht auflehnen sollen.

Wer dieser Ansicht ist, wer da glaubt, daß der Jammer und die Brutalität, von der gerade die Zentren unserer Zivilisation überfließen, ihn nichts angehen, der nehme sich hier ein Beispiel. Für den, der da sehen will, brennt heute noch der Dornbusch, und dem, der da hören will, tönt wiederum die Stimme: „Das Volk leidet; wer wird es heraufführen?" . . .

. . . Durch alles, was die Tradition uns von seinem Leben berichtet, zieht sich die eine gleiche große Leidenschaft, das selbstlose Streben, die Menschheit besser, glücklicher, edler zu machen. Und sein Tod ist ein würdiger Abschluß dieses Lebens. Er weist von sich den natürlichen Wunsch, eine Dynastie zu gründen, was in seinem Falle so leicht gewesen wäre — er verneint das Vorrecht des Geblüts und setzt an seine Führerstelle den besten Mann. Aus einem Lande kommend, wo der Begräbnisritus von erster Wichtigkeit war und wo in der Erhaltung des Körpers nach dem Tode der Zweck des Lebens gesehen wurde, unter einem Volke, das eben damals den Leichnam seines großen Vorfahren Joseph mitführte, um ihn zu seinen Vätern zu bestatten, — unterdrückte er den letzten natürlichen Wunsch und entzog sich den Blicken und der Sympathie der Menschen, um einsam und allein zu enden, damit nicht das götzendienerische Gefühl — stets bereit, hervorzubrechen — im Tode ihm die abergläubische Ehrfurcht erweise, die er im Leben zurückgewiesen.

„Kein Mensch kennt seine Grabstätte bis auf diesen Tag." Aber während die geplünderten Pharaonengräber der Eitelkeit spotten, die sie errichtete, ist der Name des Hebräers, der, von ihrer Tyrannei sich losreißend, für die Erhebung seiner Mitmenschen arbeitete und sann, noch heute ein leuchtendes Licht der Welt.

Führer und Diener der Menschheit! Gesetzgeber und Wohltäter! Arbeiter für eine Zukunft, die seinem geistigen Auge offenbar war! Typus der großen Seelen, die zu allen Zeiten der Welt Heroen und Märtyrer gegeben, deren Taten der kostbare Besitz und deren Andenken das heiligste Erbe ihres Volkes sind! Von allen Gründern großer Reiche — mit welchem können wir ihn vergleichen?

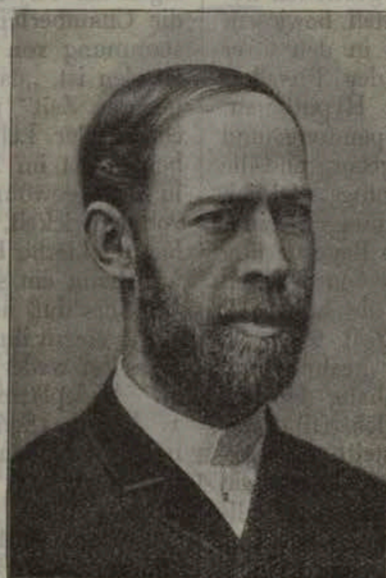
Es wäre ein Streit um Worte, über die Inspiration eines solchen Mannes zu disputieren. Aus der Tiefe der Unsichtbaren müssen solche Charaktere ihre Stärke schöpfen — nur aus der Quelle eines reinen Herzens kann ihre Weisheit stammen. Sie beweisen uns die Existenz eines Etwas, das mehr wirklich ist als die Materie, eines Etwas, das höher ist als die Sterne; eines Lichtes, das noch leuchten wird, wenn Sonnen tot und erloschen sind — eines Endzwecks, von dem das physische Weltall nichts ist als eine vorübergehende Epoche.

März 1925. Fritz Kahn

Jeh. Halevi Loge, Berlin.

Heinrich Hertz.

Die Grundlage der Radiotechnik ist die langgestreckte Aetherwelle, deren Entdecker und Erzeuger **Heinrich Hertz** ist, weswegen sie auch namentlich in der älteren Literatur als Hertz'sche Welle bezeichnet wird. Hertz entstammt einer Hamburger jüdischen Familie, sein Großvater war Heinrich David Hertz, der sich mit der Tochter des bekannten Kölner Bankiers Samuel Oppenheim verheiratete. Deren Sohn Gustav Hertz, der Vater von Heinrich Hertz, der sich und auch seine Kinder taufen ließ, war mit einer geborenen Pfefferson aus Frankfurt verheiratet. Heinrich Hertz wurde am 22. Februar 1857 zu Hamburg geboren und entwickelte frühzeitig große Fähigkeiten. In mathematischen Fächern überflügelte er alle seine Mitschüler. Eine übergroße Bescheidenheit, die ihn Zeit seines Lebens charakterisierte, ließ in ihm jedoch keine hochfliegenden Pläne aufkommen, sondern veranlaßte ihn vielmehr, trotz seiner glücklichen materiellen Lage einen praktischen Beruf zu ergreifen. Er studierte Technik. Erst nach Absolvierung seiner Dienstpflicht beim Berliner Eisenbahnregiment wandte er sich den exakten Wissenschaften zu, ging nach München, um hier Mathematik und Physik zu studieren und löste 22jährig eine physikalische Preisarbeit, die ihn auf das Gebiet seiner späteren Erfolge, die Elektrizitätslehre, führte. Nach Beendigung seines Studiums wählte Helmholtz ihn zu seinem Assistenten und „in vollem gegenseitigen Verständnis gestaltete sich die Beziehung zwischen dem Meister und dem Jünger zu einem schönen Verhältnis tief empfundener Dankbarkeit auf der einen und freudiger Anerkennung auf der anderen Seite". Im nächsten Jahre lieferte er eine Arbeit über „Die obere Grenze für die kinetische Energie der bewegten Elektrizität", die auf mehr als 300 äußerst mühevollen Versuchen aufgebaut war. 1881 beschäftigt er sich in mehreren Arbeiten „Ueber die Verteilung der Elektrizität auf der Oberfläche bewegter Leiter" und im folgenden Jahr mit „Elektrischen Entladungen in Gasen". Er baut eine Batterie von 1000 hintereinander geschalteten Bleielementen, kommt bei seinen Versuchen den später entdeckten Kathodenstrahlen auf die Spur und untersucht ihr Verhältnis zu magnetischen Kraftfeldern. 1883 erhält der 26jährige einen Lehrauftrag nach Kiel, wo er durch seine Arbeiten „Ueber die Beziehung zwischen den Maxwellschen elektrodynamischen Grundgleichungen und den Grundgleichungen der gegnerischen Elektrodynamik" sein engeres Arbeitsgebiet betritt und jene Theorie zum ersten Male bearbeitet, der nun die ganze glühende Liebe und Hingabe dieses Naturforschers gehören sollte: die Maxwellsche Theorie, die, experimentell noch unbewiesen, die Identität von Licht und Elektrizität behauptet. — „Nicht der Zauber, der damals noch die Maxwellsche Theorie, namentlich den Teil, welcher die Lichterscheinungen auf magnetische und elektrische Erscheinungen zurückführte, mit einem gewissen Dunkel verhüllte, reizte ihn. Nicht die weite Perspektive und die Fülle neuer Probleme, zu welchen gerade diese Ueberlegenheit der Maxwellschen Theorie einen erfindungsreichen Geist anregen mußte, lockte ihn, nein, es war ein ernster Kampf der inneren Ueberzeugung, welcher ihm hier das Losringen von den alten, auch in ihm festgewurzelten Anschauungen gebot . . . Selbst ein so freier Geist wie Maxwell konnte sich nicht ganz frei machen von den älteren Vorstellungen, daher leiden auch seine Formeln an einer gewissen Schwerfälligkeit und zeigen einen Mangel an Einfachheit. Aus dem schwerfälligen Formelapparat löst Hertz ein Gleichungssystem von großer Klarheit und Einfachheit heraus. Mit dieser theoretischen Erkenntnis war ihm seine Lebensaufgabe gestellt. Es mußte sich jetzt darum handeln, die Theorie und alle damit in Zusammenhang stehenden umgestaltenden Folgerungen auch experimentell zu erproben. Daß die Aufgabe, den richtigen Weg zu finden, selbst für einen Hertz keine kleine war, sehen wir schon daran, daß es drei Jahre dauerte, bis wir ihn nur mit dem geeigneten Werkzeug ausgerüstet sehen." (Ebert.)



Der Satz Schopenhauers, daß es weniger darauf ankommt, etwas neues zu sehen als bei dem, was alle sehen, etwas neues zu denken, bewies sich auch an Hertz. Er wurde von Kiel, wo ihm keine geeigneten Laboratorien zur Verfügung standen, nach Karlsruhe berufen und fand hier im Kabinett zwei alte Experimentierspiralen. Als er sie zu einfachen Versuchen bei den Vorlesungen benutzte, entdeckte er, daß man elektrische Schwingungen eines Apparates genau so auf einen zweiten ruhenden Apparat übertragen könne, wie man durch das Schwingen der Violinsaite über dem ruhenden Geigenboden diesen durch Resonanz zum Mitschwingen zu bringen vermag. Er entdeckte die elektrische Resonanz, das Prinzip des modernen „Empfängers". Er baut solche elektrischen Resonanzapparate, die ersten „Empfänger" und gleichzeitig Apparate, mit denen er sehr schnelle Schwingungen erzeugt und die ihn zur Entdeckung der „Hertzschen Wellen" führen. Von der Arbeit, in der er diese Entdeckung „Ueber sehr schnelle elektrische Schwingungen" veröffentlicht, sagt Planck, daß sie „in echt Faradayschem Geist geschrieben ist und als das Muster der experimentellen Behandlung einer neuen Entdeckung angesehen werden kann". Mit den neu entdeckten Strahlen weist er nach, daß man elektrische Wellen wie Licht durch Metalle abblenden und elektrische Schattenfelder erzeugen kann, daß man die Strahlen durch Hohlspiegel zu

Bündeln zu vereinigen und durch Prismen abzulenken vermag. („Ueber elektrodynamische Wellen im Luftraum und deren Reflexion"; „Ueber Strahlen elektrischer Kraft".) Durch die Hertzschen Entdeckungen war die Maxwellsche Theorie von der Uebereinstimmung des Lichtes mit der Elektrizität nach über 20jährigen vergeblichen Bemühungen der Gelehrten experimentell bewiesen. „Seit dem Auftreten dieser Theorie in den 60er Jahren hing das ganze Interesse der Physiker an der Bestätigung dieser kühnen Hypothesen. Mißlungene Versuche erhöhten die Spannung, und als nun nach 20 Jahren die Lösung gelang und die Hertzschen Versuche die Bestätigung wirklich brachten, da machte sich diese Spannung in einer in der Wissenschaft wirklich seltenen Begeisterung Luft, einer Erregung, die sich aus den Kreisen der Fachgenossen fortpflanzte auf die Laienwelt und den Namen Hertz in kurzer Zeit über die ganze Erde trug. Der von Faraday geahnte und von Maxwell prophezeite Zusammenhang der beiden großen Gebiete der Optik und Elektrizität war auf sichere experimentelle Basis gestellt. Das Arbeitsfeld, das Hertz den Physikern erschlossen hat, ist ein ungeheuer großes, und es ist sofort mit allseitigem Sturmlauf in Besitz genommen worden" (König). „Welcher Naturforscher", sagt Planck, „dächte nicht heute noch an das Gefühl bewundernden Staunens, das ihn bei der ersten Kunde von diesen Ereignissen überkommen, einmal über die unermeßliche Erhabenheit der Natur, in deren Gesetz es keinen Unterschied gibt zwischen groß und klein, dann aber auch über die gewaltige Abstraktionsfähigkeit des Menschengeistes, wie sie nur die schärfste Logik im Bunde mit echt künstlerischer Phantasie erzeugen kann. . . . Aber nicht allein die Naturforscher, die ganze gebildete Welt diesseits und jenseits des Ozeans wandte diesen Versuchen ihr Interesse zu. Hertz' Name war bald in aller Munde, Reden wurden über ihn gehalten, Aufsätze über ihn geschrieben, gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zum Mitglied oder verliehen ihm Auszeichnungen, Fürsten wandten ihm ihre Gunst zu — er aber blieb derselbe, der er war, einfach, gewissenhaft, ein treuer Freund seinen Freunden, ein ergebener und dankbarer Schüler seinen früheren Lehrern, nicht aus kluger Berechnung, sondern aus einer Gesinnung, in welcher höchste Geistes- mit reinster Herzensbildung gepaart ist. Seine Bescheidenheit war der Ausdruck eines natürlichen Wesens, er betrachtete seine Leistungen einfach als die notwendige Betätigung eines inneren Triebes, und von etwas Selbstverständlichem pflegt man ja kein Aufhebens zu machen." Die 25 Jahre später gereifte Frucht dieses Wettarbeitens auf dem von Heinrich Hertz erschlossenen Gebiet ist der Radioapparat, dessen geistiger Vater Hertz ist, weswegen auch auf der ersten deutschen Radioausstellung 1924 in Berlin seine Büste in der Vorhalle als erster Eindruck den Besucher grüßte.

Nun war Hertz eine weltbekannte Persönlichkeit, und als 1889 in Bonn der berühmte Begründer der mechanischen Wärmetheorie und des Entropiesatzes Clausius starb, wurde der 32jährige Hertz zu seinem Nachfolger bestimmt. Hier in Bonn beginnt Hertz neben der Fortführung seiner Arbeiten auf dem Gebiet der Elektrizität ein großes allgemeines Werk über die Grundlagen der Physik, „Die Prinzipien der Mechanik", die Chamberlain, dem offenbar die jüdische Abstammung von Heinrich Hertz nicht bekannt geworden ist, „das genialste physikalische Fachbuch neuerer Zeit" nennt. Aber „hier in gesicherter, ehrenvoller Lebensstellung angelangt, geehrt und bewundert im In- und Auslande, in einem Alter, in dem gewöhnlich die Schaffenskraft sich erst voll entwickelt, meldete sich schon sehr bald der heimtückische Feind, der der bisher so glänzenden Laufbahn ein so tragisches Ende bereiten sollte." Im Anschluß an eine Kieferhöhleneiterung verfiel Hertz einem ihn langsam verzehrenden Fieber, von dem ihn weder mehrere Operationen noch Kuren an Badeplätzen befreien konnten, und am 1. Januar 1894 starb er noch nicht 37 Jahre alt nach qualvollen Leiden, nachdem er noch auf dem Sterbebett von seinem groß angelegten physikalischen Werk den ersten Teil vollendet hatte. „Mit ihm starb nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein edler Mensch, der das seltene Glück gehabt hat, viel Bewunderer aber keinen Feind und Neider zu haben; wer ihm persönlich näher trat, war entzückt von seiner Bescheidenheit und hingerissen von seiner Liebenswürdigkeit." Seine unvergänglichen Verdienste liegen darin, daß er erstens die Maxwellsche Theorie von der Wesensgleichheit des Lichts und der Elektrizität mathematisch und experimentell bewiesen hat, zweitens Apparate konstruierte, die mittelgroße, sehr rasche und daher für die drahtlose Technik brauchbare elektrische Wellen, die Hertzschen Wellen, erzeugten und daß er hierdurch und durch den Bau der ersten „Empfänger" elektrischer Wellen den Grundstein für die Radiotechnik legte, Verdienste, die ihn, wie in zwei Nachrufen fast übereinstimmend gesagt wird, wahrhaft unsterblich machen unter den Menschen, denn „ausgesprochen oder unausgesprochen wird der Name Hertz als der ersten einer gegenwärtig sein, solange überhaupt elektrische Schwingungen von Menschen wahrgenommen werden" (Planck) und „Was die Jahrhunderte fortschreitender geistiger Entwicklung auch an Großtaten noch in ihrem Schoß bergen mögen, der Einfluß seiner Forschungen wird sich geltend machen, solange elektro-magnetische Schwingungen den Erdball noch erwärmen und erhellen" (Ebert).

Lit.: M. Planck: Rede auf H. Hertz (Leipzig 1894).

H. Ebert: Heinrich Hertz (Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der phys.-med. Sozietät Erlangen 1894).

W. König: John Tyndall und Heinrich Hertz 1895).

Jan. 1925. Fritz Kahn

Joh. Halevi-Loge, Berlin.

Paul Ehrlich.

Paul Ehrlich wurde am 15. März 1854 zu Strehlen b. Breslau als Sohn einer väterlicher- wie mütterlicherseits begabten Familie geboren. Er verriet von früh an seine einseitige aber außerordentliche Begabung für chemische Probleme. Ehrlich ist der Typus eines Spezialgenies. Er war vollkommen amusisch. Kunst, Literatur und Musik existierten für ihn nicht, Probleme der Philosophie, Religion oder Politik übten keinen Zauber auf ihn aus. Wie ein Dichter in seiner Traumwelt wandelte er in der Welt seiner chemischen Formeln, die er, wie ein Musikgenie Noten, ein Mathematikgenie Zahlenreihen, als plastische Gebilde mit all ihren Verkettungen, Lücken und Kompositionsmöglichkeiten greifbar vor Augen sah.



Das ein-dimensionale seines Wesens verriet er bei seinem Abiturientenexamen, wo er das Aufsatzthema „Das Leben ein Traum" dazu benutzt, eine Abhandlung über „Das Leben eine Oxydation, der Traum eine Phosphorescenz des Gehirns" zu verfassen, was natürlich einen unrühmlichen Abschluß seiner Schulzeit zur Folge hat. Ehrlich beginnt sein Studium in Breslau unter den drei jüdischen Meistern der Medizin: Cohnheim, Heidenhain und Weigert, der letzte ein Vetter Ehrlichs, und setzt es dann in Berlin unter Waldeyer fort. Hier wird er in seinem 3. Semester, in einer Zeit, da andere Studenten sich noch mit den Elementen abgeben, durch eine Arbeit über die Bleivergiftung auf den Grundgedanken all seiner späteren Forschungen gelenkt: daß nämlich zwischen chemischen Substanzen, die man in den Körper einführt, und den einzelnen Geweben und Zellgruppen spezifische Bindungsbeziehungen bestehen, die man zu Heilzwecken ausnützen könnte. Z. B. wird Blei von der Nervensubstanz festgehalten und bewirkt folglich besondere Nervenerkrankungen, während es andere Gewebe unangetastet und folglich auch ungeschädigt läßt. Man muß also, so folgerte Ehrlich als Leitsatz seiner ganzen späteren Lebensarbeit, danach trachten, bei den verschiedenen Krankheiten Substanzen in den Körper einzuführen, die speziell zu den erkrankten eine besondere „Affinität" besitzen, und bei Infektionskrankheiten nach Substanzen suchen, die für den Körper harmlos, für den Krankheitserreger aber giftig sind und ihn so innerhalb des Körpers abtöten. Diese anfangs der 70er Jahre von Ehrlich erfaßte Idee war es, die das Leitmotiv seiner meisten späteren Arbeiten bildete und ihn fast 30 Jahre später mit der, man kann nicht sagen: Entdeckung, sondern muß sagen: Konstruktion des Salvarsans auf den Gipfel seiner Erfolge führte.

Um die Beziehung zwischen der chemischen Konstitution einer Substanz und ihrer Wirkung im menschlichen Körper zu studieren, befaßte er sich mit den damals neu entdeckten Anilinfarbstoffen und wählte als Untersuchungsgewebe das menschliche Blut. Durch streng systematische chemische Aufbauarbeit auf der einen und scharfsinnige biologische Fragestellung, Versuchsanordnung und Schlußfolgerung auf der anderen Seite brachte Ehrlich unter Entdeckung einer ganzen Reihe von neuen Phänomenen, Zellenarten und Krankheitstypen als Erster Ordnung in das bisherige Chaos und schuf so die Systematik der modernen Blutforschung. „Wenn Ehrlich nichts weiter geleistet hätte, als die moderne klinische Morphologie des Blutes zu schaffen, in solcher Vollendung, daß unzählbare Arbeiten nach ihm nichts wesentlich Neues hinzufügten, sondern nur die seinige bestätigten und ergänzten, würde ihm in der Geschichte der Medizin ein hervorragender Platz gesichert sein." (Ad. Lazarus.) 1885 veröffentlichte er eine Monographie „Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus", die „eine Fundgrube ungehobener Schätze von neuen Problemen darstellt, die den physiologischen und pharmakologischen Laboratorien auch noch heute Arbeitsstoff für viele Jahre geben könnte".

Besondere Anerkennung hat Ehrlich in jungen Jahren für seine Arbeiten nicht gefunden. Er hat den Leidensweg vieler jüdischer Privatdozenten zurücklegen müssen, denen sichtbare und unsichtbare Widerstände die Laufbahn erschwerten. Das „Entreebillett" zur akademischen Laufbahn verschmähte er, denn „der Treue und dem Stolz dieser anima candida entsprach es auch, wenn er selbst in den Jahren, in denen ihm jede weitere Laufbahn, ja selbst die Möglichkeit, sich nach seinen Fähigkeiten zu betätigen, abgeschnitten war, an dem Glauben seiner Väter festhielt, während ein Uebertritt ihm Tür und Tor geöffnet hätte".

Durch den Antisemitismus von der Berliner Charité vertrieben, nirgends aufgenommen, mußte er sich in einer Mietswohnung in Berlin ein kleines Privatlaboratorium einrichten, um seine Forschungen fortzusetzen. Als Retter in der Not erschien ihm Robert Koch. Als dieser Mitte der 80er Jahre den Tuberkelbazillus entdeckt hatte, gelang es Ehrlich innerhalb von 24 Stunden eine einfache Methode zur mikroskopischen Erkennung desselben auszuarbeiten, wodurch die Kochsche Entdeckung der Praxis zugänglich gemacht wurde. Als Koch 1890 das Tuberkulin einführte, übergab er Ehrlich die Leitung seiner Beobachtungsstation und späterhin eine Stellung in dem Kochschen „Institut für Infektionskrankheiten", womit er Ehrlich auf die Bahn seiner späteren Erfolge, die Immunitätsforschung, d. h. die Erforschung der Beziehungen zwischen den krankheitserregenden Bakterien und der Bildung von Abwehrstoffen im Körper, lenkte. Im Mittelpunkt der Immunitätslehre steht die berühmte „Seitenkettentheorie" Ehrlichs. Wie das Altertum seine sieben Weltwunder, so hat die moderne Naturwissenschaft eine Reihe geistiger Weltwunder: die

Deszendenztheorie Darwins, die Quantentheorie Plancks, die Ionentheorie von Arrhenius, die elektro-magnetische Lichttheorie Maxwells, die Relativitätstheorie Einsteins. In einer Reihe mit ihnen steht die Seitenkettentheorie Ehrlichs.

Nach den großen Erfolgen der Serumtherapie auf dem Gebiet der Diphtherie und Tuberkulose wandte Ehrlich sich einer Gruppe von Krankheiten zu, die durch eine besondere Art von Parasiten, die Spirillen, hervorgerufen werden und unter denen die Schlafkrankheit und die Syphilis die wichtigsten sind. Ehrlich suchte Medikamente herzustellen, die durch chemische Verwandtschaft zum Eiweiß der Erreger diese angreifen, sich am menschlichen Eiweiß aber nicht verankern. Nachdem er mit seinen Mitarbeitern, unter ihnen der Japaner Hata, mehr als 600 neue chemische Präparate aufgebaut und in unzähligen Versuchen erprobt hatte, konstruierte er als das 606. eine Ammoniak-Arsen-Benzol-Verbindung, Ehrlich-Hata 606, das Salvarsan. Durch die Erfindung des Salvarsans, das sich als ein spezifisches Heilmittel gegen die Syphilis erwiesen hat, ist Ehrlich einer der größten Wohltäter der Menschheit geworden und hat sich in eine Reihe mit Jenner und Semmelweiß, Lister, Pasteur, Koch und Behring gestellt, wobei nicht verhehlt werden soll, daß das Salvarsan noch nicht wie Pockenlymphe und Diphtherieserum das Ideal eines Heilmittels, sondern nur ein Provisorium in der Geschichte der Syphilisbekämpfung darstellt. Dagegen wirkt es auf andere Krankheiten sofort und endgültig heilend, so daß das Rückfallfieber, die Aleppobeule, die Brustseuche der Pferde und die in Ostindien grassierende Framboesie durch eine einzige Salvarsaneinspritzung dauernd beseitigt werden. In Holländisch-Ostindien mußten die Framboesie-Spitäler nach Einführung des Salvarsans geschlossen werden, da es keine Patienten mehr zu behandeln gab.

Den Erfolgen seiner Arbeiten entsprechend hatte sich unterdessen auch die äußere Laufbahn Ehrlichs entwickelt. 1896 richtete ihm der um das medizinische Leben Preußens so hoch verdiente Althoff ein eigenes Institut ein, in dem Ehrlich die Wertbestimmung des Diphtherieserums erfand und hierdurch erst den Großvertrieb von Diphtherielymphe ermöglichte. Drei Jahre später wurde ihm als eine geräumigere Arbeitsstätte das „Institut für experimentelle Therapie" in Frankfurt a. M. überlassen und hier wieder gründete 1906 Frau Franziska Speyer zum Andenken ihres verstorbenen Mannes das „Georg-Speyer-Haus", das Ehrlich die Durchführung seiner chemotherapeutischen Arbeiten ermöglichen sollte und das dann auch wirklich die Geburtsstätte des Salvarsans geworden ist. 1903 erhielt Ehrlich die Goldene Staatsmedaille, 1904 wurde er — 25 Jahre zu spät! — ordentlicher Professor, im selben Jahre Ehrendoktor von Chicago, 1907 von Oxford, 1909 erhielt er den Nobelpreis und 1911 wurde er „Exzellenz".

Ehrlich war, wie erwähnt, ein typischer Spezialist. Er selber sagte einmal, jedes Gehirn habe nur begrenzte Räume und das seine sei angefüllt mit Chemie, Medizin und etwas Mathematik. Er kannte nichts als seine Arbeit; Feiertage schätzt er, weil man an ihnen ungestört arbeiten kann, und unternimmt er wirklich einmal, was selten genug vorkam, eine Erholungsreise, so berechnete er bei der Abfahrt des Zuges, wieviel Tage er von seinem Laboratorium fernbleiben „muß". Bei Musik denkt er, in Erholungsstunden legt er Patiencen oder liest, seine einzige schöngeistige Lektüre, Kriminalromane. Legt er sie aus den Händen, so findet man am Rande — chemische Formeln. Unberührt von den Problemen und Ambitionen der großen Welt bewahrt Ehrlich sich das Gemüt eines Kindes. Er bleibt selbst als der große Ehrlich der rührend pietätvolle Sohn, gibt mit vollen Händen allen Bittstellern, so daß er oft seine eigenen Rechnungen nicht bezahlen kann, die Begriffe: Geld, Genuß, Erfolg, Verdienst, Stolz sind ihm fremd. Niemals geschah ein größeres Unrecht als zu jener Zeit, da man Ehrlich, weil er das Salvarsan aus wissenschaftlichen und moralischen Bedenken zurückhielt, Geschäftsinteressen vorwarf.

Jeder, der mit Ehrlich in Berührung gekommen ist, war von dem Zauber der Güte, der Aufrichtigkeit, der Lauterkeit dieses Mannes gerührt. Der englische Gelehrte Bulloch sagte: „Er war der ungewöhnlichste Mann, den ich je getroffen habe; mit seiner wundervollen Eingebung, der ungeheuren Arbeitskraft, seinem erstaunlichen Wissen der größte Mann in der medizinischen Welt seiner Zeit und mehr geniusgleich als irgend ein anderer. Paul Ehrlich war tief innerlich bescheiden, aufrichtig, edelmütig, von größter Güte und Rücksicht gegen jeden". Und diese Zeugnisse ließen sich aus der Fülle der Arbeiten, die über Ehrlich in allen Zeitungen der Welt veröffentlicht wurden, dutzendfach wiederholen.

„Er hat", wie sein Biograph schließt, „unermeßliche Schätze an geistigen Gütern erworben, in dunkle Rätsel der Natur strahlendes Licht geworfen, die Grenzen der Erkenntnis und des Wissens weit hinausgerückt, ungezählten Menschen Linderung und Heilung gespendet, Ungezählte vor tückischen Seuchen bewahrt. Allem Gemeinen abgewandt hat er seine Bahn durchmessen und eine Fülle von Liebe ausgesät" (Ad. Lazarus), und daher konnte sein großer Mitstreiter gegen die Infektionskrankheiten, Behring, am Grabe Ehrlichs, der durch den „Kampf um das Salvarsan" und dann durch das erschütternde Erlebnis des Weltkrieges vorzeitig gealtert, am 20. August 1915 gestorben war, den Toten ohne Uebertreibung als den „magister mundi" in der medizinischen Wissenschaft bezeichnen.

Lit.: Festschrift zum 60. Geburtstag Paul Ehrlichs. G. Fischer, Jena 1914 (umfangreich).
Adolf Lazarus: „Paul Ehrlich". Rikola-Verlag 1922.
Martha Marquardt: „Paul Ehrlich als Mensch und Arbeiter". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924.

März 1925.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge, Berlin.

Schicksalsweg eines getauften Juden in Selbstbekenntnissen.

1823.

Wie Du denken kannst — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieses ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte und daß er in den Verhältnissen und auf der Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Aerger katholisch und hänge mich auf . . . Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herrgott, gib mir mein täglich Brot, daß ich Deinen Namen nicht lästere."

(Brief an Moser.)

1824.

Vom Verein schreibst Du mir wenig. Denkst Du etwa, daß die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege wie sonst? Du irrst Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so habe ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholajim" sind ungefähr die Worte des Psalmisten und es sind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit Dir unterhalten über das, was ich, meist durch die eigene Lage angeregt, über Israel gedacht, und Du würdest sehen, wie die Eselzucht auf dem Steinweg gedeiht und wie Heine immer Heine sein muß und muß.

(Brief an Moser.)

1824.

Mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk (den Rabbi von Bacharach) in der Brust. Es ist ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Aber eben auch, weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht.

Brich aus in lauten Klagen
Du düstres Märtyrerlied,
Das ich so lang getragen
In flammenstillem Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich hab gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

(Brief an Moser.)

1825.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Cohn versichert mich, Gans predige das Christentum und suche die Kinder Israel zu bekehren. Tut er dieses aus Ueberzeugeng, so ist er ein Narr; tut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Ich werde nicht aufhören, Gans zu lieben, dennoch gestehe ich, weit lieber wäre es mir gewesen, wenn ich, statt obiger Nachricht, erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen.

Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohn versichert und es sogar von Dir selber haben will. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Licht erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. — Mündlich mehr hiervon. —

Vorige Woche war ich im Tempel und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog und besonders stichelte, „wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden".

Ich versichere Dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtige, den Mann dieser Tage zu besuchen. — Cohn zeigt sich groß gegen mich. Ich esse bei ihm am Schabbes, er sammelt glühende Kugeln auf mein Haupt, und mit Zerknirschung esse ich dieses heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Judentums mehr gewirkt hat als alle drei Hefte der Zeitschrift. Indessen hat es auch größeren Absatz gehabt.

(Brief an Moser.)

Einem Abtrünnigen.

O des heilgen Jugendmutes!
O, wie schnell bist Du gebändigt!
Und Du hast Dich, kühlern Blutes,
Mit dem lieben Herrn verständigt.

Und Du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das Du verachtest,
Das Du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, das tut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

1826.

Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich sehe noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück.

Verzeih mir den Unmut, er ist zumeist gegen mich selbst gerichtet. Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus.

(Brief an Moser.)

1826.

Es ist aber ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterlande Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen.

(Brief an Moser.)

1833.

Obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, so bedeutet dieses Bekenntnis doch nichts anderes, als daß mein Name in einem lutherischen Kirchenbuche inscribiert steht, welches wahrlich nicht so viel wert ist wie eine Inscription im großen Buche.

(Die romantische Schule.)

1840.

Die Taufe ist jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das den Armen Judäas vergebens gepredigt worden, ist jetzt in floribus bei den Reichen. Aber da die Annahme desselben nur Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge ist und das angeheuchelte Christentum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontrastiert, so geben diese Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läuse in Flöhe verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt? *(Ludwig Börne I.)*

1848.

In meinen schlaflosen Marternächten verfasse ich sehr schöne Gebete, die ich aber doch nicht niederschreiben lasse (und die alle an einen sehr bestimmten Gott, den Gott unserer Väter, gerichtet sind). *(Brief an Maximilian Heine.)*

1849.

Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich weimarschen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!

(Berichtigung.)

1850.

Ich habe dem Hegelschen Gott oder vielmehr die Hegelsche Gottlosigkeit aufgegeben und an dessen Stelle das Dogma von einem wirklichen, persönlichen Gotte, der außerhalb der Natur und des Menschengemütes ist, hervorgezogen. Dieses Dogma, das sich ebensogut durchführen läßt wie unsere Hegelsche Synthese, haben am tiefsinnigsten laut den Zeugnissen der Neoplatonischen Fragmente schon die alten Magier dargestellt, und später in den Mosaischen Urkunden tritt es mit einer Wahrheitsbegeisterung und Beredtsamkeit hervor, welche wahrlich nicht bei unseren neuen Dialektikern zu finden ist. Hegel ist bei mir sehr heruntergekommen, und der alte Moses steht in floribus. — Hätte ich neben dem Moses aber auch seine Propheten! *(An Laube.)*

1850.

Die religiöse Umwandlung, die in mir sich ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin. Es sind große, erhabene schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichtes und nicht die Phosphordünste der Glaubenspisse.

(An Campe.)

1850.

Halleluja.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Musen, fort! In frömmern Weisen
Will ich den Herrn der Schöpfung preisen.

Fort mit der Heiden Musika!
Davids frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgesang!
Mein Psalm ertönt: Halleluja!

1851.

Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein milder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik . . .

Je entschiedener die Gemüter, desto leichter werden wir das Opfer solcher Dilemmen. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen. Ich verharre bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu meinem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgendeiner Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. *(Nachwort zum Romanzero.)*

1852.

Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich ebensosehr eine Quelle des Heils als ein Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich knie neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht . . . Welche Demütigung! Mit all meiner Wissenschaft habe ich es nicht weiter gebracht als der arme unwissende Neger, der kaum buchstabieren gelernt! . . . Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu zitieren pflegte, ich zitiere jetzt die Bibel wie der Onkel Tom. In der Tat, ich verdanke ihr viel, sie hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl in mir wiedererweckt, und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist entschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels. Die törichtsten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht sehr gescheute Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend gefragt, ob ich dem lutherisch-evangelischen Bekenntnisse, zu welchem ich mich bisher nur in lauer offizieller Weise bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugetan sei? Nein, Ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung keine Aenderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschiehts, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr genierte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen, zumal in Berlin, befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Banne bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegierten, positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henry IV. einst lachend sagte: Paris vaut bien une messe", so konnte ich mit Fug sagen: „Berlin vaut bien un prêche", und ich konnte mir nach wie vor das sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christentum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gottheit Christi wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Wert für mich als die andere; ich konnte aus Courtoisie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der russische Kaiser sich in einen preußischen Gardeoffizier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeugt, einer Revue in Potsdam beizuwohnen.

(Geständnisse.)

1852.

Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweistümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, vernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendiges Leben, er ist nicht tot, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getötet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze töten, wieviel weniger einen Gott. Ich habe es am eigenen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. In der Tat, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes und war so übermütig wie der König Nebukadnezar vor seinem Sturze.

Ach, einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Tier am Boden kroch und Gras aß (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, sondern auch meinem viel verstockteren Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viel schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung wert wären, z. B. gleich am Anfang die Geschichte vom verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdozentin, die schon 6000 Jahre vor Hegels Geburt die ganze Hegelsche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigt sich sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder, was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelange — diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: „Wenn Ihr vom Baume der Erkenntnis genossen, werdet Ihr wie Gott sein!"

In der Tat, weder eine Vision noch eine seraphitische Verzückung noch eine Stimme vom Himmel oder ein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches — eines Buches? Ja, und es ist ein altes schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit

den lieben, bebenden Lippen und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die Heilige Schrift. Wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche sich auf Kostbarkeiten verstehen, wußten sehr gut, was sie taten, als sie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stich ließen und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe ward gottlob nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus, des Bösewichts, der ein solch schlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdischer Priester, der 200 Jahre vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus zu Jerusalem lebte und Josua bin Sira's ben Elieser hieß, hat in einer Gnomensammlung „Meschalim" in bezug auf die Bibel den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen und ich will seine schönen Worte hier mitteilen. Sie sind sakerdotal feierlich und doch so erquickend frisch, als wären sie erst gestern der lebenden Menschenbrust entquollen, und sie lauten wie folgt:

„Dies alles ist eben das Buch des Bundes, mit dem höchsten Gott gemacht, nämlich das Gesetz, welches Moses dem Hause Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit geflossen ist, wie das Wasser Pison, wenn es groß ist: und wie das Wasser Tigris, wenn es übergeht in Lenzen. Daraus der Verstand geflossen ist, wie der Euphratis, wenn er groß ist, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demselben ist hervorgebrochen die Zucht wie das Licht und wie das Wasser Nilus im Herbst. Er ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte: und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn sein Sinn ist reicher weder kein Meer und sein Wort tiefer denn kein Abgrund."

(An Baron Rothschild.)

Zusammengestellt nach Bieber „Heinrich Heine, Confessio judaica", Berlin, Welt-Verlag 1924.

März 1925. **Fritz Kahn,**
Jeh. Halevi-Loge, Berlin.

Hiob.

Kap. 38/39.

Zu den dichterisch erhabensten Stellen der Bibel und damit zugleich zu den großartigsten Stücken der Weltliteratur zählen die Kapitel 38/39 am Schluß des Hiob-Dramas, da Gott gegenüber den Zweifeln Hiobs an der Gerechtigkeit der Weltordnung redend auftritt und ihm die Nichtigkeit des Menschen gegenüber der Größe der Welt und die Beschränktheit seiner Einsicht gegen die Großartigkeit des Weltgeschehens ausmalt, um ihm hierdurch sein Unrecht vorzuhalten, daß er es wagt, mit Gott über Naturgeschehen und Menschenschicksal richten zu wollen. Durch einzelne Naturbilder, die mit der Unergründlichkeit der Schöpfung beginnen und über die leblose Natur, Sterne und Meer, Gewitter und Regen zu den Tieren und dem Menschenleben hinleiten, führt er ihm vor Augen, daß die Welt ohne den Menschen geschaffen ist und ohne menschliches Zutun nach Gesetzen, die dem Menschen unergründlich sind, sinnvoll ihr Dasein durchläuft. Der Unterton, der nicht laut hervorschallt, aber vernehmlich als Kontrapunkt des Ganzen unterschwingt, ist die dem Hiob überlassene Schlußfolgerung: Wenn ich dem Blitz seine Bahn anweise und den Regen zur rechten Zeit sende und wieder einhalte, wenn das Straußenei im Sande trotz aller Gefahren nicht verkommt und die hungernden Jungen des Raben, auch wenn sie schreien, nicht zugrunde gehen — da sollte ich dem Menschen nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Für den modernen Juden sind die beiden Hiobkapitel auch noch darum von besonderem Wert, weil sie die vielfach verbreitete Behauptung widerlegen, daß die Juden kein originales Naturgefühl besäßen. In Wahrheit haben die Juden — man kann hierfür auch zahlreiche andere Bibelstellen, auch die Gedichte Jehuda Halevis anführen — ein durchaus lebendiges Naturgefühl besessen, das nur später in der Ghettoenge verkümmert und unter dem Galuthleid verschüttet wurde. Die beiden im folgenden wiedergegebenen Kapitel aus dem Buch Hiob sind Zeugnisse einer sowohl tief dichterisch erlebten wie philosophisch durchdachten Naturauffassung, wie sie in der antiken Literatur kaum ihresgleichen findet. Selbst die moderne Dichtung hat, weil eben diese Hiobkapitel wie die besten Stücke Homers, Dantes, Shakespeares oder Goethes inkommensurable Ewigkeitswerke und -werte sind, nichts aufzuweisen, was sie in den Schatten stellt. Ihre Ausdrucksform, eine Blüte höchst entwickelter Sprachkultur, zeichnet sich durch aphoristische Kürze und eine kraftvolle Plastik der Bilder aus, so daß sie an manchen Stellen geradezu modern expressionistisch wirkt und so wenig ins Deutsche übersetzbar ist wie ein Gedicht von Werfel oder Stephan George ins Englische. Die Uebersetzung ist, da jede Uebersetzung von vornherein ein hoffnungsloses Unternehmen, ein Haschen nach Duft bedeutet, unter Vermeidung jeder persönlichen Note des Uebersetzers in strenger Anlehnung an den Text gehalten.

Und es antwortete Gott dem Hiob aus dem Windeshauch und sprach:

Wer ist da, der da Weisheit verdunkelt durch Worte ohne Wissen? Auf, gürte deine Lenden wie ein Mann, ich werde dich fragen und du steh mir Rede!

Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sag es, so du davon Kunde hast! Wer setzte die Maße über sie, weißt du es? Und wer spannte über sie die Meßschnur aus? Worin sind ihre Pfeiler eingesenkt und wer hat ihren Eckstein dahingeschleudert unter dem Chorgesang aller Morgensterne und dem Gejauchze aller Söhne Gottes? Und sperrte mit Türen das Meer ab, als es vorkroch aus dem Schoße, dem es entstieg; als ich Wolken ihm zum Kleide und Nebel ihm zu Windeln gab; als ich ihm Felsen zu Grenzen ausbrach und sie ihm zu Riegeln und zu Türen setzte, und sprach: Bis hierher kommst du und nicht weiter und hier werde ich zur Ruhe bringen den Trotz deiner Wogen.

Hast du schon einmal in deinem Leben dem Morgen befohlen und dem Frührot seine Stelle angewiesen? Die Erde an ihren Zipfeln gepackt (Erdbeben), daß die Frevler von ihr abgeschüttelt werden; daß sie sich wandelt wie Ton unter dem Siegel und sich wallend aufhebt wie ein Kleid; und es wird den Bösen ihr Licht geraubt und der Frevelarm, der erhobene, abgebrochen? (Anspielung auf den vulkanischen Untergang von Städten wie Sodom und Gomorrha.)

Bist du schon einmal hinabgestiegen bis zum Grunde des Meeres und die Fußtapfen der Tiefe, bist du sie schon gewandelt? Haben sich dir entdeckt die Tore des Todes und die Pforten des Schattenreiches, hast du sie erschaut? Hast du schon bis an die Grenzweiten der Erde geblickt — sag es, so du sie gänzlich erkannt hast? Wo ist der Weg zu des Lichtes Wohnung, und die Finsternis, wo hat sie ihr Heim? Daß du sie aus ihnen herführst in ihren Bahnen und die Pfade zurück zu ihren Behausungen kennest. Ha, du mußt es doch wissen, da du doch damals geboren warst und die Zahl deiner Tage ja so viele sind!

Bist du schon hingekommen zu den Schatzkammern des Schnees und des Hagels Speicher, hast du sie gesehen, sie, die ich verwahre für die Zeit des Winterleides, da der Kampf tobt und der Kriegssturm? Kennst du den Weg, auf dem das Klarwetter herankommt und der Ostwind hinfährt über die Erde? Wer weist dem Regen seine Bahnen zu und dem Donnerblitz seine Pfade, es regnen zu lassen über Länder, die kein Mensch bewohnt, und über Wüsten, darin niemand hauset, Wüsteneien und Oeden zu sättigen und den Keimling im Grase sprießen zu lassen. Hat der Regen einen Vater? Und der Tautropfen jemanden, der ihn erzeugt? Aus wessen Schoß ist das Eis hervorgebrochen und der Reif des Himmels, wer gebar ihn? — wie zu Stein verwandelt sich das Wasser und die Meeresfläche zieht sich zusammen.

Kannst du die Bande der Plejaden knüpfen oder die Fesseln des Orion lösen? Führst du die Planeten heraus zu ihrer Zeit und den Bären in der Schar seiner Kinder, leitest du ihn? Kennst du

die Gesetze des Himmels und bestimmst du seine Macht über die Erde? Kannst du deine Stimme (auch nur bis) zu den Wolken heben und es deckt dich dann der Regenschwall des Wassers? Kannst du Blitze senden und sie fahren daher und sagen zu dir: hier sind wir!

Wer hat Weisheit in die Nieren gesenkt und dem Hahn Verstand gegeben (daß er den Morgen anzeigt)? Wer zählt die Wolken in Weisheit ab und die Schläuche des Himmels, wer wendet sie (am Ende der Regenzeit) um, wenn (als Zeichen, daß es genug geregnet) der Staub sich zu Kotmassen zusammenballt und die Schollen aneinanderkleben?

Bist du es, der dem Löwen seine Beute fängt und die Gier der jungen Leuen stillt, wenn sie sich in ihren Lagerstätten ducken und im Dickicht auf der Lauer liegen? Wer bereitet dem Raben seine Zehrung, wenn seine Jungen zu Gott schreien, da sie ohne Fraß umherirren?

Weißt du die Zeit, da die Gemsen des Feldes gebären und das Kreißen der Hindinnen, paßt du es ab? Zählst du die Monde, bis sie voll sind, und weißt du die Zeit ihrer Niederkunft? Sie krümmen sich, ihre Jungen brechen durch, und los sind sie ihre Wehen. Feist werden die Kleinen, wachsen auf im Freien, sie trotten dahin und kehren nicht zurück zu ihnen.

Wer schickt das Steppentier in die Freiheit, und die Bande des Wildesels, wer löst sie? Dem ich die Wüste zur Wohnung gab und die Einöde zu seiner Ruhestatt. Er lacht des Getümmels der Städte und die Scheltrufe des Treibers, er hört nicht auf sie — auf den Bergen sucht er seine Weidetriften und nach jeglichem Grün forscht er. Wird das Einhorn dir Knecht sein wollen, nächtigen an deinen Krippen? Wirst du den Büffel binden mit dem Furchenseil, daß er die Ebene hinter dir pflügt? Wirst du ihm trauen, da doch seine Kraft so groß ist, und deine Mühe ihm anheimgeben? Wirst du dich darauf verlassen, daß er deine Saaten wiederbringt und in deiner Tenne sie aufhäuft?

Seine Fittiche hebt fröhlich der Strauß, dem Storch gleicht er an Feder und Flügel (?). Sein Weibchen überläßt dem Boden seine Eier und im Sande lässet es sie brüten. Denkt nicht daran, daß ein Fuß sie (vielleicht) zertreten wird und ein Tier des Feldes sie zerstampft. Hart ist sie gegen ihre Kinder, sie sind ihr nichts und ohne Zagen läßt sie ihre Mühe zuschanden werden; denn versagt hat ihr Gott die Einsicht und Verstand hat er ihr nicht zuerteilt. Zur Zeit, da sie in die Höhe aufschießt, lachet sie beider, des Rosses und des Reiters.

Gibst du dem Pferde seine Stärke und kleidest du seinen Hals mit der Mähne? Heißt du es aufspringen, rauschend wie ein Heuschreckenschwarm — prächtig und schrecklich ist sein Schnauben. Es stampfet den Boden, freut sich seiner Kraft und dahin sprengt es den Waffen entgegen; spottet der Furcht, es bebt nicht und kehrt nicht um vor den Schwertern; über ihm klirrt der Köcher, es blitzen die Klingen von Spieß und Speer; in wütendem Stürmen schlürft es den Boden und nicht achtet es, daß der Schofar ihm entgegendröhnt. Beim Schall der Drommeten wiehert es: Hui! und von ferne wittert es die Schlacht, den Donnerruf der Führer und das Feldgeschrei.

Ist's deine Weisheit, daß der Habicht auffliegt und seine Flügel nach Süden breitet? Ist's dein Geheiß, daß der Adler aufsteigt und sein Nest in der Höhe baut? Auf Felsen horstet er und übernachtet dort, die Zacken der Felsen sind seine Zinnen. Von dort aus spähet er nach Fraß und fernhin lugen seine Augen. Und seine Jungen schlürfen Blut, und wo Erschlagene liegen, da ist er.

März 1925.

Fritz Kahn
Jeh. Halevi-Loge, Berlin.

Nationalbibliothek in Jerusalem.

Im Jahre 1892 gründete die Jeruschalajim-Loge I. O. B. B. zur Erinnerung an das 400jährige Jubiläum der Einwanderung der jüdischen Flüchtlinge aus Spanien in das türkische Reich in Jerusalem eine Bibliothek, die zu Ehren des Mannes, in dessen Leben sich die Größe jener Zeit widerspiegelt, den Namen Midrasch Abarbanel erhielt. Die Bibliothek war zunächst als Stadtbibliothek gedacht.

Große, die ganze Judenheit umfassende Horizonte eröffneten sich vor den Begründern der Bibliothek, als 1896 Dr. Josef Chasanowitz, Arzt in Bialystok, seine große Sammlung der Bibliothek zur Verfügung stellte und seine Bestrebungen mit denen der Jerusalemer Gründer verband. Chasanowitz war sich der Tatsache bewußt, daß die jüdischen Bücherschätze und, was noch wichtiger ist, die Schätze jüdischer Handschriften der jüdischen Gemeinschaft zum großen Teil verloren gegangen waren. Infolge der Gleichgültigkeit der jüdischen Intelligenz einiger Generationen gegenüber jüdischen Dingen waren die größten Schätze an hebräischen Büchern und Handschriften in nichtjüdische Bibliotheken gewandert und so entstand z. B. die paradoxe Lage, daß eine der größten hebräischen Bibliotheken sich im Vatikan befindet. Dr. Chasanowitz wollte retten, was zu retten war. Und mit unvergleichlicher Hingabe sammelte dieser Mann, der selbst mittellos war (und gegen Ende des Krieges buchstäblich Hungers gestorben ist), die wertvollen Bücher, die er erreichen konnte, welche er unter dem Namen Ginse Josef der Jerusalemer Bibliothek einverleibte. Vor Kriegsausbruch zählte die Bibliothek in Jerusalem 32 000 Bände.

Neue Aufgaben eröffneten sich der Bibliothek, als im Jahre 1920 die Zionistische Organisation sie übernahm und beschloß, sie als Universitätsbibliothek auszubauen. Neben der früheren Aufgabe, alles zu sammeln, was von Juden und über Juden geschrieben worden war, entstand die neue, die Bibliothek so auszugestalten, daß sie den Forschungsbetrieb an der Universität sichern könnte. Was bei anderen Bibliotheken im Laufe von mehreren Generationen erreicht worden war, sollte hier in wenigen Jahren erzielt werden und das unter besonders schwierigen Bedingungen. Denn die Zionistische Organisation bzw. der Keren Hajessod, der die Finanzierung der Palästinasiedlung übernahm, konnte natürlich neben seinen großen kolonisatorischen Aufgaben für wissenschaftliche Zwecke nur einen kleinen Betrag bewilligen, gerade so viel, daß die Beamten bezahlt werden und der Betrieb der Bibliothek garantiert wird. Für Ankauf von Büchern gab es kein Budget. Zum Glück fand die Bibliothek in allen Ländern ergebene Freunde, welche die Wichtigkeit der Schaffung einer derartigen wissenschaftlichen Institution einsahen und ihr zu Hilfe kamen. Fast in allen Ländern bildeten sich Komitees, welche sich die Büchersammlung zum Ziele machten. Auch Regierungen kamen der Institution zu Hilfe. Ein großer Teil der europäischen Regierungen ermunterte die wissenschaftlichen Institute ihres Landes, der Bibliothek ihre Schriften zuzusenden und in einzelnen Ländern, z. B. in Frankreich und Spanien bewilligten die Regierungen größere Geldbeträge zum Ankauf von Büchern für die Bibliothek.

Mit der Eröffnung der Hebräischen Universität im Herbst 1924 erhöhte sich die Verantwortlichkeit der Bibliothek, gleichzeitig aber steigerte sich auch das Interesse an ihr. Der Universitätsfonds der Zionistischen Organisation kaufte die einzigartige Sammlung des Orientalisten Professor Ignaz Goldziher und so wurde die Bibliothek mit einem Schlage auch zugleich die größte arabische Bibliothek Palästinas. Das judaistische Institut der Universität kaufte die Bibliothek des bekannten Erforschers der griechischen Philosophie Theodor Gomperz in Wien und beteiligte sich am Ankauf der Bücherei des vor wenigen Jahren verschiedenen Rabbiners Dr. S. A. Posnansky in Warschau, welche durch die Sammlung von Schriften der Karäer, die sie enthält, sehr wertvoll ist. Die medizinische Abteilung der Bibliothek erfreut sich der besonderen Fürsorge spezieller Fachkomitees (Verein jüdischer Aerzte in Amerika, Komitee Professor Citron in Berlin, Komitee Dr. Korn in Wien). Selbst ferne Judengemeinden kamen der Bibliothek zu Hilfe. So ist eben erst eine Sendung von 2000 Bänden, eine Spende der jüdischen Gemeinde in Shanghai, in Jerusalem eingetroffen. Aber auch Nichtjuden beteiligen sich an diesem über allen Parteien stehenden Werke. Z. B. hat eine in Japan lebende englische Christin, Frau E. A. Gordon, der Bibliothek eine mehrere hundert Bände umfassende Sammlung für vergleichende Religionswissenschaft gespendet.

Diese umfassende Hilfe reicht freilich nicht an die Größe der Aufgabe. Ist doch in anderen Ländern der Staat diejenige Stelle, welche Bibliotheken finanziert. Der Mangel des Budgets bereitet der Bibliothek natürlich um so größere Schwierigkeiten, je größer der Zustrom an Büchern ist und je größer ihre Ausgaben für Transportspesen, Bücherbinden, Verwaltung usw. sind.

Die Zahl der Benützer der Bibliothek beträgt zirka 3000 im Monat, unter ihnen zahlreiche Nichtjuden. Schwierigkeiten bereitet die Frage eines entsprechend großen Lesesaals und der Magazinräume. Sie ist bisher nur provisorisch gelöst worden, indem die Bibliothek zu ihrem ursprünglichen Gebäude — welches noch heute der Loge als Versammlungssaal dient — zwei weitere Gebäude hinzumietete. Jedoch haben die Verwalter der David Wolffsohn-Stiftung bebeschlossen, für die Bibliothek aus den Mitteln des David Wolffsohn-Fonds ein den Bedürfnissen moderner Bibliothekstechnik entsprechendes Gebäude zu errichten.

Die Bibliothek gibt auch wissenschaftliche Publikationen heraus. Zusammen mit der Universität veröffentlicht sie die Scripta Universitatis atque Bibliothecae Hierosolymitanarum, von denen bis-

her zwei Bände erschienen sind, und als ihr eigenes Publikationsorgan dient der Bibliothek die Vierteljahrsschrift für hebräische Bibliographie „Kirjath Sepher". In dieser werden Nachrichten über die Fortschritte der Bibliothek sowie wissenschaftliche Arbeiten: eine bibliographische Liste der Palästinadrucke, eine Liste aller judaistischen Schriften der ganzen Welt und endlich unveröffentlichte Manuskripte aus den Handschriftenschätzen der Bibliothek veröffentlicht.

Die Zahl der Bände, die im Jahre 1920 32 000 betragen hatte, ist heute bereits auf 90 000 Bände gestiegen. Die Bibliothek hat einen bisherigen durchschnittlichen Jahreszuwachs von 12 000 bis 15 000 Bänden.

März 1925.

Dr. Hugo Bergmann
Dir. d. Univers.-Bibliothek
Jerusalem

Yemeniten.

Als Yemeniten bezeichnet man die in der südarabischen Landschaft Yemen wohnenden Juden; Yemen ist eine schmale gebirgige Küstenlandschaft am Südende des Roten Meeres, südlich von Mekka, nördlich von Aden und der bekannten kleinen Kaffeeprovinz Mokka benachbart. Wie an allen wichtigen Küstenplätzen der arabischen Halbinsel scheinen sich schon früh, vermutlich in der Zeit der Könige, auch in Yemen jüdische Handelsniederlassungen gebildet zu haben, die als die Wiegen der yemenitischen Judenheit anzusehen sind.

Als der Sage nach Esra nach dem Ende des Exils eine Botschaft an die Juden des Yemen sandte mit der Aufforderung, nach Palästina zurückzukehren, lehnten sie diese ab mit der Begründung, daß die Zeit der Erlösung noch nicht gekommen sei. Daraufhin soll Esra ihnen geweissagt haben, daß ihr Reichtum keinen Bestand haben werde und sie niemals Ruhe finden würden, eine Prophezeiung, die sich in der traurigsten Form erfüllte. Vorerst erging es den Juden in Yemen recht gut. Sie gründeten nach der heute nicht mehr prüfbaren Ueberlieferung die Stadt Sanaa, die in ihren hebräischen Dichtungen den Namen Udal führt und heute eine der yemenitischen Hauptstädte bildet. Sie wurde angeblich von Mohamed belagert und den Juden entrissen. Unter ihren arabischen Nachbarn scheinen die Juden im Mittelalter, wie dies damals allerorts üblich war, eifrig Proselytismus getrieben zu haben, denn um das Jahr 450, also rund 1000 Jahre nach der Gründung der ersten jüdischen Kolonien, lebten zwei yemenitische Araberstämme nach jüdischem Gesetz. Gelegentlich eines Krieges mit einem benachbarten Araberstamm soll ihr Gegner, ein himjaritischer Fürst, beim Friedensschluß ihr Judentum kennen gelernt und sich derart für dasselbe begeistert haben, daß er mit seinem ganzen Heer zum Judentum übertrat. Nunmehr herrschte eine ganze Dynastie von himjaritisch-jüdischen Araberfürsten, die, wie es bei Proselyten nicht selten ist, so glühende Verehrer der neuen Relegion waren, daß einer von ihnen sogar eine Christenverfolgung inszeniert haben soll. Die heutigen yemenitischen Juden sind als die Nachkommen dieser arabischen Proselyten anzusehen, die wahrscheinlich, wie es bei solchen Küstenkolonisationen zu sein pflegt, die ursprünglichen echten jüdischen Zuwanderer in sich aufgesogen haben.

Die Yemeniten haben durch die Annahme des Judentums dieselbe schwere Bürde auf sich genommen, die die Juden aller Länder tragen. Sie sind seither der Gegenstand zahlloser Verfolgungen und einer fast ununterbrochenen politischen Unterdrückung gewesen. 1172 muß Maimonides den Juden Yemens ein Trostschreiben senden, damit sie in dem schweren Kampf um ihre politischen und religiösen Rechte ausharren. Die Lage der yemenitischen Juden innerhalb der arabischen Welt ist das genaue und darum ebenso traurige Spiegelbild der Judenlage im christlichen Westen. Wie hier Päpste und Kaiser, so haben dort die Sultane jüdische Leibärzte, aber diese sind Auserwählte aus einer entrechteten Masse und genießen Freiheiten, die nur auf Gunst errichtet, aber nicht auf Recht begründet sind. Als, so lesen wir in einer Chronik aus dem Jahre 1290, im Gefolge eines Sultans sein jüdischer Leibarzt auf einem Maulesel bemerkt wird, reißt der Pöbel ihn herunter und mißhandelt den „Feind Gottes, den Feind seines Propheten“, dem nicht die Ehre zuteil werden dürfe, auf einem Esel zu reiten, und der Beleidigte muß sich bei seinen Beleidigern entschuldigen, daß er als Leibarzt des Sultans menschliche Rechte in Anspruch genommen!



Abb. 1. Yemenitischer Charakterkopf.

Bis auf den heutigen Tag leben die Juden des Yemen in dieser unwürdigen mittelalterlichen Entrechtung. Ihre Zahl wird auf etwa 30 000 geschätzt. Die Mehrzahl von ihnen wohnt im Innenteil des Landes, in den Städten und Dörfern des hinter den Küstenbergen befindlichen Hochplateaus, vor allem in dem erwähnten Sanaa, einer Stadt von 50 000 Einwohnern auf einer 2 300 Meter hohen Ebene. Die Stadt Sanaa zerfällt in drei Bezirke, ein vornehmes, modernes Viertel, das bis 1914 von den türkischen Offizieren und Beamten bewohnt wurde, ein Araberviertel und ein Judenviertel, das im Jahre 1900 etwa 7000 Juden umfaßte. Die Herrschaft der Türken über die kriegerischen Stämme des Landes war eine sehr illusorische, sie bestand eigentlich nur in immerwährendem Kriege mit den Stammfürsten, unterbrochen von Waffenstillständen. Die Juden hielten treu zu den Türken, da sie bei ihnen einen, wenn auch geringen Schutz genossen und von ihnen die Erlösung aus ihrer arabischen Unterdrückung erhofften. Ihre Loyalität gegenüber dem türkischen Reich mußten die Juden teuer mit dem verdoppelten Haß der fanatischen Einwohner, unter denen vor allem die judenfeindliche Sekte der Sajdas mächtig ist, büßen. So oft irgendwo die einheimischen Fürsten einen Sieg errangen, sind die „landesverräterischen“ Juden das Opfer der Sieger, die nun über sie herfallen, ihre Quartiere zerstören, ihre Habe rauben, die Juden mit allen erdenklichen Qualen peinigen (Abb. 2). Erst kurz vor dem Kriege war die ganze Familie eines jüdischen Gemeindevorstehers von dem damals siegreichen Imman Jichja wegen ihrer Türkenfreundlichkeit ermordet worden.

Die soziale Lage der Juden spottet jeder Beschreibung und wäre für uns gar nicht vorstellbar, wenn wir nicht im europäischen Mittelalter das getreue Gegenstück dazu erlebt hätten. Der Jude gilt in der Landessprache offiziell als der „Gemeine“ und wird so vor Gericht tituliert. Er darf nicht Zeuge sein und keinen Eid leisten. Einen Muslim verklagen kann er nicht. Der von der Alliance im Jahre 1910 zur Prüfung der Lage nach dem Yemen entsandte

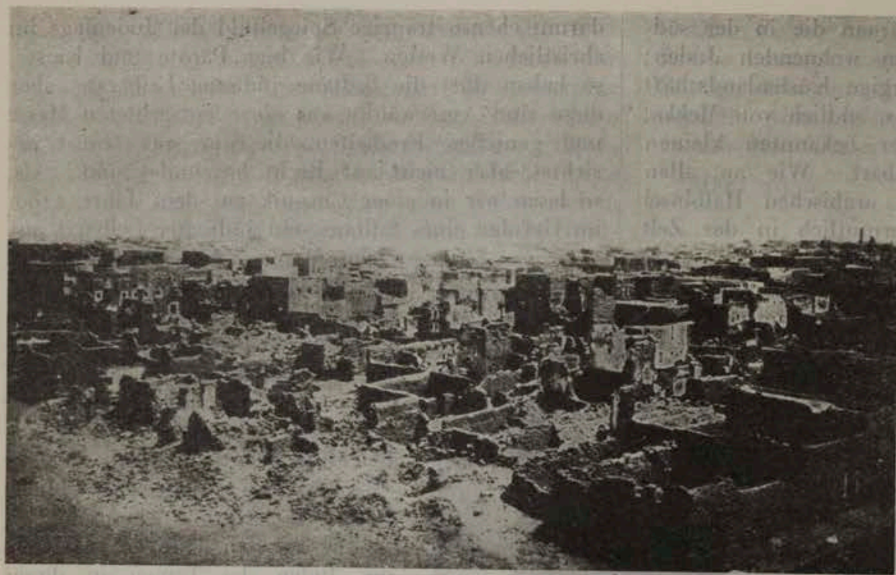


Abb. 2. Zerstörtes yemenitisches Judenviertel.

Direktor der Alliance-Schule in Beirut berichtet von fünf Fällen während seines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Sanaa, in denen mißhandelte und geplünderte Juden vor Gericht nicht nur nicht zu ihrem Recht kamen, sondern sogar zum Teil noch obendrein Strafe zahlen mußten wegen „unvorschriftsmäßigen Verhaltens". Erst recht schlimm ist es für den Juden, wenn gar er selbst wegen eines Vergehens verklagt wird. Da gibt es kein Erbarmen. Für die mindeste Uebertretung wird er mit horrenden Geldstrafen belegt, die er zu zahlen gar nicht imstande ist. Im Falle der Nichtzahlung wird er in Ketten gelegt und täglich grausam geschlagen. Vor der Strafe spricht ihm der Kadi mit sanften Worten zu, daß er doch seinen Glauben wechseln und aller Herrlichkeit des Diesseits und des Jenseits teilhaftig werden solle. Seine Ablehnung wird wiederum als strafbare Hartnäckigkeit angesehen. . . . .

Begegnet ein Jude einem Muslim beliebigen Ranges, so ist er verpflichtet, ihm den Gruß zu entbieten und ihn als Herrn anzusprechen. Tut er das nicht, so wird er ohne Erbarmen geschlagen. Es ist einem Juden nicht gestattet, auf einem Esel, geschweige auf einem Kamel zu reiten. Die Juden müssen wie die Sklaven zu Fuß gehen, wenn sie auch große Reisen vor sich haben. Die Sejdas sagen, daß die Juden die Tiere, die besser sind als sie, nicht belästigen dürfen. Die Juden müssen ärmliche Gewänder tragen, dürfen keine Strümpfe anziehen, nicht an den Moscheen vorbeigehen, die Bäder nicht besuchen, sind aber verpflichtet, sie mit getrocknetem Menschenkot zu heizen. Aus Furcht vor Plünderung verstecken sie ihre Habseligkeiten in Erdlöchern. Die meisten von ihnen haben aber keine Schätze, die sie verbergen könnten. Drei Viertel von ihnen sind Handwerker: Schneider, Schuster, Weber, Gold- und Silberschmiede, Teppichknüpfer, Tabakarbeiter, Töpfer, Drechsler usw. Sie sind sozusagen die einzigen Handwerker des Landes und als solche sowohl den Europäern wie den Einheimischen unentbehrlich. Der jüdische Forschungsreisende Hermann Burchardt, der als einer der wenigen Europäer den Yemen wissenschaftlich durchforscht hat und dort 1909 von arabischen Räubern ermordet wurde, sagte: „Die feinen, in unzähligen Mustern ausgeführten Muschrebije-Arbeiten (Gitterwerk aus gedrechselten Holzkegelchen) sollen ausschließlich von Juden angefertigt werden." Bei seinen Reisen ins Innere traf Burchardt ganze Judendörfer, deren Bewohner sich hauptsächlich mit der Herstellung von Töpferei und Ackerbaugerät beschäftigen, darunter ein höchst romantisch gelegenes Judendorf El Girahe, dessen Bewohner sich ausschließlich mit der Anfertigung von weit und breit wegen ihrer Güte bewährten Töpferwaren befassen. Für die Lieferung von Ackergerät, Webwaren usw. erhalten sie von der Landbevölkerung einen Anteil an der Ernte zugesichert. Wenn, was im Yemen nicht selten ist, Mißernten erfolgen, so geht natürlich der Jude leer aus und muß, um nicht elendiglich zu verhungern, auf die Wanderschaft gehen, trotzdem er sein „Vermögen" als ge-

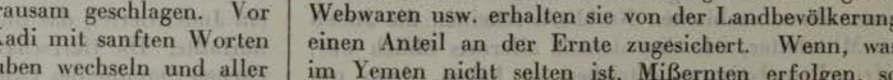


Abb. 3. „Das portative Vaterland": Die Thora.

leistete Arbeit bei den Fellachen investiert hat. Oft genug gelingt es ihm nicht einmal, sein armseliges Haus zu verkaufen, so daß er es abreißt, um wenigstens das Holz zu veräußern — ganz ähnliche Verhältnisse, wie sie im Mittelalter in Westeuropa und in den vergangenen Jahrzehnten in Rußland herrschten. „Nichts berührt trauriger", schreibt ein Reisender, „als der Anblick mancher Ortschaften, wo die gesamte jüdische Einwohnerschaft von der letzten Hungersnot hingerafft wurde. Die durchschnittliche Sterbeziffer ist erschreckend. Choleraepidemien haben die Juden des Yemen schon häufig dezimiert. Die Bedürfnislosigkeit des yemenitischen Juden überschreitet jede europäische Vorstellung. Bekleidet ist er mit einem Hemd. Selbst der reiche yemenitische Jude ißt am Wochentage zu einer Mahlzeit nicht mehr als eine Speise. Trotzdem gelingt es ihnen nicht, ihr unsagbar bescheidenes Existenzminimum aufzubringen."(Abb. 4.)



Abb. 4. Yemenitenkinder 1900 in Yemen.

Nachdem im Jahre 1910 wieder einmal große Judenverfolgungen im Yemen stattgefunden hatten, entsandte, wie erwähnt, die Alliance den Direktor der Beiruter Schule, Z e m a c h , nach Sanaa. Er wird von den yemenitischen Juden wie ein Erlöser begrüßt. Er schreibt: „Auf meine wiederholten Fragen, wie es ihnen ergehe, wiederholen alle die nämlichen Worte: ‚Wir wissen nichts, wir kennen nichts, wir sind wie die Wilden, wir wollen Menschen werden. Wir haben so viel geschrien, gebetet, geweint — man hat bis heute unsere Stimme nicht gehört; endlich wird Gott mit uns Mitleid haben!' Doch nein! Trotz ihres Elends, ihres kläglichen Aussehens kann ich nicht finden, das die Leute wie die Wilden sind. Im Gegenteil. Sie machen bei der Unterhaltung einen ausgezeichneten Eindruck. Sie sind klug und sprechen mit wahrer Menschen- und Sachkenntnis. Sie sind nicht entartet; sie haben auch Zeit für geistige Bestrebungen. Ein großer Teil ihrer Tage und Abende ist dem Gebet, frommer Lektüre, philosophischen und moralischen Betrachtungen gewidmet, und aus ihren Augen strahlt das Licht des Wissens. Indem ich mit ihnen rede, sehe ich nicht mehr ihr wunderliches Aeußere, ihren jämmerlichen Zustand; ich spüre die Lebhaftigkeit einer Intelligenz, die durch zehn Jahrhunderte mangelnden Unterrichts und der Unterdrückung sich erhalten hat. Was ihnen fehlt, ist Ordnung, Methode, Selbstvertrauen. Der Jude besitzt Intelligenz, hat hebräisches Wissen, aber er weiß nichts vom Leben der Zivilisierten, vom modernen Fortschritt, hat keine Selbstachtung und keine Eigenliebe. Wird er beleidigt, so stellt er sich, als ob er nicht verstände. Ein arabisches Kind wirft Steine gegen ihn, und er flieht eilends davon. Er müht sich um kümmerlichen Lebensunterhalt; die Kinder sind hübsch und sanft, lernen und fassen schnell, worin man sie unterweist." Als der Alliancegesandte in der Stadt Hodeidah weilt, kommen täglich die Juden aus den Bergen, um von ihm ihre Erlösung aus dem „Dschaluth" (Galuth) zu erfahren. Als er einem Silberschmied aus Malhan sagt, er wolle ihn dort besuchen, „malt sich ein furchtbarer Schrecken auf dem Gesicht des Mannes und er bittet in flehenden Tönen: ‚Das dürft Ihr nicht tun, Rabbi, man würde euch umbringen!' Er kniet vor mir nieder und küßt mir die Füße, bis ich ihm verspreche, nicht nach Malhan zu gehen. „Wie lebt Ihr denn dort?" frage ich ihn. ‚Wir sind im Dschaluth, wir sind an das Leiden gewöhnt, wir sind keine Menschen, wir sind wie Tiere!' Das wurde in so verzweifeltem Ton gesagt, daß mich tiefe Rührung ergriff. Dieses menschliche Wesen, das ich zum ersten Male sah, das in seinem Aeußeren, in seinen Gedanken und Gewohnheiten so ganz anders war als ich, ich fühlte es doch als einen Bruder, er war Jude wie ich. Dieser Glaubensbruder beugte sein Haupt vor einem unabwendbaren Fatum, aber man spürte in ihm großen Mut, innere Energie und die



Abb. 5. Yemenitenkinder 1925 in Palästina.

feste Hoffnung auf das Ende des „Dschaluth" und auf die künftige Erlösung; und ich sagte mir, daß man diese Menschen um jeden Preis aus ihrem Elend und ihrer Würdelosigkeit retten müsse. Man muß sie retten! Diese Worte werde ich mir noch oft wiederholen — wie aber ist das zu erreichen?"

Als Mittel zur Erlösung der yemenitischen Juden aus dem Dschaluth schlug der Gesandte der Alliance, der Direktor einer jüdischen Schule war, — die Gründung einer Schule in Sanaa vor. Die Yemeniten hatten einen besseren Instinkt gehabt. Sie wanderten, so weit ihnen das unter den drückenden Auswanderungs- und Ansiedlungsbestimmungen der türkischen Regierung möglich war, nach Palästina aus — zu Fuß zogen sie in vielmonatiger Reise durch die unwegsamen Länder mit Greisen, Weibern und Kindern nach Norden und langten, 1882 kam der erste Trupp nach Palästina, in einem schrecklichen Zuge, zerlumpt, verhungert, auf die Hälfte zusammengeschmolzen, in Jerusalem an, zum großen Entsetzen der dortigen Gemeinde, die den Zuzug dieser „Bettler" fürchtete. Monatelang verbrachten die Ankömmlinge im Freien, bis man erkannte, daß man es hier nicht mit Almosengängern, sondern mit einem fleißigen, geschickten, anspruchslosen Völkchen zu tun hatte, das nur das Unglück litt, heimatlos, rechtlos, mittellos zu sein. Die Alliance Israelite streckte ihnen die Gelder vor, sich im bescheidensten Maß in einem eigenen Viertel anzusiedeln, und nun begannen sie auf eigenem Grund und Boden als freie Menschen produktive Arbeit zu leisten, Silberwaren, Teppiche, Matten, Töpfe, Schnitzwerk herzustellen und übten, genau das Gegenteil dessen, was man von ihnen erwartet hatte, einen vorbildlichen Einfluß auf die anderen Bewohner Jerusalems aus. Bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit gelang es ihnen rasch, Ersparnisse zu erzielen und ihre Verwandten aus dem Yemen nachkommen zu lassen, und heute bilden die Yemeniten in Palästina mehrere größere Gemeinden mit eigenem Rabbinat, eigenen Schulen und stellen für den Aufbau Palästinas in allen möglichen landwirtschaftlichen und städtischen Berufen eines der wichtigsten Elemente der produktiven Arbeit dar. (Abb. 5.)

Mai 1925.

Lit.: Jehoschuah Feldmann (Jaffa). „Die yemenitischen Juden." Verlag d. Hauptbüros d. jüd. National-Fonds. Köln a. Rh. 1909.

Von den „yemenitischen Juden". 3. Aufl. Herausg. im Auftrag des Hilfskomités für die yemenit. Juden. 1913. Berlin, Orient-Verlag.

Nikolai-Soldaten.

Unter den zahllosen Heimsuchungen, die die Lebensgeschichte des jüdischen Volkes in Europa zu einem fast ununterbrochenen Martyrium gestalten, stellt das Rekrutierungssystem in der Regierungszeit des Kaisers Nikolaus I. von Rußland zu Anfang des 19. Jahrhunderts einen wohl unerreichten und wohl auch nicht zu überbietenden Höhepunkt an Grausamkeit des Verfolgers und Leiden der Verfolgten dar. Als Nikolaus I., der Schwiegersohn Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zur Regierung kam, brach eine Militärrevolte aus, der sogenannte Dekabristenaufstand, d. h. Dezemberrevolution, die dem militaristisch-reaktionär gesinnten Kaiser den willkommenen Anlaß gab, eine Regierungsform des schärfsten Absolutismus und der gewaltsamen Militarisierung des ganzen Landes einzuführen. Sein Streben ging allgemein dahin, die Fremdnationen Rußlands möglichst rasch und energisch zu russifizieren und die verschiedenen Religionen unter der Gewalt der orthodoxen Kirche zu vereinigen. Gegen die dem russischen Reich zum großen Teil damals neu einverleibten Juden der russischen Westprovinzen ging er durch das System der Rekrutierung vor. Am 26. August 1827 erschien ein Ukas, durch den die Juden zum aktiven Militärdienst herangezogen wurden. Die Dienstzeit wurde auf — sage und schreibe — 25 Jahre festgesetzt. Die von den jüdischen Gemeinden zu stellenden Rekruten mußten 12—25 Jahre alt sein. Die Dienstzeit wurde aber erst vom 18. Jahre ab gerechnet, so daß sie sich für alle unter 18 Jahre alten Rekruten um die an 18 fehlende Anzahl von Jahren erhöhte. Die noch nicht 18 Jahre alten Rekruten, die sogenannten „Kantonisten", wurden in besondere Erziehungsanstalten gebracht, in denen sie für den Militärdienst vorbereitet wurden. Vom Militärdienst waren nur wenige, den oberen Ständen angehörige jüdische Familien befreit.

Durch diese Rekrutierung, die in Wahrheit durch Festsetzung der Altersgrenze einem Kinderraub, und durch die 25—30 jährige Dienstzeit einer Deportation fast aller Männer aus Heimat und Familie gleichkam, hoffte der russische Despot im Gegensatz zu allen fruchtlosen Maßnahmen seiner Vorgänger das jüdische Volk, das er schon auf einer Jugendreise durch den Ansiedlungsrayon als „die Geißel Weißrußlands" bezeichnet hatte, vernichtend an seiner Wurzel zu treffen, es seinem bis dahin zäh verteidigten nationalen Milieu zu entreißen und so endgültig zum verdorren zu bringen.

Die Durchführung dieses Ukases ist eines der grauenvollsten Kapitel der jüdischen Geschichte. Die Gemeinden mußten Bevollmächtigte ernennen, die für die Beistellung der Rekruten hafteten und wohl oder übel das grausame Dekret in die Tatsache umsetzen mußten. Diese stellten ihrerseits wieder Agenten auf, die „Rekrutenfänger" oder „Chapper", die zu den festgesetzten Terminen die Rekruten einfingen. Rückte dieser Zeitpunkt heran, so ergriff eine Panik die jüdischen Familien, und die männliche Jugend im wehrpflichtigen Alter floh, hinter ihr die Meute der Agenten wie Hunde hinter gehetztem Wild. Ein jüdisches Volkslied aus jenen Tagen weiß davon zu singen:

Der Ukas is arobgekummen af jidische Selner
(Söldner),
Senen mir sich zulofen in die puste Wälder . . .
In alle puste Wälder senen mir zulofen,
In puste Griber (Gruben) senen mir verlofen . .
oi wejh! oi wejh!

Gelang es ihnen nicht, genügend einzufangen, so ergriffen die Chapper, um die Zahl, für die sie hafteten, zu erreichen, Kinder unter 12 Jahren bis zum 8. Jahre abwärts, für die sie dann falsch datierte Matrikel ausstellten. In nächtlichen Ueberfällen drangen sie in die Häuser der schlafenden Juden ein und führten unter dem Wehgeschrei der Mütter und unter den Trauergebeten der Väter die Kantonisten hinweg. Die gefangenen Kinder wurden zuerst in eine eigens hierfür vorhandene Rekrutenkammer gesperrt und dann am Tage der Einziehung öffentlich in den Synagogen vereidigt. Das Militäropfer wurde in einem Leichenkittel, den Tallith über dem Kopf, Gebetriemen um Stirn und Arm, vor dem offenen Thoraschrein bei brennenden Kerzen vereidigt, indem es unter Schofarklängen eine Eidesformel hersagen mußte. Die vereidigten Kantonisten wurden nunmehr einem „Partieoffizier" übergeben, der sie in die ihnen vorbestimmte, vom Ansiedlungsrayon natürlich möglichst weit entfernte Provinz brachte. Als der große Vorkämpfer für den Liberalismus in Rußland, Alexander Herzen, in die Verbannung deportiert wurde, begegnete ihm im Jahre 1835 eine solche Partie von Kantonisten. Er schildert seine Begegnung und Zwiesprache mit dem Partieoffizier folgendermaßen:

„Sehen Sie, da hat man eine ganze Bande von verfluchten Judenjungen von 8—10 Jahren zusammengefangen. Ich glaube, sie sind für die Flotte bestimmt, aber sicher weiß ich es nicht. Zuerst wurde uns befohlen, sie nach Perm zu treiben, dann kam aber ein neuer Befehl und nun geht es nach Kasan. Ich habe sie hundert Werst von hier übernommen; der Offizier, der sie mir übergab, sagte, daß es mit ihnen ein wahres Unglück sei. Ein Drittel sei unterwegs geblieben (der Offizier zeigte mit der Hand auf die Erde), die Hälfte wird den Bestimmungsort nicht erreichen"; fügte er hinzu. „Ist unter ihnen eine Seuche ausgebrochen?" fragte ich, aufs tiefste erschüttert. „Nein, eine Seuche ist es nicht, aber sie sterben einfach wie die Fliegen. So ein Judenjunge ist ja schwächlich und kränklich und nicht gewohnt, zehn Stunden am Tage durch den Schmutz zu waten und von trockenem Brot zu leben. Außerdem hat er nur fremde Menschen um sich, ist von Vater und Mutter losgerissen und niemand nimmt sich seiner an, er hustet eine Weile und kommt dann ins Grab . . . . „He, du!" wandte er sich an einen Soldaten, „stellt einmal die Kinder auf!" Man brachte die Kinder herbei und stellte sie in Reih und Glied auf. Es war der schrecklichste Anblick, den ich je erlebt. Diese armen, armen Kinder! Die Knaben von 12 und 13 Jahren hielten sich noch irgendwie auf den Beinen, aber die 8 jährigen und 10 jährigen . . . Selbst der schwärzeste Pinsel könnte dieses Bild nicht schildern. Die bleichen ausgemergelten Kinder standen mit erschrockenen Gesichtern in den ihnen viel zu großen

groben Soldatenmänteln mit den Stehkragen, die elenden hilflosen Blicke auf die Soldaten gerichtet, die sie roh kommandierten. Die blassen Lippen und die blauen Ringe um die Augen zeugten von Fieber und Schüttelfrost. So gingen diese armen Kinder ohne ein freundliches Wort zu hören, vom Winde, der vom Eismeer kam, umweht, ins Grab. Ich packte den Offizier bei der Hand, sagte ihm: „Schonen Sie sie!“ und sprang in meinen Wagen, ich wollte weinen, ich konnte mich kaum beherrschen . . .“

Die verschleppten Kinder wurden einer besonderen zum Militärdienst vorbereitenden Erziehung unterworfen, die von russischen Unteroffizieren und griechisch-orthodoxen Geistlichen geleitet wurde. Das Ziel dieser Erziehung war vor allem die Taufe. Zuerst wandte man Lehren und Ermahnungen an, fruchteten diese, wie dies bei jüdischen Kindern des Ostens damals die Regel war, nichts, so wurde mit einem System sich steigernder Gewaltmaßnahmen vorgegangen, dessen Grausamkeit und Grauenhaftigkeit aller Vorstellung spottet. Diejenigen, bei denen die Skala Belehrung — Ermahnung — Drohung nichts gefruchtet hatte, durften abends nicht schlafen gehen sondern mußten in Reih und Glied postiert auf dem Boden knien. Als Nahrung wurde ihnen Schweinefleisch vorgesetzt, und wenn sie es nicht aßen, bekamen sie gesalzene Fische, um zu den äußeren Qualen der Schlafentziehung noch die inneren des Durstes zu fühlen. Selbstverständlich hielt die Mehrzahl der Kinder diesem Martersystem nicht stand und ließ sich taufen, während der übrige Teil zu Grunde ging. In Kasan war eine Massentaufe vorbereitet, die Kantonisten wurden am Ufer der Wolga aufgestellt. Als die Geistlichen im feierlichen Ornat heranzogen, sprangen die Opfer dieses militaristisch-klerikalen Fanatismus auf ein verabredetes Zeichen in den Fluß und ertranken. Wer von den Kantonisten überlebend in die russischen Regimenter eingereiht wurde, mußte nun 25 Jahre seines Lebens, von 18—43, Soldatendienste tun. Ihm wurde ein russischer Name gegeben, er verbrachte sein Dasein 1000 oder 2000 km weit von der Heimat entfernt zwischen Kaukasus und Ural, und wenn seine 25 jährige Dienstzeit beendet war, so durfte er nicht wie die anderen Soldaten in den Soldatenkolonien weiterleben, sondern mußte in den Ansiedlungsrayon zurückkehren, wo er nun, ein Namenloser, der nicht weiß, aus welcher Stadt er stammt, der seine eigene Familie nicht mehr kennt, als ein Wanderbettler von Ort zu Ort zieht, wohin er kommt, von den Alten der Stadt beschaut und befragt, denn sie alle, alle warten auf die Heimkehr des verlorenen Sohnes — aber der Bettler kann nicht wissen, ob er vor seinen Eltern steht, und die Eltern können im vernarbten Gesicht des zum Halbgreis gewordenen 45 jährigen nicht mehr die Züge des Kindes erkennen, das ihnen vor 25 Jahren nachts aus dem Bett geraubt wurde. Das tragische Schicksal des namenlos heimkehrenden Nikolai-Soldaten, diese traurige Erscheinung eines — wieviel schrecklicher — nicht gestorbenen, sondern lebenden „soldat inconnu“, hat vielfach in der ostjüdischen Literatur seine Bearbeitung gefunden.

Die Schreckensherrschaft des Rekrutierungssystems dauerte 30 Jahre. Naturgemäß wehrte sich die verzweifelte jüdische Bevölkerung von Jahr zu Jahr stärker gegen diesen staatlich organisierten Kinderraub. Eines der beliebtesten Mittel war die Selbstverstümmelung; auch die Eltern behielten lieber ein krüppelhaftes Kind als gar keins. Ein Schriftsteller jener Zeit sagt: „Die zärtlichste Mutter hielt den Finger des geliebten Sohnes unter dem Messer des Operateurs fest“. Ebenso nahm die Flucht ins Ausland ständig zu. Der Staat verschärfte als Gegenwehr seine Bestimmungen. 1850 wurde ein Straferlaß in Kraft gesetzt, nach dem für jeden fehlenden Rekruten drei andere Juden und für je 2000 Rubel Steuerrückstand ebenfalls ein Jude zu 25 jährigem Militärdienst eingezogen wurden. 1851 kam ein zweiter Erlaß zur „Vorbeugung der Flucht der Juden von der Rekrutenpflicht“ heraus mit der Bestimmung, daß die eingefangenen Flüchtlinge mit Ruten auszupeitschen und unter die Rekruten zu stecken seien, ohne daß sie der Gemeinde in Anrechnung gebracht werden sollten. Die Gemeinden, in deren Besitz man sie aufgriff, wurden mit Strafen belegt, die Familien der Flüchtlinge mußten ohne Rücksicht auf Alter und Stand Ersatzrekruten stellen, und aus jenen Gemeinden, die ihrer Rekrutenpflicht nicht Genüge leisteten, wurden die Gemeindeältesten eingezogen. 1853 wurden, um der Flüchtigen habhaft zu werden, die Bestimmungen abermals verschärft. Jeder Jude, der ohne Paß angetroffen wurde, sollte ohne weiteres Verfahren eingezogen werden, und jeder, der einen solchen paßlosen Juden einlieferte, erhielt darüber eine Rekruten-Quittung, durch die seine Staatstreue attestiert wurde. Die Folge dieser Spitzelbegünstigung war das Auftauchen ganzer Banden von Wegelagerern, die die reisenden Juden überfielen, sie ihrer Pässe beraubten und sie dann verbündeten Fängergruppen zur Ablieferung zuführten. Das Rekrutenfangen wurde ein vom Staat hochbezahltes schändliches Gewerbe, das das Leben innerhalb der Gemeinden in einer unbeschreiblichen Weise vergiftete und viel zur Hochzucht jener Elemente beitrug, die das Ansehen des Ostjudentums in der gesamten Welt schädigten.

Das System der Rekrutierung fand sein Ende mit dem Tode dieses judenfeindlichsten aller europäischen Herrscher des 19. Jahrhunderts. Durch das Krönungsmanifest Alexander II. vom 26. August 1856 wurde es aufgehoben.

Lit.: Dubnow, Neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Bd. II, S. 168 ff.

Mai 1925.

Agudas Jisroel.

Die Agudas Jisroel, die Weltorganisation der thoratreuen Judenheit, hat ihren Namen dem Passus Wejeossu chullom agudo achas (und sie mögen bilden alle einen Bund) aus der Rosch-ha-Schanah-Tefilla entlehnt. Ihre geistigen Väter sind Samson Raphael Hirsch (1808—1888) in Frankfurt a. M. und Esriel Hildesheimer (1820—1899) in Berlin, die Anfang der 70er Jahre angesichts der immer weiter um sich greifenden Zersetzung des Judentums und als Gegengewicht gegen die Erfolge des Liberalismus unter der Führung Abraham Geigers den Plan faßten, die gesetzestreuen Juden in Preußen zu einer Gegenorganisation zu vereinigen. Zu diesem Zweck gründete Samson Raphael Hirsch in Frankfurt a. M. die Israelitische Religionsgesellschaft und Esriel Hildesheimer in Berlin die Israelitische Synagogen-Gemeinde Adaß Jisroel und erwirkten die rechtliche Grundlage hierzu durch das sogenannte Austrittsgesetz vom Jahre 1876. Um die deutschen Juden in ihrer Gesamtheit für den Aguda-Gedanken zu erfassen, schuf Hirsch die Freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums. Als nach Hirschs Tode die von Theodor Herzl ins Leben gerufene Zionistische Weltorganisation an Ausdehnung und Macht gewann und gegenüber der nichtjüdischen Welt die einzige internationale Vertretung des Gesamtjudentums zu werden schien, wurde von den deutschen Leitern der Aguda der Plan gefaßt, die A. ebenfalls zu einer Weltorganisation der gesetzestreuen Juden zu erweitern. Von einer solchen versprach man sich neben ihrer politischen Bedeutung eine engere Fühlungnahme zwischen Ost- und Westjudentum, durch die das östliche Judentum das westliche geistig befruchten, das westliche hingegen dem östlichen Vorbild und Ansporn zu neuzeitlicher Organisation geben konnte. Am 28. Mai 1912 wurde von einem Frankfurter Provisorischen Komitee, an der Spitze Jakob Rosenheim, eine Zusammenkunft von Vertretern des gesetzestreuen Judentums aller Länder nach Kattowitz einberufen, wo die Weltorganisation begründet wurde. Als Programm der A. wurden auf der Kattowitzer Konferenz die nachstehenden Forderungen aufgestellt: organisatorische Zusammenfassung und innere Annäherung der zersprengten Teile der gesetztreuen Judenheit; Förderung des thoratreuen Judentums in allen Ländern; Besserung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen der jüdischen Massen; Hilfsaktionen; Vertretung der thoratreuen Judenheit gegenüber der übrigen jüdischen und nichtjüdischen Welt. Auf der Kattowitzer Konferenz wurde die Begründung von Landesorganisationen und Ortsgruppen an den größeren jüdischen Zentren beschlossen und nach ihrer Bildung die Einberufung einer großen Weltkonferenz vorgesehen. Diese, die Kenessio Gedaulo, würde für August 1914 nach Frankfurt a. M. einberufen, aber durch den Ausbruch des Weltkrieges auf fast ein Jahrzehnt hinausgeschoben.

In dem dazwischen liegenden Weltkrieg erwies sich der A.-Gedanke als fruchtbar. Die A. entfaltete eine lebhafte Fürsorgetätigkeit in allen vom Kriege betroffenen Ländern. Namentlich auf den Kriegsschauplätzen des Ostens nahm sie sich durch großzügige Hilfsaktionen der Witwen und Waisen, der Flüchtlinge, der vernichteten Schulen und der zerstörten Gemeinden an. Bis zum Jahre 1917 wurden mehr als eine Million Goldmark für die Bekämpfung der Kriegsschäden aufgebracht.

Im August 1923 tagte die Kenessio Gedaulo in Wien, aus allen Teilen der Welt besucht und in ihrem imponierenden Gepränge ein Bild von der Stärke und der Größe des A.-Gedankens, als dessen Fundament die Verbindlichkeit der Thora hingestellt wurde. Als Ausdruck für diese fundamentale und zentrale Stellung der Thora wurde als höchste geistige Instanz der A. der Rabbinische Rat, bestehend aus den hervorragendsten Rabbinern und Talmudisten der A.-Kreise, eingesetzt. Die von ihm im Geist der Thora getroffenen Entscheidungen sind für die agudistischen Institutionen bindend. Der Rabbinische Rat wird gewählt von der Kenessio Gedaulo, die alle fünf Jahre zusammentritt, um die jeweils notwendigen Beschlüsse zu fassen. Die vom Rabbinischen Rat, der Kenessio Gedaulo und dem Zentralrat gefaßten Beschlüsse werden vom Geschäftsausschuß in die Praxis umgesetzt. Außerdem führt ein politisches Exekutivkomitee die Verhandlungen zwischen der A. und den politischen außeragudistischen Organisationen.

Die A. J. umfaßt zurzeit zirka eine halbe Million organisierte Mitglieder. Das Zentralbüro befindet sich in Wien, die politische Exekutive — gleich der der Zionistischen Weltorganisation — in London. Eine in Wien erscheinende Zeitschrift „Haderech" (Der Weg) dient der Organisation als offizielles Organ. Zur speziellen Unterstützung des Thorastudiums und zwar sowohl des „Lernens" in allen agudistischen Ortsgruppen als auch insbesondere zum Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Stätten des Thorastudiums im Osten, der Jeschiwaus, wurde ein Fonds, der Keren Hatorah, geschaffen.

Die deutsche Landesorganisation der Welt-A. führt den Namen „Landesorganisation der Agudas Jisroel in Deutschland", Sitz ihrer Leitung ist Halberstadt, ihr Organ „Der Israelit" erscheint in Frankfurt a. M. Von den Institutionen der deutschen A., die zurzeit 12 000 registrierte Mitglieder umfaßt, sind in erster Reihe zu erwähnen: a) die A. J. Jugendorganisation (Zentrale Köln), b) der Deutsche Keren Hatorah (Zentrale Hamburg), dessen Bestrebungen dahin zielen, daß kein jüdisches Kind in Deutschland ohne Religionsunterricht aufwächst, und daß jeder Erwachsene, der lernen will, einen geeigneten „Lamden" (Lehrer) findet, c) das Agudas-Hilfswerk (Zentrale Berlin), das durch Kranken- und Lebensmittelfürsorge, Stellenvermittlung und Hausfrauenhilfe, Kindergärten usw. der sozialen Not entgegenarbeitet, d) der Kriegswaisenfonds, der fünf Waisenhäuser unterhält, und für mehrere hundert verwaiste Kinder sorgt, e) die Palästina-Zentrale (Sitz Frankfurt a. M.), die sich namentlich in letzter Zeit energisch am Aufbau Palästinas beteiligt hat, ausgedehnte Ländereien erworben hat und durch Ansiedlung gesetzestreuer Juden das thoratreue Element im neuen Palästina zu einem integrierenden Bestandteil des jüdischen Lebens zu erheben sucht.

Mai 1925.

Michael Meyer, Jeh. Halevi-Loge, Berlin.

„Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht.....

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich, weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik nicht verzeihte. Ich sah nicht, daß Moses trotz seiner Befeindung der Kunst dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm wie bei seinen ägyptischen Landsleuten auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie die Aegypter formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen wollte, ein großes ewiges heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen anderen Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte; er schuf Israel! Mit größerem Rechte als der römische Dichter darf jener Künstler, der Sohn Amrams und der Hebamme Jochebeths sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird.

...... bereits Moses war ein solcher Sozialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in bezug auf das Eigentum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Abschaffung des Eigentums tollköpfig zu dekretieren, erstrebte Moses nur die Moralisation desselben, er suchte das Eigentum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahres, wo jedes alinierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigentümer zurückfiel, gleichviel, in welcher Weise dasselbe veräußert worden. Diese Institution bildet den entschiedensten Gegensatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewissen Zeit der faktische Besitzer eines Gutes von dem legitimen Eigentümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn letzterer nicht zu beweisen vermag, während jener Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Diese letzte Bedingnis ließ der Schikane offenes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehen. Der Römer war zugleich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wußte er durch Zungendrescherei zu verteidigen. Nur ein Volk von Räubern und Kasuisten konnte die Proskription, die Verjährung erfinden und dieselbe konsaktieren in jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Kodex des römischen Zivilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist.

Ich habe eben von der Verwandschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst „die Völker der Sittlichkeit" nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht in Verjährung stigmatisiert; in dem Munde des niedersächsischen Bauern lebt noch heute das rührend schöne Wort: Hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht. Die mosaische Gesetzgebung protestiert noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses wollte nicht das Eigentum abschaffen. Er wollte vielmehr, daß jeder dessen besäße, daß niemand durch Armut ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emanzipators letzter Gedanke, und diese atmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei selbst haßte er über alle Maßen, schier ingrimmig, aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er mußte sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, daß der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Türpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt wurde und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Moscheh Rabbenu, hoher Bekämpfer der Menschheit, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsere gemütlichen Sklaven in schwarz-rot-goldener Livree mit ihren langen Ohren festnagele an das Brandenburger Tor!"

Mai 1925. *(Geständnisse.)*

Das Kaddisch-Gebet ist vermutlich als ein Hymnus, der nach Lehrvorträgen gesprochen wurde, im Zeitalter Christi in denselben Kreisen entstanden, aus denen auch das „Vater unser" hervorgegangen ist, mit dem es in seinen Anfangssätzen auffallend übereinstimmt. Diesem Zeitalter entsprechend ist das Kaddisch nicht in klassischem Hebräisch sondern in dem damals Volkssprache gewordenen Aramäisch abgefaßt. Dieses ursprünglich wohl nur nach den Lehrvorträgen aufgesagte Kaddisch enthielt einige Sätze, in denen die Gnade des Himmels für alle Lehrer und Schüler des Talmudstudiums herabgefleht wurde und die für das nach dem „Lernen" auch heute noch gesprochene Kaddisch beibehalten worden sind. Im Laufe der ersten Jahrhunderte der nachchristlichen Epoche ist das Kaddisch aus seiner ausschließlichen Verwendung beim Lernen auch in den Gottesdienst gekommen und wird nunmehr hier am Ende der Thoravorlesung und am Schluß sonst wichtiger Gebetsabschnitte eingeschaltet, wie es auch in der heutigen Gebetordnung noch üblich ist.

Zu einem Gebet der Trauernden wurde das Kaddisch durch die Sitte, am Sabbath der Trauerwoche nach dem Gottesdienst in der Synagoge einen Segen über die Leidtragenden auszusprechen, dem sich das Kaddisch anschloß, das aber nunmehr für diese besondere Anwendung durch einen Schlußsatz mit der Bitte um Frieden und Lebensglück für die Ueberlebenden und ganz Israel abgeschlossen wurde. Dieser Schlußsatz ... עֹשֶׂה שָׁלוֹם בִּמְרוֹמָיו steht heute am Ende des Kaddisch sowohl in dem alten aramäischen Dialekt, als auch im klassischen Hebräisch und ist in dieser letzten Fassung neben dem Sch'ma Jisroel wohl der bekannteste Satz der Liturgie geworden.

Als in den Kreuzzügen durch den Tod zahlloser Märtyrer in den Gemeinden ganze Gruppen von Waisen entstanden, bürgerte sich die Sitte ein, daß die Kinder zum Andenken an die Eltern das Kaddisch hersagten, und so entstand das „Waisen-Kaddisch" und die Sitte, daß der Sohn für die verstorbenen Eltern Kaddisch sagt. Da man ohnehin seit den Tagen des Altertums den Todestag der Eltern durch ernstes Gedenken, durch Fasten und durch Gräberbesuchen zu feiern pflegte, kam nunmehr auch der Brauch auf, am Sterbetage alljährlich „zur Jahrzeit", das Kaddisch zu sagen.

Aus den Kreisen des mystischen Judentums, Kabbala und später Chassidismus, entstand die Vorstellung, daß dem Kaddisch eine mystische Kraft innewohne, daß es aus dem Munde der betenden Kinder bis zu den Toten klinge, ihnen sozusagen Kunde von der Liebe der Angehörigen über das Grab hinaus zutrage und vor Gottes Thron um Seligkeit für die Dahingeschiedenen bitte. Diese Vorstellung verstärkte noch das Ansehen des Kaddisch-Gebets und das Bewußtsein der Pflicht in den Hinterbliebenen, Kaddisch zu sagen. Das seit Jahrtausenden im Judentum lebendige Streben, männliche Nachkommenschaft zu besitzen, gipfelte nun in dem Wunsch, einen Sohn zu haben, der nach dem Tode das Kaddisch sprechen und so nicht nur das Andenken des Verstorbenen sondern auch die lebendige Beziehung zwischen der Welt der Zurückgebliebenen und dem Toten aufrecht erhalten sollte. Für seine Welt- und Menschverlassenheit findet der sterbende Dichter keinen höheren Ausdruck als die Klage: „Keine Messe wird man singen, keinen Kaddisch wird man sagen, nichts gesagt und nichts gesungen wird an meinen Sterbetagen." In Wahrheit liegt die hohe Bedeutung des Kaddisch wohl darin, daß es durch die Pflicht des Kaddischsagens eine lebenslängliche, unzerreißbare Beziehung der Pietät zwischen dem zurückbleibenden Kind und seinen verstorbenen Eltern herstellt, die Idee von der Unzerstörbarkeit des menschlichen Wesens durch den Tod in der Seele der Hinterbliebenen kräftigt und sie dadurch tröstet, den Einzelnen in den Stunden seines Schmerzes zur Gesamtheit hinleitet, dadurch das Gemeingefühl stärkt und im Kreise dieser Gemeinschaft selbst das Andenken der Verstorbenen durch das laut herausgehobene Kaddisch-Sagen der Trauernden wach erhält. In unzähligen Fällen sind Menschen, die durch das Schicksal dem Judentum entfremdet und der jüdischen Gemeinschaft entführt wurden, durch die Erinnerung an die Pflicht des Kaddischsagens nach jahrzehntelanger Unterbrechung wieder zum ersten Mal in einen Tempel gekommen und durch diesen einmaligen Anlaß dann für dauernd wieder dem Kreise jüdischen Lebens zugeführt worden. In diesem Sinne hat Leopold Kompert im Jahre 1865 geschrieben:

„Es ist dies jenes seltsame, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrtausend zu Jahrtausend überkommene Gebet, das einen wesentlichen Bestandteil des täglichen Gottesdienstes bildet. Sein Ursprung ist geheimnisvoll; Engel sollen es vom Himmel herabgebracht und die Menschen gelehrt haben. Um dieses Gebet schlingen sich die weichsten Fäden kindlichen Empfindens und menschlichen Erinnerns; denn es ist das Gebet der Waisen! Wenn Vater und Mutter stirbt, sollen es die nachgelassenen Söhne täglich, am Morgen und am Abend, im Gotteshause durch das ganze Trauerjahr, und dann am jedesmaligen Todestage, oder, wie es in der Sprache der „Gasse" heißt: „zur Jahrzeit" sprechen, denn es wohnt ihm eine gar wunderbare Kraft inne. Aus dem Munde von Waisen klingend, sprengt es die Gräber und sagt den toten Eltern, daß ihr Kind ihrer gedenke; dann tritt es unmittelbar vor Gottes Thron und bittet dort um den ewigen Frieden der Dahingeschiedenen, um Schonung und Barmherzigkeit!

Fürwahr! wenn es irgend ein Band gibt, stark und unauflöslich genug, um Himmel und Erde aneinander zu ketten, so ist es dieses Gebet! Es hält die Lebenden aneinander und bildet die Brücke in das geheimnisvolle Reich des Todes. Fast könnte man sagen, dieses Gebet sei der Hüter und Wächter des Volkes, von dem allein es gebetet wird; in ihm liegt die Bürgschaft seiner eigenen Fortdauer. Kann ein Volk untergehen und in das Nichts zerstäuben, solange ein Kind seiner Eltern gedenkt?

Es mag seltsam klingen. Mitten aus dem Taumel der wüstesten Zerstreuung hat dieses Gebet der Erinnerung manches verwilderte Gemüt aufgeschreckt, daß es sich besann und wenigstens für kurze Zeit

im Andenken an die toten Eltern sich gleichsam heiligte. Solch ein Gemüt überkommt es dann mit Schauern, wenn es die Wege überschaut, die es bisher gegangen, und sie mit denen vergleicht, die es gegangen wäre, wenn das Auge vom Vater und Mutter noch über ihm leuchtete!

Eben weil dieses Gebot eine Wiedergeburt des am Menschen Vergänglichen im Geiste ist, weil es ein bloßes Sterben nicht zugibt, weil es die Blüte, die vom Baum der Menschheit welk abgefallen ist, im Gemüt wieder auferstehen und sich entfalten läßt — darum ist es von solch heiliger Gewalt! Zu wissen: du stirbst, du trittst aus dieser ewig ruhelosen, hinfälligen Hülle in ein geheimnisvolles Jenseits, aber die Erdscholle, die über deinem Haupte rauscht und fällt, deckt dich nicht ganz; es bleiben solche zurück, die wissen, daß du gestorben bist, die, wo sie immer auf dem weiten Erdenrunde, ob im Gewande der Armut oder im schimmernden Prunk des Reichtums sich befinden, dieses Gebet dir nachsenden — zu wissen: du nennst keinen grünen Fleck in diesem Lande dein, du läßt ihnen kein Haus, keinen Hof und Acker zurück, daß sie dein gedenken müßten: dennoch bewahren sie dein Andenken als ihr teuerstes Erbe..... unbedeutend, verachtet, eine Schaumblase, die du im Leben warst, erheben sie dich, wenn du längst nicht mehr bist, zur Bedeutendheit..... sie raffen dich aus dem Staub der Vergänglichkeit auf."

Mai 1925.

Lit.: J. Elbogen. „Der jüdische Gottesdienst", S. 92 u. ff.
„Das Kaddisch-Gebet", Gemeindeblatt der Jüd. Gemeinde, Berlin 1916. 6. Jahrgang. Nr. 2. S. 15/17.

Jüdische Nobelpreisträger.

Der seit dem Jahre 1901 alljährlich zur Verteilung gelangende Nobelpreis ist bis 1923 an 124 Personen und an drei Institute verteilt worden. Unter den 124 Personen sind elf Juden und vier Halbjuden aus Mischehen. Die mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Juden sind:

1907 Albert A. Michelson, Preis für Physik. M. entstammt ostjüdischen Eltern und ist im Jahre 1852 zu Strelno an der deutsch-russischen Grenze geboren, wanderte frühzeitig mit seinen Eltern nach Amerika aus und wurde an einer Schule zu San Francisco erzogen. Mit Hilfe eines Stipendiums des Präsidenten Grant besuchte er die Marineakademie und wurde dann an ihr als Lehrer für Physik und Chemie angestellt. Sein Interesse wandte sich vorwiegend den Problemen der Lichtgeschwindigkeit zu, er wiederholte die berühmten Lichtgeschwindigkeitsversuche von Foucault und errechnete als Lichtgeschwindigkeit die Zahl 299 910 km mit einer möglichen Fehlergrenze von 60 km. 1879 wurde er Assistent des berühmten amerikanischen Astronomen Newcomb und erhielt dann den Auftrag zu einer Studienreise nach Europa, wo er unter Helmholtz und Quincke in Deutschland und bei dem später ebenfalls mit dem Nobelpreis ausgezeichneten jüdischen Physiker Lippmann in Paris Studien unternahm. 1880 stellte er im Berliner Physikalischen Institut und im Physikalischen Observatorium zu Potsdam seine berühmten Michelsonschen Versuche über die Beziehungen zwischen Lichtgeschwindigkeit und Erdbewegung an, durch die er nachzuweisen suchte, daß sich das Licht rascher bewegt, wenn es auf der Flugbahn der Erde dieser von vorn entgegenkommt, als wenn es ihr von hinten her nacheilt, jener Michelsonsche Versuch, der den praktischen Ausgangspunkt der Einsteinschen Relativitätstheorie und als solcher die Einleitung zu jeder Darstellung der Relativitätstheorie bildet.

Nach Amerika zurückgekehrt, wurde Michelson zuerst Professor für Physik in Cleveland, wiederholte hier die Versuche über die Lichtgeschwindigkeit von Fizeau, 1899 wurde er an die Clark-Universität und 1892 von dort nach Chicago berufen, wo er sich hauptsächlich mit der Lichtinterferenz, der Spektralanalyse und den elektromagnetischen Erscheinungen beschäftigte. Auf dem Wege dieser Laufbahn wurde Michelson Gegenstand zahlreicher Ehrungen, von denen sich der kleine auswandernde Judenknabe sicher nichts hat träumen lassen. Er wurde Mitglied fast aller großen physikalischen Gesellschaften, Ehrenmitglied mehrerer amerikanischer und europäischer wissenschaftlicher Gesellschaften, Ehrendoktor mehrerer amerikanischer Universitäten und von Cambridge, 1887 Vizepräsident und seit 1900 ständiger Präsident der American Physical Society, erhielt 1889 die Rumford-Medaille, 1900 den Grand Prix der Pariser Weltausstellung, 1902 die Matteucci-Medaille Rom, 1907 die Copley-Medaille London und im gleichen Jahre den Nobelpreis für Physik.

1908 Gabriel Lippmann, Preis für Physik, geboren 1845 zu Hollerich (Luxemburg), war Schüler von Kirchhoff und Helmholtz, und wurde später Professor der Physik an der Universität in Paris, lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten auf verschiedenen Gebieten der Physik, so der Kapillartheorie, des Magnetismus, der Elektrizität und der Aetherforschung. Es gelang ihm, mit Hilfe neuer sinnreicher Methoden die Aetherwelle des Lichtes direkt zu photographieren und ihre Wellenlänge in den verschiedenen Farben experimentell festzustellen. Unter seinen verschiedenen Konstruktionen ist die bekannteste der Coelostat, ein Apparat, mit dessen Hilfe es möglich ist, das Bild der Sterne, die sich infolge der Erdumdrehung scheinbar am Himmelsgewölbe bewegen und dadurch aus den feststehenden Meßapparaten ständig entfliehen, örtlich derart zu fixieren, daß man sie stundenlang ohne Verschiebung des Instrumentes beobachten kann, wodurch überhaupt erst zahlreiche astronomische Untersuchungsmethoden möglich geworden sind.

1908 Paul Ehrlich, Preis für Medizin, geboren 1854 zu Strehlen in Schlesien, gestorben 1915 zu Frankfurt a. M., Erfinder der Vitalfärbung, d. h. der Färbung lebender Gewebe, Erfinder der Tuberkelbazillusfärbung, Begründer der Chemotherapie, d. h. der Bekämpfung der Krankheiten durch synthetisch hergestellte und auf den Krankheitserreger chemisch eingestellte Mittel, Erfinder des gegen die Schlafkrankheit wirksamen Atoxyls, des Syphilismittels Salvarsan, Begründer der Seitenkettentheorie zur Erklärung der Immunitätsvorgänge, Erfinder der Wertbestimmung des Diphterieserums, wodurch erst die allgemeine und exakte Anwendung desselben in weitem Ausmaß möglich wurde, diverser Farbstoffe, um mikroskopische Einzelheiten sichtbar zu machen usw. usw. (S. Sammelbl. Ehrlich).

1910 Otto Wallach, Preis für Chemie, geboren 1847 zu Königsberg, studierte in Göttingen bei dem bekannten Chemiker und Darsteller der ersten organischen Verbindung, des Harnstoffes, Wöhler, dann in Berlin, wurde 1876 Professor für Chemie und 1889 auf den Lehrstuhl Wöhlers nach Göttingen berufen. Wallach hat ausgedehnte und sehr erfolgreiche Untersuchungen auf dem Riesengebiet der Chemie der flüchtigen Oele ausgeführt, die in einem großen Werk „Terpene und Kampher" 1909 gesammelt erschienen sind und durch die er die industrielle Herstellung künstlicher Duftstoffe, wie Kampher, Terpentin, Mandelöl, Fichtenöl, Eukalyptusöl usw. ermöglichte und ein Industriegebiet erschließen half, das in Deutschland allein an künstlichen Riechstoffen jährlich Werte in der Höhe von 50 Millionen M. produziert.

1911 Alfred H. Fried, die Hälfte des Friedenspreises, geboren 1864 zu Wien, war zuerst Buchhändler, dann Journalist und wurde unter dem Einfluß von Berta v. Suttner Pazifist, gründete 1892 die Deutsche Friedensgesellschaft, 1899 die Friedenswarte, als deren Herausgeber er in jeder Nummer einen bemerkenswerten Aufsatz zur Friedensfrage veröffentlichte mit dem Hauptziel, die deutschen Rechtsgelehrten für den internationalen Friedensgedanken zu gewinnen. Seine Hauptwerke: „Das Abrüstungsproblem" (1905), „Der kranke Krieg" (1909), „Pan-Amerika" (1910), „Handbuch der Friedensbewegung" (1905). (S. Sammelbl. Fried.)

1911 Tobias Michael Carel Asser, die Hälfte des Friedenspreises, geboren 1838 zu Amsterdam, seit 1862 Professor für Internationales Recht zu Amsterdam, seit 1875 Rechtsbeistand des Ministers des Aeußern, seit 1904 holländischer Staatsminister, ferner Ehrendoktor von Cambridge, Edinburg, Bologna usw. Im Jahre 1873 gründete Asser in Gemeinschaft mit seinen Arbeitsgefährten das Institut für Internationales Recht. 1884 gab er sein Hauptwerk „Elemente des internationalen Privatrechts" heraus, durch das er die Grundlage für die internationale Statuierung der allgemein gültigen Rechtsbegriffe schuf. Auf seine Initiative berief die holländische Regierung die vier Konferenzen für Internationales Privatrecht nach dem Haag ein, die 1893, 1894, 1900 und 1904 unter seinem Vorsitz stattfanden. Auf den beiden großen Friedenskonferenzen im Haag 1899 und 1907, die von dem jüdischen Staatsrat Bloch in Petersburg inauguriert waren und durch Blochs Einfluß unter dem Patronat des russischen Zaren stattfanden, war Asser der Vertreter Hollands.

1914 Robert Barany, Preis für Medizin, geboren 1876 zu Wien, wurde nach Beendigung seines medizinischen Studiums Assistent bei Politzer, dem Hauptbegründer der modernen Ohrenheilkunde, und vier Jahre später Privatdozent für Ohrenheilkunde an der Universität in Wien. Er erhielt 1912 die Hälfte des Politzer-Preises des Internationalen Otologen-Kongresses zu Boston, 1913 den Preis der Akademie der Wissenschaften in Brüssel und im selben Jahr den nach dem großen Nervenforscher benannten Erb-Preis für die beste Arbeit auf dem Gebiete der Nervenheilkunde, 1914 den Guyot-Preis der Universität Groningen für die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiete der Ohrenheilkunde und den Nobelpreis für Medizin — eine selbst unter Nobelpreisträgern ungewöhnlich ruhmreich rasche Karriere. Barany hat in über hundert wissenschaftlichen Arbeiten die Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie des Ohres und der mit ihm in Beziehung stehenden Gehirnteile um die wertvollsten Entdeckungen bereichert und dadurch ebensowohl der exakten Wissenschaft wie der Heilkunde zahlreiche neue Wege gewiesen. 1906 gelang es ihm, die erste Methode für eine exakte Funktionsprüfung des Bogengangapparates im inneren Ohr anzugeben, welche es ermöglicht, eine beginnende Eiterung des inneren Ohres so frühzeitig festzustellen, daß der Patient vor der sich oft anschließenden und dann meist tödlich verlaufenden Hirnhautentzündung in der Mehrzahl der Fälle bewahrt werden kann. Seit der Baranyschen Entdeckung ist die Zahl der Todesfälle an Hirnhautentzündung ganz erheblich zurückgegangen. Nicht weniger wichtig für die Erkenntnis der schwer feststellbaren Ohren- und Hirnerkrankungen ist der Baranysche Symptomkomplex, der Erkrankungen des Kleinhirnes feststellen und den Stand der Heilung oder der Verschlechterung objektiv bemessen läßt. Auf Grund dieser Kleinhirnforschungen stellte Barany eine viel beachtete neue Theorie dieses noch wenig erforschten Organes auf und ermittelte 1909 eine neue wertvolle Methode zur Untersuchung desselben sowie der angrenzenden Teile des Ohres und des Rückenmarkes. Im Kriege führte Barany eine ausgezeichnete Methode zur Behandlung von Kopfverletzungen ein, die die Prozentzahl der Heilungen wesentlich heraufschraubte. Ferner veröffentlichte er zahlreiche Untersuchungen über Augenbewegungen, Schwindel, Seekrankheit, die Funktion der Bogengänge usw. Seit 1917 ist Barany Professor in Upsala.

1915 Richard Willstätter, Preis für Chemie, geboren 1872 zu Karlsruhe, studierte in München unter Ad. v. Baeyer, dessen Assistent er später wurde. 1905 folgte Willstätter einem Ruf an die Technische Hochschule in Zürich, von wo er 1912 nach Berlin an das Chemische Institut der damals gegründeten Kaiser Wilhelm Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften berufen wurde. Nach dem Tode Ad. v. Baeyers ging er als dessen Nachfolger nach München. 1924 legte er, als ein jüdischer Anwärter auf eine Dozentenstelle aus antisemitischen Gründen zu Unrecht übergangen wurde, als Protest sein Lehramt nieder, obwohl sich sämtliche einschlägigen Stellen vom Ministerium bis zur Studentenschaft herab eifrigst um die Erhaltung Willstätters für den Münchener Lehrkörper bemühten. Willstätter wollte der Welt ein Beispiel geben, „wie ein anständiger Mensch zu handeln hat". Die Verdienste Willstätters liegen auf dem Gebiet der Erforschung des Blattgrüns und der Blütenfarbstoffe. Das grüne Chlorophyllkorn der Pflanzenzelle ist der mikroskopische Sonnenmotor, der mit der Kraft der Aetherwellen aus der Kohlensäure der Luft und dem Wasser des Bodens die Stärke, den Hauptbestandteil des Mehls, baut und seine Erforschung ist identisch mit der Enthüllung eines der tiefsten und für die Technik der Zukunft vielleicht wichtigsten Lebensgeheimnisse unseres Planeten. Es ist heute noch nicht abzusehen, welche Folgen die Aufklärung der chemischen Chlorophyll-Konstitution für spätere Zeiten haben wird; es ist jedenfalls eines der schwierigsten und zugleich verheißungsvollsten Probleme der modernen Chemie und dieses Problem angegriffen und über Erwarten weit gefördert zu haben, ist das außerordentliche Verdienst von Willstätter, der seine Arbeiten in 24 Abhandlungen in Liebigs Annalen in den Jahren 1906—1914 veröffentlicht und dann in einem großen Werk „Das Chlorophyll" zusammengefaßt hat.

1918 Fritz Haber, Preis für Chemie, geboren 1868 zu Breslau, studierte auf mehreren Universitäten und Hochschulen Chemie und war von 1894 bis 1911 als Assistent und später Privatdozent für chemische Technologie an der Technischen Hochschule Karlsruhe tätig. 1906 wurde er als Professor für physikalische Chemie und Elektrochemie an das Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem berufen. Hier löste er während des Krieges nach jahrelangen theoretischen Vorarbeiten ein von den verschiedensten Forschern mit den verschiedensten Mitteln erstrebtes, sowohl rein wissenschaftlich wie volkswirtschaftlich ungemein wichtiges Problem, nämlich die chemische Verwertung des Luftstickstoffs. Im Gegensatz zu dem leichtbeweglichen Sauerstoff, der mit fast allen Stoffen rasch und leicht Verbindungen eingeht (Oxydation), ist der Stickstoff, der 79% der atmosphärischen Luft ausmacht, ein außerordentlich träges Element, das sich nur sehr schwer und mit den bisherigen technischen Mitteln überhaupt nicht mit